



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Praeterita

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens
vielleicht wert sind

Ruskin, John

Strassburg i. E., 1903

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

Th. Knorr,
Praeterita.

Selbstbiographie John Ruskins.



9

2

Ihrn lieben Sohn Wolf.

August Schmoll v. Eisenwerth
Josephine Schmoll v. Eisenwerth

Darmstadt, 25. Okt. 1904.

Praeterita

Handwritten text at the top of the page, likely a title or header.

Handwritten text in the upper middle section, possibly a signature or a block of text.

Handwritten text in the middle section, possibly a date or a reference.

Handwritten text in the lower middle section, possibly a signature or a block of text.

Præterita

Ansichten und Gedanken aus
meinem Leben, welche des
Gedenkens vielleicht wert sind

von

John Ruskin

Aus dem Englischen übersetzt und
herausgegeben von Theodor Knorr

Zweiter Band



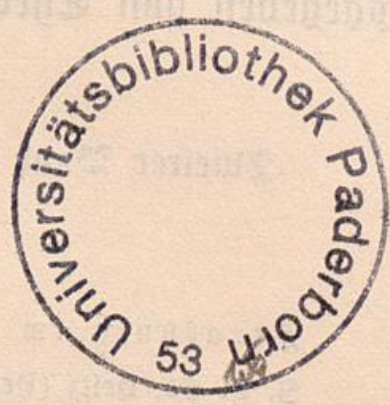
Straßburg im Elsaß 1903
A. H. Ed. Hertz (Hertz & Mündel)

Paderborn

Einzelnen und Gesamten aus
meinem Leben, welche des
Bedeutenden nicht wert sind

von

Alle Rechte vorbehalten.



06
EAPC
1058
-2

Schmoll/3788

Inhalt des zweiten Bandes.

(Die Jahreszahlen, die den einzelnen Kapiteln beige gedruckt sind, geben die Zeit an, von welcher das betreffende Kapitel hauptsächlich handelt, obgleich häufig auch auf spätere Jahre darin Bezug genommen sein mag.)

	Seite
Erstes Kapitel: Mündig. 1839—40	7
Zweites Kapitel: Rom. 1840	31
Drittes Kapitel: Cumae. 1840—41	53
Viertes Kapitel: Fontainebleau. 1841—44	72
Fünftes Kapitel: Der Simplon. 1844	98
Sechstes Kapitel: Der Campo Santo. 1845	124
Siebtes Kapitel: Macugnaga. 1845	141
Achtes Kapitel: Auf Denmark Hill. 1845	165
Neuntes Kapitel: Bandalenfest. 1845	178
Zehntes Kapitel: Großmunt. 1846—47	194
Elftes Kapitel: Das Hotel zum Mont Blanc. 1849	209
Zwölftes Kapitel: Otterburn	225
Dreizehntes ¹ Kapitel: Die Grande Chartreuse. 1850—60	235
Vierzehntes Kapitel: Mont Belan. 1854—56	259
Fünfzehntes Kapitel: Die Esterel-Berge. 1856—58	288
Sechzehntes Kapitel: Johanna's Fürsorge. 1864	305

¹ Kapitel 13—16 sind in der englischen Originalausgabe Kapitel 1—4 des dritten Bandes, welcher außerdem noch die Briefsammlung „Dilecta“ enthält, die bei der vorliegenden Uebersetzung nicht berücksichtigt wurde.

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Lebensgeschichte des ersten Bischofs von Osnabrück
und seine die Zeit von dem Tode des ersten Bischofs
bis zum Tode des zweiten Bischofs betreffende Geschichte
des Bistums Osnabrück (nach dem Original).

1	Erstes Kapitel: Bischof 1552-55
81	Zweites Kapitel: Bischof 1555-58
85	Drittes Kapitel: Bischof 1558-61
125	Viertes Kapitel: Bischof 1561-64
125	Fünftes Kapitel: Bischof 1564-67
124	Sechstes Kapitel: Bischof 1567-70
141	Ständes Kapitel: Bischof 1570-73
165	Ständes Kapitel: Bischof 1573-76
178	Ständes Kapitel: Bischof 1576-79
191	Ständes Kapitel: Bischof 1579-82
203	Ständes Kapitel: Bischof 1582-85
226	Ständes Kapitel: Bischof 1585-88
226	Ständes Kapitel: Bischof 1588-91
226	Ständes Kapitel: Bischof 1591-94
226	Ständes Kapitel: Bischof 1594-97
226	Ständes Kapitel: Bischof 1597-1600
226	Ständes Kapitel: Bischof 1600-03
226	Ständes Kapitel: Bischof 1603-06
226	Ständes Kapitel: Bischof 1606-09
226	Ständes Kapitel: Bischof 1609-12
226	Ständes Kapitel: Bischof 1612-15

Die Geschichte des Bistums Osnabrück in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts
und die Geschichte des Bistums Osnabrück in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts
und die Geschichte des Bistums Osnabrück in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts
und die Geschichte des Bistums Osnabrück in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts
und die Geschichte des Bistums Osnabrück in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts
und die Geschichte des Bistums Osnabrück in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts
und die Geschichte des Bistums Osnabrück in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts
und die Geschichte des Bistums Osnabrück in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts
und die Geschichte des Bistums Osnabrück in der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts
und die Geschichte des Bistums Osnabrück in der zweiten Hälfte des 21. Jahrhunderts

Erstes Kapitel.

Mündig.

Dieser zweite Band wird, fürchte ich, vielen Lesern weniger gefallen als der erste, der mehr Gnade fand, als ich hoffen durfte. Nicht, daß ich des Erzählens müde wäre, sondern weil die Erzählung künftig mehr von mir selbst als von andern handeln wird. Denn, wenn ich tiefer in den Spiegel sehe, finde ich, daß ich eine merkwürdigere Persönlichkeit bin, als ich dachte. Ich habe mir früher eingebildet, jeder müsse Wolken und Felsen ebenso gern haben wie ich, nachdem ich ihn erst einmal darauf hingewiesen, sie näher anzusehen; aber ich finde nach fünfzigjähriger Probe, daß dem nicht so ist, sogar bis auf den heutigen Tag nicht. Denn, daß in der alten Zeit Wolken und Berge, die mir so zu sagen das Leben gewesen sind, der Menschheit nur Unbehagen und Schrecken einflößten, habe ich lang gewußt.

Im ersten Bande (Seite 102) erzählte ich von dem Vergnügen, das ich unter dem St. Vincentfelsen bei Clifton gefunden habe, und von dem Beginn meiner

mineralogischen Studien, die sich dort an die Quarzstücke angeschlossen, welche sich heute in der Brantwood-Sammlung (Nr. 51) befinden. Man vergleiche mit den kindlichen Gefühlen, die dort Ausdruck fanden, das frühere Urtheil John Evelyns, das er am 30. Juni 1654 ausspricht:

„Die Stadt (Bristol) hat blühenden Handel, da sie an dem berühmten Severne liegt und eine günstige Lage für Irland und die westliche Welt hat. Hier sah ich zuerst Zucker läutern und in Form gießen, und wir erquickten uns an Spiegeleiern, die wir im Zuckerofen backen ließen, und vortrefflichem spanischem Wein. Was mir aber am gewaltigsten auffiel, das war der Felsen von St. Vincent unweit der Stadt, dessen steile Höhe an die schroffsten Felswände der Alpen heranragt, wo unten in außerordentlicher Tiefe der Fluß dahinrauscht. Hier suchten wir Diamanten und gingen auch zu der heißen Quelle am Fuß des Felsens. Bei dieser schrecklichen Klippe liegt sehr romantisch ein ansehnliches Schloß.“

Augenscheinlich war Evelyn ordentlich froh, als er wieder in Bath angelangt war, und wenn er auch später die Stadt und Grafschaft Nottingham ohne Worte des Mißfallens schildert, „sie scheine wie ein einziger Fels“, so begründet er seine Nachsicht mit diesem abstoßenden Gebirgsbau schließlich durch die Bemerkung: „ein äußerst freundlicher Landstrich mit Bewohnern von gebildetem Betragen.“ Ueber seine Eindrücke der „stupenten“ Felsklippen bei Fontainebleau

und der bäurischen Leute beim Simplon muß ich an einer andern Stelle sprechen.

In diesen und vielen andern kleinen Zügen finde ich den typisch englischen Geist, von damals so gut wie von heute, so völlig entgegengesetzt dem meinigen und dem der wenigen Geistesgefährten, die mit mir vereint durch diese Welt der Sorgen wandern, daß es für mich der Gegenstand eines tiefen wissenschaftlichen Interesses im Sinne Darwins geworden ist, der Entwicklung meiner Spezies bis in ihre Urfänge nachzugehen und sie bis zu ihrem Erlöschen zu verfolgen. Deshalb muß ich gleich hier dem Leser anvertrauen, daß im Gegensatz zu der bescheidenen Art, in welcher andere ihre Lebensgeschichte schreiben, indem sie derer gedenken, mit welchen sie auf dem Lebenswege zusammengetroffen sind, ich in meiner Biographie nur derer erwähnen werde, die auf mein kleines Selbst, deutlich erkennbar, erzieherisch und läuternd eingewirkt haben.

Zuerst kehre ich zu meinem ehemaligen Mathematik-Lehrer, dem armen Herrn Rowbotham zurück. Als ich nach Oxford ging, fielen natürlich unsere Thee-abende für ihn aus, die er schmerzlich vermißt haben mag. Aber sobald wir zu Hause waren, wurde verabredet, daß er ungefähr alle vierzehn Tage, wenn er sich stark genug fühle, zu uns auf Herne Hill kommen möge. Es war keine Freude für uns, wenn wir ihn am Gartentor erscheinen sahen, aber wir hatten

das Gefühl, daß es einfach unsere Pflicht sei, sein krankhaft schnelles Atmen auszuhalten, da wir seinem elenden Dasein damit für ein paar Stunden eine bescheidene Rast gewährten. Auch nahmen wir in der That ein wenig herzlichen Anteil an ihm. Sein beharrliches Dulden und seine hilflose Unschuld hatten seinem Gesicht einen Zug stiller Größe aufgeprägt. Er brachte uns manche Neuigkeiten aus der mathematischen und philologischen Welt und erzählte uns hin und wieder interessante Einzelheiten aus dem Gebiete der Technik, wenn er kürzlich bei seinem Freunde, Herrn Crawshaw, zu Besuch gewesen war. Die Verhältnisse bei ihm zu Hause wurden immer trostloser, bis eines Tages der kleine, zehnjährige Peepj irgend etwas verschluckte, und daran starb. Der Vater erzählte traurig von dem schmerzlich langen Leiden, welches das Kind auszustehen hatte, bevor es starb; schließlich aber machte er doch die Bemerkung, es sei besser, daß es nun hinweg genommen worden, — besser für das Kind und besser für die Eltern. Man sah wohl, daß sein armer Mathematikerkopf einer seiner schwierigsten Rechenaufgaben enthoben worden sei, und an jenem Abend zeigte das traurige Gesicht meines Lehrers einen ruhigeren Ausdruck als sonst.

Mir wollte seitdem nimmermehr aus dem Kopf, was es heißt, ein Menschenleben führen in den Vorstädten Londons.

Ich muß auch die Lebensgeschichte Dr. Grants wieder aufnehmen und bis zu der Zeit fortführen, von der

ich hier rede. Da sein Ruf und Ansehen stetig wuchs, heiratete er Frau Sidney, eine Dame aus den höheren Gesellschaftskreisen aus Richmond; er übernahm damit die Vormundschaft über zwei äußerst hübsche und aufgeweckte Mädchen, Auguste und Emma, welche ihrem Stiefvater gleich von Anfang an Vertrauen, bald aber kindliche Liebe und Ergebenheit bewiesen. Da sie auch meine Mutter schätzen und lieben lernten, wurden sie in unserm Hause bald gerngesehene Gäste. Emma, die jüngere, hatte ein schönes Zeichentalent und andere liebenswürdige Gaben. In der Zeit, von der ich hier berichte, waren die gemeinsamen Frühstücke im „Stern und Orden“ seltener geworden, und wenn sie stattfanden, wurden sie mit einem Besuch in Hampton Court verbunden; der große Weinstock dort und der Irrgarten waren Sehenswürdigkeiten, die nicht begeisterten, aber die Cartons Rafaels legten sich auf mich wie ein Alpdrücken und waren und blieben eine lästige Zugabe, die mich begeisterten.

Wenn ich mit meiner Cousine Mary in dem Irrgarten herumstreifte (einmal auch mit Adele und Elise im Mondenschein, gleich einer Wanderung durch Dantes schimmerndes Paradies), befand ich mich in einer Zauberwelt, wo eine Märchenkönigin herrschte; und ich war nachher geschäftig, immer unentwirrbarere Irrwege auf den leeren Seiten meiner Hefte zu entwerfen, womit ich ebenso viel Zeit vergeudete wie vormals mit der Dreiteilung des Winkels.

Die Münzen von Gnossus und die Darstellungen

des Dädalus, Theseus und Minotaurus wurden mir dadurch so verständlich wie wenigen anderen, und ich habe manches Blatt Manuscript darüber geschrieben, das seiner Verwendung in „Ariadne Florentina“ und andern labyrinthischen Büchern entgegenharrt.

Inzwischen war die alte Frau Monro zur letzten Ruhe eingegangen und auch die silberfranzige Petite war nicht mehr. Frau Gray hatte nicht mehr so viel Sinn für das schmutze Aussehen ihres Hauses und die schattigen Baumgänge, und Herr Gray widmete sich mehr und mehr dem „Don Quixote“ und meinen Dichtungen im „Freundschaftsopfer“ und sein Geschäft ging dabei zurück. Als rechte Schotten dachten sie beide, jenseits der englischen Grenze müsse ihnen das Glück blühen; so gingen sie nach Glasgow und Herr Gray übernahm irgend ein kleines Weingeschäft und las an Stelle des Don Quixote — den „Rob Roy“. Auf unserer Reise nach Schottland besuchten wir sie dort und sahen mit Betrübnis, wie es auch hier in ihrer schottischen Heimat mit ihnen bergab ging. Um sie ein wenig zu zerstreuen, luden wir sie auf Herbst nach Oxford ein, damit sie sehen könnten, wie ihr verwöhnter Johnnie sich auf der hohen Schule anlasse. Und als die lieben beiden Menschen in der Christ Church Kapelle unter der Orgel saßen und unter deren brausenden Tönen mich und meine Kameraden im seidenen Talar hereintreten sahen, umspielt von Rembrandtischen Lichtern

auf den schweren, normannischen Säulen, da schmolz es in beiden zu warmen Tränen, und sie verharrten ohne viel zu sagen, den ganzen Abend in andächtiger, ernstester Freude.

Auch Herrn Telfords und seiner drei Schwestern habe ich schon allzu lange nicht mehr erwähnt; und doch ist Henry Telford mit seinem ruhigen Gesicht, auf dem ein leichter Hauch von Melancholie und Mitempfinden lag — durch seinen täglichen Ritt vom Bromley herein zum Geschäft leicht von der Sonne gebräunt — eines der liebsten Bilder, welche, ungelesen vom Auge des Gastes, von der Wand meines Speisezimmers herabschauen.

Herr und Frau Robert Cockburn bewiesen uns zwar mit den Jahren eine immer freundlichere Teilnahme, waren jedoch mit unserer klösterlichen Lebensführung durchaus nicht einverstanden und nahmen ein wenig Anstoß an meinem, teils befremdlich seltsamen, teils eigenwillig grillenhaften, schriftstellerischen Charakter. Frau Cockburn gab sich alle Mühe, meine Mutter zu veranlassen, mich mehr unter Leute zu schicken, damit ich nach allen Seiten etwas abgeschliffen würde. Aber meiner Mutter gefiel ich ganz gut, wie ich gerade war, und überdies war sie mit Frau Cockburn nie besonders gut ausgekommen; sie ging von ihrer Gewohnheit, keine Mittagseinladungen anzunehmen, auch Frau Cockburn gegenüber nicht ab und war nicht einmal sonderlich darauf bedacht, deren Besuche pünktlich zu erwidern. Dies nahm Frau

Cockburn ihrerseits übel, — so sehr es mich wundert, da sie doch eine Frau von viel Takt und Einsicht war — anstatt die Schüchternheit meiner Mutter freundlich dadurch zu überwinden, daß sie ihr das Gefühl benommen hätte, als stehe sie ihrer Bildung und gesellschaftlichen Stellung nach zurück.

Eines Tages lud mich Frau Cockburn ein, bei Lockhart (dem Schwiegersohn Scotts) zu Mittag zu speisen, damit ich sein kleines Töchterchen kennen lerne; sie hatte dabei den Wunsch, etwas für meine Schüchternheit zu tun und das Eis bei mir zu brechen. Frau Cockburn wird meinem Gastgeber wohl von meiner Vorliebe für Scott erzählt haben, aber ich kann mich nicht mehr entsinnen, ob ich mich selbst während Tisch darüber äußerte; ich erinnere mich nur noch, daß ich später beim Wein einen zaghaften Versuch machte, mein in Oxford erworbenes, tiefes Wissen über die Staatskirche leuchten zu lassen, und dabei zu meinem mißvergnügten Erstaunen die Entdeckung machte, daß Herr Lockhart die griechischen Bezeichnungen für Kirche und Kirchenältester gerade so gut wußte, wie ich. Im Salon tat ich dann mein Bestes, mich bei der kleinen, schwarzäugigen Charlotte in Gunst zu setzen, und war recht traurig, als das Kind zu Bett geschickt wurde (Charlotte jedoch schien gar nicht traurig zu sein).

Die glücklichste Wendung von Fortunas Rad im Jahr 1839 war es aber, daß Osborne Gordon nach Herne Hill kam, um mein Privattutor zu werden. Wir

arbeiteten mit einander in meiner ehemaligen Kinderstube. Er nahm sich die Mühe, die alten Fäden meines Geistes zu entwirren und weiter zu spinnen, und wob sie schließlich zu dem annehmbarsten Zeuge, zu dem sie taugen wollten.

Das erste, was er tat, war, daß er mich von meiner übertriebenen, zu intensiven Studienweise abzuhalten suchte. Er gab mir gleich von Anfang an den goldenen Rat: „The Du Dich gar zu tief in die Arbeit stürzest, laß sie lieber ganz liegen“, Worte, die ich mir seitdem oft wiederholt, aber leider nicht genügend befolgt habe.

Ich war zu jener Zeit in natürlicher Folge meiner Erziehung in meiner ganzen Denkweise ein so eifriger, kampffröhlicher Protestant, als man ihn sich nur wünschen mag; umsomehr, als ich kaum eine Ahnung von der geschichtlichen Entwicklung des Christentums hatte. Dies mag die Hauptursache gewesen sein, aber doch kam noch ein zweiter Grund hinzu — ein Grund für den die katholische Kirche wirklich verantwortlich ist — daß ich mich nämlich der Beobachtung nicht verschließen konnte, daß die katholischen Kantone der Schweiz in scharfem Gegensatz zu den protestantischen träge und verwahrlost erscheinen. Besonders für meine Mutter, der Reinheit und Keuschheit als die erste Menschenpflicht galten, war diese Tatsache eindrucksvoll, und sie sowohl, wie mein Vater verabscheuten alle Trägheit als unzwei-

felhaftes Teufelswerk. Sie suchten auf der Karte immer mit aller Genauigkeit nach den Grenzen zwischen den protestantischen und katholischen Kantonen, die Brücken und Wege, Tälchen und Bergabhänge, welche die Gebiete schieden, und nur zu oft schien das erste bestellte Feld, das erste Bauernhaus ihre Behauptung zu bestätigen, die sie halb triumphierend, halb mit trauernder Teilnahme mir dann immer von neuem wiederholten: Es sei eine natürliche Folge des Papsttums.

Hand in Hand mit meinem Entzücken für das feierliche Ceremoniell der fremden Kirchen ging meine Ueberzeugung, daß es verderblich sei, das religiöse Leben auf diesen äußeren Glanz zu gründen. Ich war frei davon, diese Kirchengebräuche töricht zu verachten, einfach weil sie der Ausdruck des katholischen Glaubens waren; aber ich verachtete die von ganzem Herzen, die ihren Glauben um des äußern bestechenden Prunkes willen ändern konnten. Bei meinen Reisen auf dem Continent vereinigten sich mein Verstand und meine Neigung zur Romantik, um mich zu einem desto besseren Protestanten zu machen — doch nicht zu einem übelwollenden oder verleumderischen. Ich habe nie daran gedacht, die katholischen Priester der Unaufrichtigkeit zu bezichtigen und die Lauterkeit der früheren katholischen Kirche zu bezweifeln. Ich war ein protestantischer Cavalier, kein beschränkter Eiferer; nichts von dem Edlen, das religiöse Gebräuche überliefert hatten, hätte ich missen mögen, und ich verehrte

die wahre Frömmigkeit, die ich in der katholischen Landbevölkerung lebendig fand. So war „das diabolische Feuer“, das ich erstickt wissen wollte, eigentlich nur der Katholizismus in seiner verderbten Gestalt, welche das Pariser Laster und den Savoyer Schmutz hatte möglich werden lassen.

Osborne dagegen war durchaus ein praktischer Engländer; sein durchdringender Blick durchschaute leicht die Torheiten der Welt, aber sein Herz war geneigt, die menschlichen Fehler für wenig mehr zu halten als Torheiten und deshalb nachsichtig zu sein. Sein Ehrgeiz beschränkte sich auf die Mauern von Christ Church; schon war er der bevorzugte Gehülfe unseres alten Defans und nach diesem wohl der beste Kenner des Griechischen in ganz Oxford und hatte sich bereits in die Verwaltungsgeschäfte des Colleges vollkommen eingearbeitet. Er vertrat mir gegenüber die Ansicht, daß die Englische Kirche genug damit zu tun habe, ihren eigenen Fehlern nachzugehen, und bei unsern Spaziergängen auf dem Waldhügel richtete sich sein Gespräch vor allem darauf, meine protestantische, reizbare Kampfbegier zu mäßigen, mein geringes kirchengeschichtliches Wissen aufzubessern und meine Aufmerksamkeit auf den nächstliegenden Zweck zu lenken, unsern Spaziergang zu genießen ohne zu vergessen, das nochmals zu besprechen, was wir am Morgen mit einander durchgearbeitet hatten.

Ich hätte zu meiner Examensvorbereitung keinen

besseren Lehrer haben können als ihn. Er war zum Gelehrten geboren, da sein Gedächtnis, dies wichtigste Rüstzeug der Gelehrsamkeit mühelos alles in vollkommener Klarheit festhielt; sein Urtheil und Verständnis für Literatur war gesund und unverdorben, seine Ansichten über politische Ereignisse allezeit verständlich: und bei all diesen Vorzügen zeigte er nicht den leisesten Stolz auf seine klassische Durchbildung. Er hatte sein Examen ohne Anstrengung mit der besten Note bestanden, aber ich glaube er würde sich seines Erfolgs nicht gerühmt haben, wenn er noch höhere Ehren dabei geerntet hätte; dabei zeigte er kein Bestreben meine persönlichen Impulse in andere Richtungen zu drängen. Er schien sich meiner Reimgewandtheit zu freuen, nahm Anteil an meiner liebenden Bewunderung für Malerei und theilte meine Vorliebe für ländliche Behaglichkeit und malerische alte Städte, aber seine Teilnahme war wie ein sanftes Beruhigungsmittel und gewährte milden Frieden.

Als es mir später einmal recht verdrießlich zum Bewußtsein kam, daß ich es im Griechischen noch immer nicht zum mühelosen, fließenden Lesen gebracht hatte, sprach ich ihm gegenüber davon, ich wolle mich eine Zeit lang ganz ausschließlich aufs Griechische werfen, um dem Mangel gründlich abzuheilen. „Das würde Dich sicher mehr Mühe kosten als es wert wäre“ war seine Antwort und er mag recht gehabt haben. Ein andermal, als ich ihm eine Zeichnung „Chamonix im

Nachmittagssonnenschein" machte und davon sprach, wie es mich quäle, nicht besser zeichnen zu können, entgegenete er mir ganz ruhig, daß er recht froh wäre, wenn er nur überhaupt etwas zeichnen könnte.

Während Gordon bei uns im Hause war (im Herbst 1839), bekamen wir unsere zweite Zeichnung von Turner. So viel mir im Lauf der Jahre aus dem Gedächtnis entfallen ist, so wundert mich doch, daß ich vergessen konnte, wann ich zum ersten Mal eine Arbeit Turners gesehen habe; fast kommt es mir vor, als ob ich Herrn Windus' Wohnzimmer seit dem Morgengrauen meiner Kindheit gekannt hätte.

Herr Gottfried Windus war ein ehemaliger Kutschenmacher, der sich nun zur Ruhe gesetzt hatte und in Tottenham eine reizende, kleine Villa bewohnte. Das Haus lag mitten im Garten, und an den Wänden der niedrigen Erdgeschoszimmer hingen Turners Zeichnungen zu seiner „England-Serie," während in den Wappen die Originale von Turners Illustrationen zu Scott und Byron aufgesammelt waren, die der Hausherr immer sogleich von den Verlegern erwarb. Auch die Zeichnungen zu der „Süd-Küste" und zu „Findens Bibel" lagen dort zur Schau.

Zu jener Zeit kümmerte sich in ganz England — und Turner war doch schon sechzig Jahre alt — niemand um diesen großen Maler, als der ehemalige Kutschenmacher von Tottenham und ich.

Allerdings hatte das Publikum auch zu wenig Gelegenheit die Zeichnungen Turners zu sehen, als daß

es darauf hätte aufmerksam werden können. Diejenigen, die Herr Fawke besaß, waren in Farnley eingeschlossen, die bei Sir Peregrine Ucland verdarben in seinen feuchten Räumen, und alle Zeichnungen, die als Vorlagen für den Stecher gearbeitet waren, kaufte Herr Windus, sobald dieser sie nicht mehr brauchte. Einmal wöchentlich gewährte Herr Windus dem Publikum Zutritt zu seiner Sammlung; ich durfte seine Zimmer besuchen so oft ich wollte, ein unschätzbarer Vorteil, der mir's überhaupt erst möglich machte die „Modern Painters“ zu schreiben.

Es mag immerhin erwähnenswert sein, daß in Turners Zeichnungen mich fast ausschließlich die rein künstlerischen Qualitäten anzogen, ganz unabhängig vom Gegenstand, so sehr mich auch zunächst die naturgetreue Darstellung der Berge in „Rogers' Italien“ angezogen hatte. Ich beneidete deshalb Herrn Windus nicht um sein „Glanberis“ oder „Melrose“ und war vollkommen glücklich, als mein Vater mir schließlich die „Richmond-Brücke in Surrey“ schenkte, nicht als Anfang einer Turner-Sammlung, sondern nur als Probe seiner Kunst, denn weder er noch ich dachten damals daran, daß mir künftig mehr von dieser Art beschieden sein werde.

Die freudige Unterhaltung, die sich über das Bild entspann, als wir es heimbrachten, erging sich in Lobeserhebungen über die Reichhaltigkeit unseres neuen Besitzes, welcher so mannigfaltige Einzelheiten aus Turners Darstellungsgebiet in sich vereinigte: es hatte

Bäume, Architektur, Wasser, lieblichen Himmel und einige prächtige Gruppen anmutiger Staffage.

Und wirklich blieb dieses „Richmond“ für wenigstens zwei Jahre unser einziger Besitz Turner'scher Kunst, und „Gosport“, das zweite Bild, das wir kauften, als Gordon bei uns war, hatte, wenn man vom Himmel absieht, noch nichts von der harmonischen Schönheit seiner späteren Bilder; doch störte weder meinen Vater noch mich der Anblick der schlecht ausgeführten Hute der Damen im Boot, noch der nach der falschen Seite gewendete Kopf des Steuermanns.

Die Freimütigkeit, mit der ich hier von Turners Fehlern spreche, braucht den Leser nicht zu dem Glauben zu führen, daß ich diese heute besser kenne oder für größer hielt als damals. Ich sah dieselben, sobald ich ein Bild bekam, so gut wie die anderen Leute, aber ich fühlte auch die künstlerische Kraft, die aus den Werken sprach, mit einer Stärke, wie es bei einem Knaben gewiß ungewöhnlich ist. Wenn ich in meinem Zimmer über meiner Trigonometrie oder meinem Griechisch geschwitzt hatte, war es meine hauptsächliche Erholung hinunterzugehen und mich an meinem „Gosport“ zu laben.

Im Jahre 1840 nach Weihnachten ging ich wieder nach Oxford zurück, um mit Gordon meine Examensvorbereitung in angestrengter Arbeit abzuschließen. Ich mußte mich, dem allgemeinen Brauch nach, nun außerhalb des Colleges einmieten, denn der Gentleman-Commoner pflegte, in seinem ersten Studienjahr im

Beckwater-Gebäude und im zweiten im „Tom Quad“ untergebracht, im dritten aber auf die Straße gesetzt zu werden. Ich machte mich also in der St. Aldate-Straße heimisch, und das Bewußtsein nun bald mündig zu werden, erhöhte das Gefühl der Verantwortlichkeit in mir und mahnte mich, meine Zeit gut auszunützen. Zu meinem einundzwanzigsten Geburtstag schickte mir mein Vater Turners Zeichnung „Winchelsea“ zum Geschenk, — eine seltsame Wahl und keine glückliche. Der gewitterschwere Himmel mit den zerrissenen weißen Sturmlichtern, das entfernte Tor und die kaum sichtbare Kirche waren nur zu wahre Symbole für die Zeit, die kam; aber weder meinem Vater noch mir war es gegeben Zeichen zu deuten oder zu fürchten. Ihn hatte jedenfalls die Kraft der Zeichnung bestochen und zudem war er immer ein Soldatenfreund gewesen. Ich aber war enttäuscht und sah zum ersten Male ganz klar, daß mein Vater bei seiner Bewunderung für Rubens und Reynolds nie imstande sein werde, Turners mikroskopisch feine Ausführung recht zu würdigen. Aber für seine gute Absicht war ich ihm dankbar und freute mich, ein weiteres Blatt von Turner zu besitzen; wie zu Hause der „Gosport“, so wurde nun in meiner Oxfordster Wohnung „Winchelsea“ meine liebste Erholung nach ermüdenden Stunden.

Dieser Turner war indessen nur das kleinere von zwei Geschenken, denn am gleichen Tage ließ mein Vater auf der Bank soviel Kapital auf meinen Namen

überschreiben, als zu einem jährlichen Zinseinkommen von wenigstens 4000 M. nötig war und wartete, vielleicht nicht ganz ohne Sorge ab, welchen Gebrauch ich von meinem Gelde machen werde. Zwar hatten hinsichtlich meiner Ausgaben niemals Einschränkungen auf mir gelaftet: ich hatte bei den Oxford Kaufleuten laufende Rechnungen, so hoch ich wollte; die wurden wöchentlich an meine Mutter eingesandt und auf keiner Seite war es je zu Schwierigkeiten oder Bedenkllichkeiten gekommen. Aber was gab es in Oxford auch für mich Wünschenswertes zu kaufen, abgesehen von ein paar Bildern für mein Studierzimmer: Turners Stich des Canale Grande und „Monsieur Jabot“, die erste von Töpffers unerreichten Karikaturen, die mir je vor Augen kam.

Für alles, wovon mein persönliches Wohlbefinden oder meine Behaglichkeit abhing, war mein Vater weit geneigter viel Geld auszugeben als ich selbst; nur inbezug auf meine Vorliebe für Mineralogie hatte er immer ein seltsames Mißtrauen. Erst im Sommersemester vorher war er sehr ärgerlich darüber gewesen, daß ich elf Mark für ein Stück Chalcedon aus Cornwall ausgegeben hatte.

Daß ich trotzdem nie daran dachte, ein Mineral zu kaufen ohne ihm den Preis zu nennen, den ich dafür gezahlt hatte, oder ihm einen Kauf zu verheimlichen, ist ein hinreichender Beweis für das gegenseitige Vertrauen, das zwischen uns lebendig war; aber ach, meine unbedingte Achtung für sein Urtheil war damals

durch solche Kleinigkeiten allmählich verringert worden, und das Zutrauen zu meiner eigenen Urteilskraft sollte bald hervortreten und ihn schmerzlich bekümmern, ganz kurz nachdem er mir das oben erwähnte Maß von Selbständigkeit eingeräumt hatte.

Unsere drei Turners, „Richmond,“ „Gosport“ und „Winchelsea“ waren alle durch Vermittelung des Herrn Griffith gekauft worden, eines Agenten, dem Turner unbedingtes Vertrauen, mein Vater aber nur Mißtrauen entgegenbrachte. Verhängnisvoller Weise waren beide im Unrecht. Hätte der Maler direkt mit meinem Vater verhandelt, so wäre wohl unsagbar viel Gutes für uns alle drei daraus erwachsen; und hätte mein Vater nicht immer gefürchtet von Herrn Griffith über- vorteilt zu werden, so hätte er damals einige der lieblichsten Bilder, die Turner je gezeichnet hat, zu ganz angemessenen Preisen kaufen können. Aber der Kunstzwischenhandel des Herrn Griffith war meinem Vater von Anfang an zuwider und die besten Gemälde ließ er sich stets entschlüpfen, weil Herr Griffith sie empfahl; wie es denn andererseits beim Ankauf von „Gosport“ und „Winchelsea“ immerhin bestimmend ins Gewicht fiel, daß Herr Griffith äußerte, es seien Zeichnungen, die wir nicht nehmen sollten.

Eine der allerbesten in seiner Mappe, ein Blatt das ich besonders gerne gehabt hätte, war „Harlech“. Unter den Händlern war viel hin und wider darüber geredet worden, ob es wohl verkäuflich sei oder nicht. Die Zeichnung war etwas kleiner als die meisten

übrigen der „England-“ und „Wales-Serie“, und man munkelte, der Preis sei ungeheuerlich. An dem Tage, als sich die Ausstellungshalle der Alten Aquarell-Gesellschaft einem geladenen Publikum öffnete, und ich Arm in Arm mit meinem Vater darin umherschlenderte, traf ich Herrn Griffith in der Menge. Nach einigen allgemeinen Redensarten, wie uns die Ausstellung gefalle und dergleichen, wandte er sich direkt an mich: „Für Sie habe ich gute Nachrichten, der „Harlech“ ist wirklich zu verkaufen“. — „Dann nehme ich ihn“ gab ich zurück, ohne meinen Vater auch nur anzusehen und ohne nach dem Preis zu fragen. Mit einem schwachen ironischen Lächeln nannte Herr Griffith den Preis: „Also vierzehnhundert Mark“, sagte er und schien damit ausdrücken zu wollen, der Preis sei so gering, um mein Vertrauen zu belohnen. Aber es waren sechshundert Mark mehr als „Winchelsea“ und vierhundertachtzig mehr als „Gosport“ gekostet hatte und mein Vater glaubte deshalb natürlich, daß Griffith auf meine Unvorsichtigkeit hin sofort um vierhundert Mark in die Höhe gegangen sei.

Der Kummer und die Geringschätzung auf seinem Gesicht sagten mir sofort, was ich getan hatte, aber ich war zu glücklich meinen Harlech erwischt zu haben, um mit ihm fühlen zu können.

Ich kann weder das ungestüme Verlangen nach meinem neu erworbenen Bilde begreifen, noch das Entzücken, mit welchem ich es in Besitz nahm, da doch in diesem

Winter in Paris Adelsens Hochzeit betrieben wurde, und es scheint fast, als ob dies Ereignis mich weniger schwer betroffen hätte, als zu fürchten stand. Aber in den törichtesten Tagebüchern, die ich bald danach begann, finden sich so viele Bemerkungen, die einer allgemeinen Verachtung fürs Leben und alles, was es mir etwa noch gewähren könnte, Ausdruck geben, daß es nicht recht zu meiner Freude über mein neu erstandenes Aquarell stimmen will.

Was an Besinnung und gesunden Reimen in mir übrig blieb, heftete sich in jenen Tagen an Turner. Für meine siebzig Pfund hatte ich nicht etwa ein bemaltes Stück Papier eingehandelt, sondern ein Schloß und Dorf in Wales, hinter welchen der Snowdon in den blauen Himmel ragt. Es muß wohl in den Osterferien gewesen sein, als ich meinen „Harlech“ mit nach Hause nahm; es wurde in unserm Wohnzimmer auf Herne Hill beim Kamin aufgehängt, gegenüber der Nische, wo ich einst als Göze gethront hatte. Nach den Ferien kehrte ich glücklich über meinen Besitz nach Oxford zum „Winchelsea“ zurück.

Trotz Gordons wohlthuend mäßigendem Beistand war zu dieser Zeit die Arbeit drückend geworden; von sechs Uhr morgens bis Mitternacht saß ich ohne körperliche Uebung, ohne aufheiternde Unterbrechung und ohne zu glauben, daß all das, was ich lernte für mich oder sonst jemand ersprießlich werden könne. In Paris entwickelten sich die Dinge langsam weiter. Eines Abends, nachdem Gordon weggegangen war,

etwa gegen zehn Uhr, befiel mich ein kurzer, stechender Husten, dem ein seltsames Gefühl in der Kehle vorherging und ein sonderbarer Geschmack im Munde folgte, den ich sogleich als Blutgeschmack erkannte. Es muß an einem Samstag- oder Sonntag-Abend gewesen sein, denn mein Vater war da und ich ging sogleich zu meinen Eltern hinüber und erzählte ihnen, was vorgefallen war.

Meine Mutter, wohl erfahren in der Behandlung solcher Krankheitserrscheinungen, war nicht verzagt, sondern schickte nur sogleich zum Dekan, um die Erlaubnis einzuholen, daß ich außerhalb des Colleges schlafen dürfe. Die Unterhandlungen am nächsten Morgen endeten damit, daß wir nach London zurückgingen, und die Konsultationen dort, daß mir alles intensive Studieren verboten wurde und der Dekan — wenn auch widerwillig — mir erlaubte, mein Schlußexamen um ein Jahr zu verschieben.

Während der nächsten ein oder zwei Monate ließ die Besorgnis um mein Leben meines Vaters Enttäuschung nicht aufkommen, die er darüber empfand, daß es nun mit seiner Hoffnung zu Ende sei, mich in Oxford ausgezeichnet zu sehen.¹ Noch ein oder zweimal kam der kurze Husten und der Geschmack von Blut wieder; aber meine Mutter blieb fest bei ihrer Meinung, daß ich nicht in Gefahr sei und nur

¹ Denn durch das Jahr, das Ruskin nun verlor, wurde er zu alt um die akademische Auszeichnung „for honours“ erlangen zu können.

Ruhe und frische Luft brauche. Die Aerzte dagegen gaben fast einstimmig düstere Aussichten mit Ausnahme von Sir James Clarke, der mir ermunternd aber entschieden riet, noch vor Herbst auf Reisen zu gehen, damit ich im offenen Reisewagen so viel als möglich in freier Luft sei. Den kommenden Winter sollte ich in Italien zubringen.

Herr Telford willigte ein im Kontor zu sitzen, die Gehülfen versprachen fleißig zu sein, und mein Vater, der nur meinerwegen sich im Geschäfte plagte, verließ sein Pult und gab alle Sorgen preis, außer der einen, mich zu pflegen.

Ueber sein eigenes Fühlen machte mein Vater nicht viele Worte, und meines war bei der krankhaften Erregung meines Inneren keiner Aussprache wert. Ja, ich möchte es kaum Gefühl nennen; mein Zustand läßt sich nicht besser beschreiben, als daß alles gesunde, teilnehmende Gefühl ertötet war und nur ein magnetisches Hingezogenwerden zu aller Schönheit der Natur übrig blieb, und eine Neigung zu denjenigen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, die ihrer Deutung dienstbar waren.

Die Vorbereitungen zu unserer Reise verscheuchten ein wenig meine trübselige Stimmung; meine Mutter hielt sich wacker aufrecht und schien immer guter Dinge; und mein Vater, der am Reisen so viel Freude hatte und so viel Sinn für liebliche Landschaften, war eigentlich selbst ein bißchen froh bei dem

Gedanken Süd-Italien zu sehen. Da mein Husten nachzulassen schien, begannen wir diese Reise fast mit der gleichen Glückseligkeit zu planen wie unsere früheren.

Um Paris nicht zu berühren, wurde der Weg über Rouen nach Tours gewählt, von da quer durch Frankreich, durch die Auvergne und die Rhone hinunter nach Avignon, dann an der Riviera entlang über Florenz nach dem Süden.

„Und über Oxford sagen Sie nichts weiter?“ fragt Froude ein wenig vorwurfsvoll in einem Briefe, worin er kürzlich über diese Aufzeichnungen an mich schrieb. Denn er war im Oriel-College zur Zeit, als ich in Christ Church war und scheint meinen Bericht über den Studiengang und die Einrichtungen der Universität unserer Tage nicht für erschöpfend genug zu halten.

Nein, lieber Freund. In dieser Geschichte will ich mich nicht über die Vorteile auslassen, von denen ich doch keinen Gebrauch machte, und wenn Oxford mir auch nicht viel bot, so hätte ich deshalb noch kein Recht ein System zu tadeln, mit dem inzwischen gebrochen wurde, — selbst wenn es tadelnswert wäre. Oxford lehrte mich soviel Griechisch und Latein, als es vermochte, und wenn es mir auch hätte sagen können, daß die Schachblume auf den Wiesen von Iffley wächst, so war es vielleicht doch noch besser, mich dies auf eigene Hand entdecken zu lassen, statt mich zu belehren — wie's heute der Fall wäre —

die Farbenpracht der Blume sei nur dazu da, um den Insekten Freude zu machen. Und was mich selbst betrifft, so war ich während meiner ganzen Orforder Zeit ein unentwickelt Ding, wie eine Erbsenschote bevor sich Kerne und Schale trennen, und muß gestehen, ich blieb es noch ein paar Jahre länger: so daß ich jetzt fortschreiten muß zu den Tagen selbständiger Entwicklung, neuen Schauens und wirksamer Betätigung.

Zweites Kapitel.

Rom.

Wochte die Erlaubnis, das Studium zu unterbrechen, immerhin teuer erkauft sein, so machte sie es mir doch möglich den Rest von Kraft, der mir noch geblieben war, wieder auf das Skizzieren zu richten und gewährte dadurch allen verborgenen Fähigkeiten in mir einen heilsamen Anstoß. Meine Skizzenbücher und den ganzen übrigen Zeichenapparat hatte ich für keine der vorhergegangenen Reisen in so stattlicher Vollständigkeit angeschafft.

Im Frühling dieses Jahres hatte gerade David Roberts seine Skizzen aus Aegypten und dem heiligen Lande heimgebracht und ausgestellt; es waren die ersten gewissenhaften Studien, die je von einem englischen Maler gemalt worden waren, gemalt, nicht um seine Geschicklichkeit prahlend zu zeigen oder Kapital daraus zu schlagen, sondern einzig und allein, um wahrheitsgetreue Bilder von den Schauplätzen geschichtlichen und religiösen Interesses zu geben. Sie waren weit genauer und sorgfältiger ausgeführt als alle Skizzen

nach der Natur, die ich je zuvor gesehen hatte und ich fühlte auch, daß sie in ihrer zurückhaltenden Manier im Bereich meines eigenen Könnens lagen und für meine Zwecke geeignete Vorbilder abgaben. Mit Roberts' Mängeln und seiner Manieriertheit will ich hier nicht rechten; aber er lehrte mich mit der feinen Spitze arbeiten, statt mit der breiten, wies mich auf unermüdlige Genauigkeit im Detail und zeigte mir, wie man auf die einfachste Weise Licht und Schatten zum Ausdruck bringt, indem man auf grauem Papier die tiefen Schatten mit einer entsprechenden Farbe anlegt und die Lichter, je nach ihrem Helligkeitsgrade, in mannigfaltig abgestuftem Weiß aufhellt.

Ich wandte diese neu erworbene Methode zuerst beim Schloßhose von Blois an und kam zu meinen Eltern heim und erklärte: „Prout würde seine Ohren darum geben, wenn er eine solche Zeichnung machen könnte.“ Treffender und bescheidener hätte ich sagen sollen: „er würde die Augen mit mir vertauschen“; denn Prouts Darstellungsweise wurde durch seine Kurzsichtigkeit stark beeinträchtigt.

Die letzten Tage des Spätsommers verbrachten wir in Amboise, Tours, Aubusson, Pont Gibaud und Le Puy, aber als wir ins Rhonetal einfuhren überfiel uns ein rauher Herbst, und die Reise nach Avignon über Valence wurde durch den Anblick der Verheerungen verdüstert, welche die eben erst überstandene Ueberschwemmung angerichtet hatte. In Montelimar war das Wasser sechs bis acht Fuß hoch durch die

Straßen geflutet, der Schlamm bedeckte meilenweit die sonst blühenden Felder, und die Rhone wälzte ihre mißfarbigen Fluten durch die verwüstete Flur; bis hinauf zu den niedrigeren Gipfeln waren jetzt im Spätherbst die Alpen frei von Schnee und hohe Spitzen waren nur wenige sichtbar; ein rauher Nord-Ost-Wind, die „Bise“ wehte unfreundlich darüberhin: in der Trübseligkeit meiner damaligen Gemüthsverfassung mag mir all das noch niederdrückender erschienen sein als es in der That war; wie dem auch sei, der Wunsch, die untere Rhone wiederzusehen, ist mir für immer vergangen. Und wie mich früher meine Liebe mehr zu Hütten als zu Schlössern zog, so dachte ich hier, — sollte man je einmal in einen Fluß verwandelt werden und die Größe sich wählen dürfen — daß es zweifellos begehrenswerter und weiser sei, Tees oder Wharfe zu sein als die Rhone.

Bei Fréjus, in den Monts d'Estrel und an der westlichen Riviera erblickte ich die ersten Initialen des Buches Italien, das Italien, das sich von der Lombardei so scharf unterscheidet durch seine Pinien, seine Orangen und Palmen, die weißen Villen und das blaue Meer; mit richtigem Urtheil erkannte ich es gleich als ein in Trümmern liegendes, schmählich verwahrlostes Land.

Ich habe dem Leser bisher wohl noch nicht gesagt, daß ich von meiner Mutter den Sinn für Reinlichkeit und Nettigkeit geerbt habe, so daß für mich neben den weißen Schneebergen, einer der poetischsten Reize der Schweiz in den weißen Ärmeln ihrer Bewohner

bestand. Von meinem Vater hatte ich die Vorliebe für alles Gesunde und Echte, für unverfälschte, gediegene und saubere Arbeit. Hier an der Riviera gab es zwar Zitronen und Palmen, aber jene waren blaß und ohne Saft und diese kaum größer als Sonnenschirme; das Meer war freilich blau, aber der Strand öde; die Gebäude, ehemals prunkhaft und reich ausgestattet, nun an allen Ecken und Ranten beschädigt, die Felsen zerbröckelt und zerrissen, die Leute schmutzig und alles überzogen von einer dichten weißen Staubdecke.

War ich übler Laune? Nun ja, aber doch ist alles wie ich's beschrieben habe. Und wiewohl ich bei meiner letzten Anwesenheit in Sestri gern länger verweilt hätte, wollten und konnten meine Damen nicht bleiben, weil das Gasthaus zu schmutzig war. Und als ich im Jahre 1882 zuletzt in Genua war, ging ich rings um die Wälle, nur um zu sehen, welch häßliche Pflanzen hier im Staube leben und eidechsfengleich sich in die Risse und Spalten verfallenen Gemäuers einnisten.

In Genua sah ich als erste Einführung in die italienische Kunst Michelangelos Pieta, denn ich kannte damals nur Rubens, van Dyck und Velasquez und verstand noch nichts von italienischer Malerei. Hier aber ging ich nicht einmal Van Dycks Bildnissen nach, sondern wanderte statt dessen zum Hafen hinaus, um welchen sich das Straßengewirre der Stadt im Halbkreis ausbreitet, und zeichnete das Amphitheater

der rings ansteigenden Häuser, ein würdiges Motiv, aus dem eine meiner besten Skizzen entstand.

Die glücklichere Reise von hier durch die östliche Riviera ließ mein bedrücktes Herz wieder aufleben. Wie ich dies niederschreibe, fällt mir wieder ein, wie wir in jener alten Zeit die Magra und andere Gebirgsströme der beiden Rivieren überschritten. Jetzt, da ich es erzählen will, scheint es mir kaum glaublich, aber damals gab es selbst über die größeren Flüsse nur schmale Brücken, eben breit genug für den Verkehr mit Maultieren. In großen Städten wie Albenga, Savona, Ventimiglia u. s. w. gab es natürlich richtige Brücken, in den zwischenliegenden Dörfern jedoch — und die Flüsse, an deren Mündung sie lagen, waren oft gefährlich genug — vertraute das Landvolk sein Fuhrwerk dem seichten Wasser bei der Seebarre an, welche im Sommer oft völlig trocken lag und hatte weder Lust noch Geld, zur Bequemlichkeit englischer Viergespanne große Brücken zu bauen. Die englische Kutsche arbeitete sich durch das Geröll, so gut es ging, und wenn die Pferde es allein nicht fertig brachten, halfen die Dorfjungen ziehen und drücken.

Bei unserer Reise durch die westliche Riviera hatten wir zufällig zwei Regentage auszuhalten; nach einer heißen Nacht in Albenga ging bei wildem Sirocco ein schwerer Regen nieder, und als wir in der Nähe von Savona am Ufer eines merklich angeschwollenen Flusses Halt machten, erhob sich die Frage ob unser

Wagen ihn passieren könne. Beladen konnte er nicht durch, und so wurden wir denn alle aufgefordert auszu-
zusteigen und uns hinübertragen zu lassen; die Kutsche sollte folgen, gezogen oder geschoben wie es eben ginge. Alle gehorchten diesem Befehl und unterwarfen sich mit großer Heiterkeit den nationalen Gebräuchen; nur meine Mutter widersetzte sich aufs Entschiedenste der Zumutung, sich in den Armen eines zerlumpten italienischen Opernhelden durch das Wasser tragen zu lassen, ähnlich, wie sie in der Oper die zu Tod erschreckte Taglioni oder Cerito in die Berge hatte schleppen sehen. Sie war nicht zu bewegen den Wagen zu verlassen und wendete ein, wenn man den Wagen allein hinüberbringen könne, müsse es auch gelingen, wenn sie darin sitze. Mein Vater wurde unruhig und ärgerlich zugleich; da aber das mitwirkende „Corps de ballet“ die ganze Sache mehr als einen Scherz und eine Gelegenheit ansah, desto mehr Bajocchi einzusammeln setzte meine Mutter ihren Willen durch. Ein ganzer Haufen barbeiniger Jungen stand zur Hilfe bereit: der Wagen setzte sich in Bewegung und unter lautem Geschrei begann die nasse Fahrt. Vor dem letzten Drittel des Wegs sank die Kutsche tiefer in den weichen Sand und Pferde und Jungen hielten an, um Luft zu schöpfen. Nun gab es nochmals und diesmal ganz ernstliche Unterhandlungen mit meiner Mutter, da wir alle ein Versinken des Wagens in dem weichen Sande fürchteten, aber sie wich nicht von ihrem Plaze. Endlich waren die Pferde wieder zu Atem

gekommen, die Jungen wateten ohne Unfall durch und mit viel Peitschenknallen und Wassersprizen wurde der Wagen mit der „Dama Inglese“ siegreich ans trockene Land gebracht, zur allgemeinen Zufriedenheit beider Nationen.

Der Uebergang über die Magra ein oder zwei Tage später zerfließt in meiner Erinnerung unentwirrbar, wie die Wellen des Fließchens durcheinander flossen. Ich glaube mich zu entsinnen, daß es mehrere Uebergangsstellen und Pfade durch ihr wildes Geröll gab; aber meine Gedanken hingen während der ganzen Zeit an den gegenüberliegenden Bergen von Carrara. Die meisten Flüsse waren für Fußgänger einfach genug überbrückt: ein paar Holzplanen über Steine gelegt und nach jedem Unwetter wieder zurechtgeschoben dienten statt einer Brücke mit Pfeilern und Bogen. Die Hauptwasserläufe ließen sich indessen weder auf solchen primitiven Brückenbauten noch bei Furten überschreiten, hier war man auf schwerfällige Führen angewiesen; an einer anderen Stelle blieb meiner Mutter in der That nur die Wahl, durchzuwaten oder sich tragen zu lassen. Ich glaube, sie ertrug diese unwürdige Behandlung in dem Bewußtsein, daß sie eine Folge der französischen Revolution sei, blieb aber den ganzen Weg bis Carrara mißmutig und verdrießlich.

Wir wollten die nächste Nacht in Massa verbringen, kamen aber schon so früh an, daß wir noch auf dem blendend weißen Wege zu dem tiefer gelegenen Stein-

bruch hinabgehen konnten; bei der Gelegenheit besuchten wir auch ein oder zwei „Ateliers“ und von dieser Zeit datiert meine tief eingewurzelte Abneigung gegen alle Räumlichkeiten, die diesen Namen tragen. Nichtsdestoweniger kauften wir, halb weil mein Vater glaubte, daß wir eigentlich etwas kaufen sollten, halb um ein „Andenken“ zu erstehen, eine zwei Fuß hohe Gruppe „Bacchus und Ariadne“, deren Erfindung uns gefiel und die, wie wir vermuteten, eine Kopie nach einer klassischen Skulptur war. Sie stand geraume Zeit auf einem Piedestal im Bibliothekszimmer auf Denmark Hill, bis sie anfang vom Rauch schwarz zu werden und beiseite gestellt wurde.

Jenseits der Magra fühlte ich mich im eigentlichen Italien, und am Tage darauf fuhren wir über die Brücke bei Serchio in das Gebiet von Lucca ein.

Ich sollte vielleicht die Stelle nicht so enge begrenzen, wo ich „fühlte“, im eigentlichen Italien zu sein, denn erst das zurückschauende Auge glaubt den Wendepunkt so genau zu sehen. Der Eindruck, den Lucca damals auf mich machte, ist zum großen Teil untergegangen in dem weit tieferen, den ich 1845 empfing. Wie anders prägte sich mir der erste Anblick Pisas ein! Hier tat die Feierlichkeit und Reinheit der Architektur eine große Wirkung, wenn auch hauptsächlich wegen der Ideenverbindung mit Byron und Shelley. In der Kathedrale von Lucca begegnete uns der erste verummte Bruder der Misericordia, und die Möglichkeit, daß diese

dunkeln Gestalten auch auf der offenen, sonnigen Straße an uns vorüberwandeln konnten, ließ der erregten trüben Einbildungskraft meiner damaligen Stimmung Pisa desto zauberhafter erscheinen. Ich skizzierte die Kapelle della Spina mit dem Ponte-a-mare im Hintergrund und fand mich damit ziemlich gut ab. Aber der langsam und trüb dahinfließende Arno schien mir alles Lügen zu strafen, was über die Schönheit italienischer Flüsse geschrieben wurde oder noch geschrieben werden mag, so sehr zu seinen Ungunsten fiel der Vergleich mit der Reuß oder der Rhone bei Genf aus. So oft ich dort war, sah ich den Arno seltsamerweise nie bei reichlichem Wasserstande bis 1882, und erst so spät wurde ich gewahr, daß die Flüsse Italiens eigentlich nur Bergströme sind. Die Worte, die ich bei meinem Florentiner Aufenthalt ins Tagebuch schrieb, kann ich zwar selbst kaum ohne Beschämung lesen, und doch halte ich es für geboten, hier einige Seiten daraus wiederzugeben.

„13. Nov. 1840: Nun bin ich in wahrhaft balsamischer Luft auf dem Platz mit den Statuen herumgeschlendert. Den Eindruck dieses Platzes, wie er sich darbietet, wenn man von Flusse herkommt, werde ich nicht so leicht vergessen. Wie die gewaltige Masse des Turms in die Luft ragt und welche Wirkung der Dom selbst hervorbringt! Ich hatte nicht erwartet eine Kirche zu finden, die durch ihre Größe wirkt, sondern eher ein zierliches Bauwerk wie die Salute-Kirche in Venedig. Glücklicherweise kam ich von der

Südost-Seite, wo die Galerie, die den Dom umgibt, keine Lücke hat, und so sehr fesselte mich der Anblick, daß ich in meinem überraschten, andächtigen Staunen beinahe überfahren worden wäre. Nicht daß es gute Architektur wäre, nicht einmal in ihrem eigenen barbarischen Stil; ich weiß nicht recht, was ich davon halten soll, aber die Pracht des Marmors überwältigte mich, und die Belebung durch die herrlichen Marmor- und Bronzebilder ringsum ließ mich in Bewunderung erschauern.

„15. Nov.: Ich weiß noch immer nicht, was ich von Florenz denken soll, aber augenblicklich ist bittere Enttäuschung mein vorherrschendes Gefühl. Die Galerien, die ich gestern besuchte, sind ja bedeutend genug, aber was den Kunstgenuß betrifft, so hätte ich ebensowohl im Britischen Museum sein können. Von all dem, was hier ist, verstehe ich nichts, außer von Rafael vielleicht, — und von dem verstehe ich nicht viel.“

Die finsternen, gefängnisartigen Florentiner Paläste stießen mich gleich damals ab, während ich die alten Straßen mit ihren Buden und Läden desto anziehender fand; das Innere des Domes erweckte mir Grauen, das Aeußere fesselte mich wie ein seltsames Rätselspiel. Alle die gepriesenen Kunstwerke, die Fresken, die Temperabilder — keines wollte mir etwas sagen, und das Land ringsum schien mir nichts als totes Gemäuer und staubige Olivenhaine zu sein; unmutiger Ueberdruß wollte mich packen, Ueberdruß an

allem was ich sah: nur nicht an Michelangelos Werk.

Ich sah sofort, daß in ihm mehr wahrhaft lebendiges Leben steckt als in den Griechen, und mehr Ernst und geistiger Gehalt als in Rubens; und da ich jedermann Michelangelo als das Herrlichste in der Welt preisen hörte, so freute ich mich, daß auch ich an ihm Gefallen fand. Das Vertrauen zu meiner Urteilstraft ward dadurch nicht wenig gestärkt. Mein Gesamturteil über die Galerie der Uffizien war, daß ich sie für eine verständnislos zusammengekaufte Sammlung hielt, aufgehäuft von Leuten, die nichts von wahrer Kunst verstanden und sie nicht richtig würdigten.

Als ich im Jahr 1882 zum letzten Male durch die Uffizien ging, war ich noch immer der gleichen Meinung und war stolz darauf, sie so früh gebildet zu haben. Es war nicht zu erwarten, daß ich Fra Angelico und Botticelli damals in ihrem Werte hätte erkennen sollen, und überdies war der obere Korridor in den Uffizien ein durchaus ungeeigneter Ort, um sich in die „große Madonna“ des einen oder „die Geburt der Venus“ des andern zu vertiefen.

In aller Ruhe bei solchen Schlüssen angelangt, setzte ich mich mitten auf den Ponte Vecchio und machte eine Skizze von den Buden und Läden, die mir gut gelang und später wertvoll wurde. Zu weiterem scheine ich in Florenz weder Zeit noch Lust gehabt zu haben, und so fuhren wir denn in der freudigen Hoffnung, im Süden alles mehr nach un-

sern Sinn zu finden, und doch zweifelhaft, ob sie sich erfüllen werde, zum Römischen Thor hinaus.

Siena, Radicofani, Viterbo und am vierten Tage Rom; — eine trübselige Reise, mit noch trübseligeren Rastorten. In Siena hatte ich quälende Kopfschmerzen, und der Dom erschien mir daher in jeder Hinsicht abgeschmackt; zu verkünstelt, zu streifig, zu spitzgiebelig und obendrein geschwärzt, mehr wie das Schaustück eines Konditors. Und im wesentlichen ist dies Urtheil auch richtig. Sienas Wunderwerk war die alte Kathedrale, sein Westminster Eduards des Bekenners. Ob wohl noch Reste davon auf uns gekommen sind?

Die vulkanische Gegend um Radicofani, die wir bei heranziehendem Sturm passierten und ein ominöses Schlüffelloch in einem schlechten Wirtshaus, das sich in den Tönen einer Aeolsharfe hören ließ, blieb uns noch lange unerfreulich in Erinnerung. In Viterbo fühlte ich mich wieder wohler und machte eine in Auffassung und Ausführung wohl gelungene Skizze der einen Seite des Plazes mit dem Kloster. Am vierten Tage hatten meine Eltern den Triumph zu bemerken, daß die Straße mit jeder Meile, die wir uns Rom näherten, schlechter wurde.

Mein Vorrat an lateinischen Kenntnissen, die mich in das Studium der Stadt Rom einführen sollten, bestand aus den beiden ersten Büchern Livius, die ich nie gründlich durchgearbeitet, und aus einer ganzen Anzahl Städtenamen, die ich nie auf der Karte auf-

gesucht hatte, aus Juvenal und ein paar Seiten Tacitus; von Vergil kannte ich den Brand Trojas, Dido, die Episode mit Euryalus und die letzte Schlacht. Natürlich hatte ich auch die ganze Aeneis gelesen, hielt aber das meiste darin für baren Unsinn. Ueber spätere römische Geschichte hatte ich einige englische Schilderungen der Laster römischer Imperatoren gelesen und hielt die Malaria in der Campagna für eine natürliche Folge des Papsttums. Mir war nie etwas von einem guten römischen Kaiser oder einem guten Papst zu Ohren gekommen und ich war unsicher, ob Trajan vor oder nach Christus gelebt habe, und würde jedermann mit dankbarer Genugthuung geglaubt haben, der mir vorerzählt hätte, Marcus Antoninus sei ein römischer Philosoph und Zeitgenosse des Sokrates gewesen.

Als in einer Entfernung von zwanzig Meilen der Sanct Peters Dom vor uns auftauchte, bedeutete das für uns wenig mehr, als ob ein grauer Meilenstein am Wege uns sagte, wir seien noch zwanzig Meilen von unserm Ziele entfernt. Der erste Anblick der langsam durch das Thal fließenden, ockerfarbigen Tiber mit ihrem lehmigen Ufer erschien mir öde und trübselig, verglichen mit dem der windgekräuselten Themsewellen, auf welche ich von Hanny Glowsleys Fenster hinabschaute. Die Piazza del Popolo war mir von Gemälden her so vertraut wie Cheapside, doch fand ich sie viel weniger interessant. Wir stiegen in einem

Gasthause an der Piazza di Spagna ab, und ich ging müde und verdrießlich zu Bett, mit dem Bewußtsein, in einer stattlichen Straße einer modernen Stadt zu sein, wo es nichts Rechtes zu zeichnen gab. Nach einer stärkenden Nachtruhe begleitete ich am anderen Morgen meine Eltern zur Peterskirche und war selbst ein wenig begierig sie zu sehen.

Die Berichte der Leute und Bücher hatten mich darauf vorbereitet, wie sehr ich beim Anblick des Doms die Größenverhältnisse unterschätzen würde. Aber ich habe mich nicht umsonst früher meiner Fähigkeit gerühmt diese zu erkennen und so fiel mir sofort auf, wie gewaltig groß alles war. Doch sah ich auch, worauf niemand mich vorbereitet hatte, die plumpe Einförmigkeit der Fassade und die geschmack- und geistlose Ausstattung des Inneren. Wir besahen uns die Mosaik-Kopien von Bildern, die uns nicht interessierten, die prunkvollen Grabmale von Männern, deren Namen wir nie gehört hatten, und fühlten uns alle erst behaglich, ja wirklich erleichtert, als wir wieder in der freien Luft und bei den Springbrunnen waren. Wir kehrten nimmer zur Peterskirche zurück, es sei denn, daß es Musik zu hören oder Processionen und kirchliche Aufzüge zu sehen gab.

Nachdem wir uns im Hotel gestärkt hatten, fuhren wir natürlich nachmittags durch die Stadt und sahen das Forum, das Colosseum und so weiter. Ich hatte keine genaue Vorstellung davon, was das Forum gewesen sei, und wie die drei oder die sieben Säulen,

die hier oder dort in die Luft ragten, sich in die Anlage des ganzen einfügten, oder der Severus-Bogen, unter dem doch keine Straße hindurchführte; und was sollte die armselige Häusergruppe mit ihrem Turm in der ganz alltäglichen Bauweise des achtzehnten Jahrhunderts?

Zum guten Glück sah ich die Dinge als das was sie waren; wenn ich auch nach den religiösen Lehren, die ich empfangen hatte, zu denken geneigt sein mußte, die Malaria der Campagna sei eine Folge des Papsttums, so beeinträchtigte das nicht im mindesten meine klare und unumstößliche Ueberzeugung, daß die Umrisse des Soracte schön und diejenigen der Puzzolan-
hügel im Vordergrund unschön seien, mochte es nun päpstlicher oder protestantischer Puzzolanstein sein. Es war mir gleichgültig was das Forum oder das Kapitol einst gewesen waren; die paar Säulen, die ich davon sah, waren geringfügig, ihre Kapitäle grob gemeißelt und keines der Häuser, die von oben hereinblickten, bot auch nur entfernt das Interesse, wie die an einem der alten Gäßchen in der „Auld town“
Edinburg.

Nachdem ich so zu einem allgemeinen Ueberblick und Urtheil über die Stadt und ihre Ruinen gelangt war, begann meine Tätigkeit in den Galerien. Alle die großen religiösen Gemälde Peruginos und Fra Angelicos und die Wandmalereien in der Sixtinischen Kapelle ließ ich unbeachtet zur Seite liegen; denn niemand hatte mich je darauf hingewiesen, und mein

eigenes Urtheil war noch nicht reif genug, sie herauszufinden. Jedermann machte mich auf die Decke in der Sixtina aufmerksam und ich fand auch an ihrem Bilderschmuck Gefallen; nicht weniger empfahlen mir alle Rafaels Transfiguration, und Domenichinos Heiligen Hieronymus anzusehen und ich gehorchte pünktlich. Aber nachdem ich beide gesehen, bekannte ich ohne Zögern, Domenichinos Bild sei schlecht und das Rafaels häßlich, und von dieser Zeit an fragte ich wenig mehr nach dem Urtheil der anderen, — es sei denn, daß ich damit übereinstimmte.

Als wir nun mit den Hauptwundern Roms fertig waren und die bescheidenen Sehenswürdigkeiten an die Reihe kamen, hielten wir's an der Zeit von einem Empfehlungsbrief Gebrauch zu machen, den Henry Aland mir an Herrn Joseph Severn mitgegeben hatte.

Obgleich in dem großen Oktavband, der die Werke Coleridges, Shelleys und Keats' enthielt und so oft auf meinem Arbeitstisch in der Kaminnische auf Herne Hill gelegen hatte, gerade Keats meinem Empfinden widerstrebte, hatte ich doch seine reiche Begabung zur genüge erkannt und seinen Tod tief genug bedauert, um seinem Gönner und Freunde mit aufrichtiger Ehrerbietung meine Aufwartung machen zu können. Wo Herr Severn damals wohnte, habe ich vergessen, aber seine Thür lag zur Rechten des Treppenabsatzes einer vielstufigen Treppe, die unten im Viereck umbog und

so geräumig und breit war wie ein englisches Gäßchen, in dem zwei Wagen aneinander vorbeifahren können. Da ich meine Lungen nicht anstrengen sollte, stieg ich ganz langsam hinauf, und hatte etwa noch achtzehn bis zwanzig Stufen bis zu Herrn Severns Tür, als diese sich öffnete und zwei Herren heraustraten, welche so behutsam hinter sich abschlossen, als solle die Tür nun für alle Ewigkeit verschlossen bleiben; dann kamen sie mir auf der Treppe entgegen. Der eine war ein ziemlich untersehter Herr mit frischer Farbe und freundlichem Gesicht, der andere, ein wenig größer, ein blasser Mann mit edelgewölbter Stirn und sprechenden, dunkeln, doch freundlichen Augen.

Im Vorübergehen sahen sie mich einen Augenblick scharf an, aber in meiner gewohnten Schüchternheit und weil ich es für einen der ersten Grundsätze feiner Sitte hielt, den Leuten nicht in solcher Weise den Weg zu vertreten und sie vor allem nicht aufzuhalten wenn sie ausgehen wollten, ließ ich mir nichts merken und stieg langsam weiter. An Herrn Severns Tür gab ich beim Diener meine Karte und den Empfehlungsbrief ab und erhielt den Bescheid, der Herr sei soeben ausgegangen. Sein dunkeläugiger Begleiter war George Richmond gewesen, an welchen Acland mir gleichfalls einen Brief gegeben hatte. Beide kamen alsbald uns zu besuchen. Das ruhige abseits-Leben meiner Eltern fesselte sie gleich anfangs und gewann bald ihre Freundschaft so sehr, daß sie, als Weihnachten kam, aus all den vielen Leuten in ganz Rom gerade uns

vier zu ihrem Feiertagseffen einluden. Das taten sie allerdings mehr wegen Vater und Mutter als um meinetwillen, denn meine Wege waren weniger ruhig; unter den Schritten meines abseits-Lebens knisterte und knatterte es beständig in Ausbrüchen unerhörter Regerei. Und es war keineswegs nur ein vorübergehendes Aufflammen; denn meine Angriffe, die ich gegen fast alles richtete, was in ihren Augen unumstößlich feststand, gegen die allein herrschenden Meister der Kunst und die über allen Zweifel erhabenen Herrlichkeiten Roms, waren in ihrer Begründung nicht immer zurückzuweisen. Infolge dessen klang es aus ihrer Gegenrede häufig genug wie verdienter Tadel, ja sie beredeten sich sogar mit meinen Eltern darüber, auf welche Weise man mir wohl zu gesunderen und vernünftigeren Ansichten verhelfen könne. Severn und Richmond hatten gleich von vornherein das unbedingte Vertrauen meiner Eltern; denn es hatte sich herausgestellt, daß Herr Severn bei jener ersten Begegnung auf der Treppe zu seinem Begleiter geäußert hatte: „Was für ein poetisches Gesicht!“ Das übereilte Betragen, womit ich beim Ankauf des „Harlech“ meinen Vater gekränkt hatte, im Verein mit meinen nun immer unwiderstehlicher hervorsprudelnden lästerlichen Angriffen gegen Rafael und Domenichino, ließen vor den Augen meiner Eltern die bedrohliche Aussicht auf eine Art von verlorenem Sohn auftauchen.

Die Last feindlicher Autorität, die ich auf solche Weise auszuhalten hatte, wurde noch vergrößert durch

Herrn Richmonds jüngeren Bruder, Tom. Als ich ihn zum ersten Male in ihrem gemeinsamen Atelier traf, war er emsig an der Arbeit, die Schattenpartien eines Torso mit Smalteblau anzumalen; wie er mir auseinanderlegte, sollte durch nachfolgende Lasuren Tizians Fleischfarbe erreicht werden. Da ich zu jener Zeit in der Carnation Tizians nichts Außerordentliches erblicken konnte und mir überdies durchaus unerfindlich war, wie man sie durch ein derartiges Verfahren sollte nachahmen können, so tat sich hier eine neue Kluft zwischen meinen Freunden und mir auf, die sich auch wirklich nicht mehr schließen sollte.

Der plötzlich entstandene Riß wies mir die Richtung für mein ferneres Tun in Rom und Italien. Denn von nun an wurde es mir mit jedem Tage klarer, daß die Gefühlswelt Rafaels und Tizians Farbenpracht meinem Fühlen für immer fremd bleiben würden, und die Skulpturensammlungen des Vatikans mir nichts als verwirrende Qual bereiteten; so biß ich denn die Zähne zusammen und ging meinen eigenen Weg, indem ich in meinen Skizzen darstellte, was sich auf meine Weise darstellen ließ. Es war eine offene Lossage von Rafael, Tizian und dem Apoll von Belvedere zugleich, als ich mich hinsetzte und eine sorgfältige Studie nach einem Armvoll alter Kleider zeichnete, die aus dem verwahrlosten Fenster eines Hauses im Judenviertel herausgingen.

Da ich nun den Fehdehandschuh doch einmal hin-

geschleudert hatte, blieb den Brüdern Richmond und meinem Vater nichts übrig, als aus der Not meiner unklasfischen Bestrebungen eine Tugend zu machen und ihnen soviel Interesse abzugewinnen, als sie konnten. Bei den Zeichnungen, die ich nun machte, tat ich mein allerbestes; es war eine Gesamtansicht des Forums, eine Studie der Aquädukte in der Campagna, von der Laterankirche aus, und eine des Aventin vom Ponte Rotto. Die beiden letzteren fanden Beifall bei fast allen, denen ich sie zeigte, und sogar Richmond war soweit besänftigt, daß er mich bat, ich möge ihm die Straße der Trinita di Monte zeichnen, an welche sich für ihn freundliche Erinnerungen knüpften.

Mein Protestantismus und, wie Tom Richmond es treffend nannte, mein „Proutismus“ hatten mich mit der Zeit dazu gebracht, alles was Rom zur Schau bot, abzuschwören. Ich verhielt mich gleich ablehnend, ob man mich einlud in eine Kirche, einen Palast oder eine Galerie mitzugehen, bis eine Zeit kam, da meine Eltern mich fügsamer fanden, wenn es sich darum handelte, Gottesdiensten mit Kirchenmusik beizuwohnen. Sie schrieben diesen Wechsel natürlich meinem angeborenen Geschmack für Gregorianische Gesänge zu und glaubten an ein Wachsen meines musikalischen Verständnisses. In Wirklichkeit aber zog es mich dorthin, weil ich bei solchen Gottesdiensten immer einige Aussicht hatte, auf Augenblicke über die andächtig gesenkten Köpfe des Volkes, ehe auch sie den ihrigen neigte, eine schöne junge Engländerin zu sehen; manchmal

ragte sie in ihrem schlanken Wuchs siegreich über die kleinen Gestalten ihrer Umgebung hervor. Sie war nicht nur die Königin unter den jungen Damen der englischen Kolonie dieses Winters, sondern verkörperte die Art von Schönheit, die ich bisher immer erträumt, aber noch nie im Leben gesehen hatte: eine statuarische Strenge, vereint mit weiblicher Anmut. Ich kam wohl niemals näher an sie heran, als vielleicht auf vierzig Meter, aber ihr Anblick war in jenem Winter in Rom mein Licht und Trost.

Mein Vater erlangte inzwischen seine natürliche Heiterkeit wieder, besonders da unser römischer Arzt sich über meinen Zustand ganz ermutigend äußerte. In Begleitung seiner Nichte erfreute er sich aller Sehenswürdigkeiten Roms und besuchte die Musik-Veranstaltungen, die sich boten, sobald sein widerhaariger Sohn mitgehen wollte, was dieser der geheimen Anziehung Miß Tollemaches wegen sich gern gefallen ließ.

Herr Severn und George Richmond kamen uns immer freundlicher entgegen, und wir merkten, wie es ihnen Freude machte, uns zu dienen. Niemand, der mit den höchsten Kreisen der heutigen Londoner Gesellschaft vertraut ist, kann im Zweifel darüber sein, wie viel es uns wert war mit George Richmond in immer vertrauteren Verkehr zu treten. Und was soll ich von der Stellung sagen, die Severn damals in Rom einnahm? Er erkannte in allen, Einheimischen wie Fremden, Laien wie Geistlichen, die liebens-

würdigsten Züge und sah eigentlich nur diese. Was andere verstimmt, darin fand er ein notwendiges Ingrebienz der Dinge, das diese erst würzig machte. Er fand es durchaus natürlich, daß der Papst im Petersdom thronte und die Bettler auf den Stufen des Pincio lagen; verzieh dem Papst sein Papsttum und sah mit Ehrerbietung auf den ergrauten Bart des Bettlers, in dem sicheren Gefühl, die Stufen des Pincio so gut wie die von Araceli, die des Laterans wie die vom Kapitol führten zum Himmel hinauf und jedermann steige auf seine Weise hinan; inzwischen jedoch möge jeder sich der Stelle freuen, die er gerade einnimmt. In seinem sprudelnden Geist, seinem lebenswürdigen Humor und seiner zarten Feinfühligkeit verhandelte er heute mit den Kardinälen und bewegte sich morgen zwanglos unter den strahlendsten Schönheiten der englischen Kolonie bei einem ländlichen Picnick in der Campagna, und fang die Herzen aller in dem goldenen Netz seines liebenden Verständnisses und seiner freundlichen Dienstbereitschaft, so daß das Leben für ihn der lustig dahinsprudelnden Weise seines Lieblingsliedes glich:

„Der Vogelfänger bin ich ja . . .“

Drittes Kapitel.

Cumae.

Mein Bestreben, dem Leser die Ereignisse meines Lebens in fortlaufender Reihe zu erzählen und es ihm zu überlassen, seine eigenen Reflexionen daran zu knüpfen, mag mich verleitet haben über einzelnes allzu flüchtig hinwegzugehen; — doch wüßte ich gern, oder möchte wenigstens raten können, welcher Art diese Reflexionen sind, und ob das Bild, das sich der Leser nach meiner Erzählung von mir entwarf, der Wirklichkeit entspricht.

Hält er mich für einen glücklichen oder unglücklichen jungen Menschen? Löblich und vorbildlich — oder das Gegenteil? Scheinen ihm meine Gaben vielversprechend oder mehr wie eine leuchtende Morgenröthe, die bis Mittag verschwindet?

Ich stelle diese Fragen gerade hier, weil ich in letzter Zeit von verschiedenen Bekannten Briefe erhielt, in denen sie mir erfreut mittheilen, meine flüchtig hingeworfenen Erinnerungsbilder hätten ihnen ungekannte

Züge meines Charakters enthüllt. Sie schreiben mir, daß sie mich nun lieber hätten als je zuvor; wahrlich ein Erfolg, den ich nicht erwartete, und der im völligen Gegensatz steht zu dem Empfinden, mit welchem ich selbst beim Rückblick meinem Bild aus jenen Tagen begegne.

Im Gegenteil, mir ist die Erinnerung peinlich und beschämend, heute zu erkennen, wie klein ich war und wie viel Zeit, Gelegenheit und Pflichten ich versäumte (und eine versäumte Pflicht ist der schlimmste Verlust); und so vermag ich kaum zu verstehen, was meine Freunde in der Schilderung meiner Kindheit an liebenswürdigen Zügen entdecken konnten, die sie nicht ohnehin bei dem Verfasser von «Time and Tide» und «Unto this Last» hätten voraussetzen dürfen. Was sie aber auch darin finden mögen, — ich war bis zu jener Zeit, und vielleicht auch ein paar Jahre länger, eine kleine zappelnde, schlüpfrige Kaulquappe, — wenig mehr als ein Wagen mit einem Schwanz daran — die in den klaren Wellen oder auf dem reinen Sande bald stillvergnügt ruht, bald sich lustig umhertummelt in den Quellen der Jugend.

Unter den Künsten, die damals in Rom betrieben wurden, und von denen der gebildete Reisende einige Proben nach Hause mitzunehmen pflegte, war eine der ansprechendsten das Schneiden von Cameen aus roten Muscheln. Auch wir kauften, wie es Brauch

war, ein paar Götter und Göttinnen in solcher Muschelarbeit; da aber die Steinschneider auch bereit waren Bildnisse Lebender anzufertigen, ließen meine Eltern, die noch immer erwarteten, daß etwas großes aus mir werden solle, mein Porträt als Kamee schneiden.

Von vorn gesehen hatte mir mein Gesicht im Spiegel immer gut genug gefallen und so hatte ich nie daran gedacht, mir es einmal im Profil anzusehen. Als ich die Kamee erhielt, sah ich zwar sofort, daß sie gut geschnitten war, aber das Bild, das sie von mir gab, war durchaus nicht nach meinem Sinn.

Es schien mir hart, daß vorwiegend die Fehler, die mir anhafteten, festgehalten waren und keineswegs meine besseren Anlagen. Wohl wußte ich, daß ich stolz war und in letzter Zeit auch verdrießlich; aber weder Stolz noch Verdrießlichkeit konnte ich für die Hauptfehler meines Charakters halten. Denn ich fühlte andererseits allem wirklich Großen gegenüber die aufrichtigste Verehrung und war immer zufrieden und gut gelaunt, wenn man mich nur meinen Weg gehen ließ — was kann man mehr von Mensch oder Tier verlangen, wenn man bedenkt, wie sie nun einmal sind?

Nun sollte ich wohl neben der ausführlicheren Schilderung dessen was sich zutrug, hier auch etwas mehr darauf eingehen, wie es in meinem Innern aussah, jetzt nachdem ich mündig geworden. So setze ich denn ein paar von den Tagebuchaufzeichnungen

hierher, die ich damals zum ersten Male nur für mich schrieb, um festzuhalten, was ich sah und dachte.

Ich finde verzeichnet, daß ich in Rom vom 20. bis 25. Dezember (1840) an einem Fieberanfall darniederlag, der zum guten Glück keine weiteren Folgen hatte. Am 30. konnte ich wieder ausgehen; an diesem Tage schrieb ich:

„Ich bin auf dem Pincio auf- und abgegangen, da ich seit der verwünschten Krankheit nichts anderes machen kann, und habe darüber nachgedacht, warum jedes Entzücken so schnell verbleicht, wenn man es auch noch so tief empfunden hat. Ganz Rom lag unter mir, Türme und Kuppeln, Zypressen und Paläste in mannigfaltigster Abwechslung und Gruppierung; ein leichter Dezembernebel, in den sich kaum wahrnehmbar der Rauch der Holzfeuer mischte, schwebte als vielgestaltige, zartgraue Wolke zwischen meinem Auge und der Sonne; über den üppigen, immergrünen Eichen des Borghese-Gartens ragte ein Stück des Apennin hervor und besonders ein Gipfel schimmerte in seiner Schneehaube wie ein leuchtender auf die Erde gefallener Komet. Es war weder wie Mondlicht noch wie Sonnenlicht, aber so weich wie jenes und so kräftig wie dies. Und inmitten dieser Schönheit war ich unfähig sie zu empfinden; mein Spaziergang war mir eine lästige Pflicht und ich war froh ihr genügt zu haben, so froh wie zu Hause, wenn ich meine Strecke auf dem Norwood-Weg pflichtschuldig abgegangen hatte.“

Ein Kindermädchen ging mit ihren kleinen Schuh-

befohlenen auf und ab, ein leichtes Häubchen auf ihrem wohlgeordneten Haar; ich hatte sie als Französin erkannt, lange bevor ich sie zu einem der Kinder, das mit dem plätschernden Wasser an der Seite des Wegs um die Wette zu plappern schien, sagen hörte: «Qu'elle n'en comprenait pas un mot.» Nachdem sie ein paarmal hin und her gegangen war, setzte sie sich zu einem andern Mädchen und beide lachten und plauderten miteinander; an ihren fröhlichen Gesichtern sah man, wie zufrieden und glücklich sie waren, aber sie dachten weder an die Alpenberge, über die sie hierher gekommen waren, noch an die Stadt, die zu ihren Füßen lag; und ich, dessen Gefühl, wie ich glauben muß, sich doch zu einer ganz andern Höhe erhoben hatte, litt unter dem Druck schweren geistigen Unmuts, weil rings um mich her Dinge waren, die mich höchlich hätten erfreuen müssen, wenn nicht die Stimmung der Stunde so schwer auf mir gelastet hätte. Da siehst du meinen Stolz deutlich genug, lieber Leser, und nicht minder meinen verdrießlichen Unmut; und doch ist es im Grunde kein Hochmut, der mich sagen läßt, meine Gefühle seien höher gewesen als die der französischen Kinder Mädchen. Aufrichtig gesagt, ich hielt mich nicht für besser als sie, vielleicht nicht einmal für so gut, aber ich wußte, es bestand ein geistiges Band zwischen dem fernen Soracte und mir, das für sie nicht vorhanden war.

Unterdessen saß unten in der Stadt meine Mutter in der Ecke ihres großen Zimmers und strickte so

ruhig als ob sie zu Hause sei; und die Tage verstrichen einer nach dem andern bis es Zeit wurde, an die Reise nach Neapel zu denken, bevor wir Rom überdrüssig würden. Und meine gute Cousine Mary, um deren geistige Theilnahme ich mich nie bemühte und um deren Meinungen ich mich nicht kümmerte, hatte am Ende ihren Aufenthalt in Rom doch am besten von uns allen ausgenützt. Sie hatte es zur sicheren Klavierspielerin und einem einfachen Musikverständnis gebracht, besuchte pünktlich die Orchesteraufführungen in den Kirchen, las aufmerksam ihre Reisebücher und wußte deshalb immer wo sie war; ihr aufrichtig religiöses Gefühl überwand ihren früheren Puritanismus so weit, daß sie ehrerbietig das Grab des Heiligen Paulus und das Haus der Heiligen Cäcilie aufsuchte und schließlich auch die heilige Treppe auf den Knien hinaufkutschte wie eine gute kleine Römerin.

Ich erzähle ein paar Einzelheiten des Reisetags zwischen Mola und Neapel, weil sie ein gutes Beispiel für die Eindringlichkeit meiner Beobachtung abgeben, auf welche sich später die Ausführungen in meinem Buche „Moderne Maler“ gründeten. Zu jener Zeit dachte ich allerdings weder an dies, noch an irgend ein anderes Buch und führte mein Tagebuch, um die Erinnerung an das, was ich gesehen, lebendig zu halten, ohne Rücksicht darauf, was später daraus etwa hervorkeimen möchte.

„Neapel, 9. Januar 1841: Während ich mich gestern in Mola ankleidete, konnte ich durchs Fenster die Sonne aufgehen sehen; der Feuerball stieg hinter Nebeln aus dem Meer und übergoss den Orangenhain, der sich zum Ufer hinabzog, mit fliegender Röte; jenseits der Bucht leuchtete Gaëta von seinem Vorgebirge herüber. Ich lief auf die Terrasse hinaus, die sich an der Seite des Hauses hinzog, und hatte vor mir eine Bergkette, welche viel Aehnlichkeit mit unsern Skiddam-Bergen aufwies; die Schluchten und Einschnitte genau wie die des Saddleback oder der Westseite des Skiddam, die höheren Teile von frischem Schnee bedeckt, die Spitzen von einer vorüberschwebenden zarten weißen Wolke streifig verhüllt. Im Vordergrund gingen sie in grüne Hügel über, deren Gipfel mit Oliven und Weinbergen bedeckt waren; jenseits dieser wurden die weißen Mauern des Dörfchens Mola sichtbar, darüberhin schwebte ein leichtes blaues Rauchwölkchen und in der Ferne zog sich eine lange Hügelfette in die See hinaus. Die Luft war frisch, aber dabei so rein und mild und so vom Dufte der Orangenbäume unter der Terrasse erfüllt, daß man eher geglaubt hätte, man lebe im Frühsommer als im Januar. Zwar wurde das Wetter bald bedrohlich, wenn die Sonne uns auch während unserer Fahrt durch das Dorf treu blieb; enge Gassen, aber ein vergnüglicher, abwechslungsreicher Anblick, zogen hier zum Ufer hinab, dort unter Schneegipfeln dahin, und zwischen Myrtenhecken hindurch in die Ebene von

Garigliano. Eine schwere Regenwolke lief mit uns zehn Meilen weit um die Wette und nahm uns ein Stück blauen Himmels nach dem andern fort, bis sie nur einen blau-goldigen Streifen über dem Apennin übrig gelassen; die nahe gelegenen Hügel lagen in purpurner Finsternis, der Schnee dahinter — das einzige kräftige Licht im Bilde — erglänzte anfangs im Sonnenschein und hob sich dann schattenverdüstert dunkel vom reinen Himmel ab; über uns der düstere Gewitterhimmel, stellenweise vom niederströmenden Regen verwaschen, unten ein Weidengebüsch, das sich von dem dunkeln Purpur abhob, fast mit der Farbe von reinem indischen Gelb mit einem Hauche von Rot. Dann kam ein reizendes Stück der Wasserleitung mit Resten zerstörter Mosaiken; durch ihre Bogen sah man drüben die Berge und saftiges Wiesengrün, das sich mit dem Gelb der Weiden vermischte. In Capua gab es einen ärgerlichen Aufenthalt im Zollhause und wir hatten doch erst in Garigliano die gleichen Scherereien gehabt, unter dem lärmenden Zubringen der Bettler, so daß ich wirklich erschöpft war, als es dunkel wurde. Hier und dort schimmerte durch die schwarzen Wolken ein Fleckchen klarer Himmel blau oder fahlgelb hervor und zwei oder drei Sterne wollten zwischen dem Gewölk aufleuchten. Blitz folgte auf Blitz als wir in Neapel einfuhren, und wir mußten noch einmal Zeit bei der Zollabfertigung und später auf dem Paßamt verlieren, bis ich alle Fassung und Geduld so völlig verlor, daß ich hätte weinen mögen

wie ein Mädchen. Die schlechten Straßen hatten mich totmüde gemacht, Neapel mich bei der Annäherung enttäuscht und zudem schüttelte mich der Frost; wie wenig konnte ich in meinem Winkel zu Haus, bei meiner Sehnsucht, Bergesschnee und Orangenlaub sehen zu dürfen, ahnen, daß ich bei meinem Eintritt in Neapel so übel gestimmt sein würde, wie nur je nach einem eintönigen Tage in London."

Schon volle zehn Jahre und länger, seit den frühesten Anfängen meines geologischen Wissensdranges, war mir die Struktur und das äußere Aussehen des Vesuv und des Monte Somma vertraut, und die „Freundschaftsopfer“ und das „Vergißmeinnicht“ hatten mir in den Tagen des Banditen Leoni manche Einzelheit des Golfs von Neapel anvertrauen müssen. Aber die schönen Umrisse des Monte S. Angelo und die von Capri waren mir neu und es war ein unsagbar ehrfurchtsvolles Gefühl, der geheimnisvoll waltenden Macht der Unterwelt so nahe zu sein, obgleich der Vesuv damals untätig war, und die geringfügige Veränderung der weißen Wolke über dem Krater nicht auffallender erschien als eine wachsende Gewitterwolke.

Der erste Anblick der Alpen war für mich eine Offenbarung des wohlthuenden Wirkens der Schöpfung gewesen; aber seit lange hatte Homer mich gelehrt, und mein eigenes Nachdenken mir noch näher gebracht, im zerstörenden Walten vulkanischer Kräfte, wenn nicht die Persönlichkeit eines bösen Geistes, so doch ein passendes Symbol unvermeidlichen und unverschuldeten

Uebels zu erblicken; so ganz verschieden von Sturm, Hitze und Frost, deren Walten zu den Lebensbedingungen alles gesunden organischen Lebens gehört. Wie die Schneefelder und die Alpenrosen Lauterbrunnens mir ein sichtbares Paradies darstellten, so erschien mir hier die vulkanische Asche und der Lavaschlund als eine sichtbare Hölle.

Der englische Durchschnittsreisende ist mit dieser und jener Welt zufrieden und erklärt Neapel für paradiesisch, wenn er nur mit eigener Hand ein paar schwarze Trauben brechen kann und ein schwarzäugiges Mädchen ihm seinen Falernerwein kredenzt. Aber ich wußte vom ersten Augenblick an, als mein Fuß in der Asche einsank, daß weder Gestalt noch Farbe eines Berges vollkommen schön sein konnte, der sich nur aus Schlacken zusammensetzt, und daß nur wenig preisende Worte zum Lobe eines blauen Sees zu sagen waren, dessen Wellen an schwarzem Sand brandeten.

Während ich in solcher Weise für fremde Fehler ein scharfes Auge hatte, kam es hier in Neapel auch zu einem vulkanischen Ausleuchten der Erkenntnis meiner selbst. Das Bewußtsein wie wenig mir Neapel und sein Golf in diesem Zustand franker Unmuts geboten hatte, wirkte auf mich wie ein gelinder Vorwurf: die Chrysalidenhülle begann sich hier und dort zu öffnen, und ich nahm bei der Weiterfahrt Abschied vom Monte S. Angelo, der südwärts in der Ferne verdämmerte, indem ich mir innerlich vornahm, mich künftig zu bessern.

In Mola di Gaëta unterbrachen wir die Reise für einen Tag, da ich zurückfahren wollte, um das Schloß von Ttri zu zeichnen. Zwar verlautete, diese Gegend erfreue sich keines sonderlich guten Rufes, aber wir schenkten den Verdächtigungen eines so lieblichen Ortes keinen Glauben und verbrachten dort den ganzen Tag. Während ich zeichnete gingen meine Mutter und Mary spazieren; diese hatte während ihres Aufenthalts in Italien in der Schule und unterwegs genug italienisch aufgefangen, um jeder etwa des Wegs kommenden Bäuerin, die ein hübsches Häubchen oder ein nettes Kindchen trug, etwas freundliches zu sagen. Und da englische Damen in jenen Tagen in Ttri noch ein seltener Anblick waren, freuten die Frauen und Mädchen sich ihrer wohlwollenden Worte und zeigten sich dankbar so gut sie konnten. Meine Skizze geriet mir aufs beste und fröhlich kehrten wir zu den Orangenwäldchen Molas zurück.

Später ließen wir uns erzählen, die gesamte Bevölkerung von Ttri bestehe aus Banditen, und seitdem machten wir uns wegen Banditen keine Sorgen mehr.

Ueber Sonntag blieben wir in Albano und gingen morgens alle zusammen durch die umliegenden Fleishaine. Ich hatte mich schon an längere Ausgänge gewöhnt und mich hinsichtlich meiner Gesundheit in Sicherheit gewiegt, denn seit geraumer Zeit hatte ich beim Husten kein Blut mehr in den Mund bekommen; da plötzlich kam während dieses ruhigen Morgenganges der Husten zurück. Ich setzte mich auf eine Bank an

der Seite des Wegs und sah wie meines Vaters Gesicht sich bekümmert verdüsterte.

Wir gingen schweigsam in unser Gasthaus zurück und mein Vater war geschäftig ein leichtes Gefährt aufzutreiben, um nach Rom zum Arzt zu fahren.

Es hat mich immer traurig gestimmt, mir in Gedanken ein Bild von meines Vaters Gefühlen zu machen, die ihn an jenem Tage bedrückt haben mögen, als er die achtzehn Meilen über die Campagna hin nach Rom fuhr.

Doktor Gloag sprach ihm Mut zu und fuhr mit ihm zurück. Es gab nichts neues zu tun oder zu sagen; derartige Rückfälle seien im Frühling häufig, meinte er, doch müsse ich mich eine Zeitlang ruhig halten. Meine Mutter verlor ihren zuversichtlichen Mut keinen Augenblick, und am andern Morgen reisten wir nach Rom weiter; glücklicherweise aber blieb dies die letzte Wiederkehr des bedrückenden Hustens.

Die Ostertage waren vom Wetter begünstigt; ich sah die Benediction, saß abends im Freien gegenüber der Engelsburg und sah wie die Linien der Peterskirche sich flammend entzündeten und vom Castell aus ein buntes Netz von Feuerwerk sich über den Himmel ausspannte.

Dieser Anblick regte in mir mancherlei Gedanken an, die erst später nach und nach reiften; vor allem kam ich zu der Ueberzeugung, daß der protestantische Geist für das Verständniß des Wesens und Endzwecks der Brachtentfaltung in der mittelalterlichen

Kirche gänzlich erstorben sei, und daß andererseits der katholische Geist von heute erstorben sei für alles, womit er sich an die Seele des italienischen Volkes wenden könnte, statt nur an seine Augen.

Erst vor wenigen Tagen blätterte ich wieder einmal in dem Buch, das mir mein College-Tutor, Walter Brown, als das nützlichste Werk der englischen religiösen Weisheit empfahl, die „Naturgeschichte des Euthusiasmus“; ich schlug dabei zufällig die folgende Stelle auf, die, wie ich denke, eine der ersten gewesen sein muß, welche mich aus der Selbstgefälligkeit meines puritanischen Glaubens aufgerüttelt hat. Keine andere theologische Schrift, die mir seitdem in die Hände gekommen, liefert mir ein schlimmeres Beispiel für den Mangel an Nächstenliebe und freundlichem Verständnis, ein Mangel, der in keiner anderen Sekte, in welche die Kirche je zerfiel, die führenden Köpfe in gleichem Maße beherrscht:

„Wenn man auf einen Augenblick vergessen könnte, daß in jeder Glocke, jedem Kirchengefäß, jedem Messgewand des römischen Gottesdienstes sich ein Anschlag gegen die Freiheit und Wohlfahrt der Menschheit verbirgt, und daß sein Gold, seine Perlen und sein köstliches Getüch nur das ewige Verderben verdecken, dann könnte man sich verpflichtet fühlen, seinen Stiftern das höchste Lob zu spenden. Denn hier hat Künstlergenie und Geschmaç alles poetisch und szenisch Wirkfame zu einem Schauspiel vereinigt, das die glänzendsten

Aufzüge des alten griechischen und römischen Götzendienstes weit hinter sich läßt."

Ich weiß mich nicht mehr sicher zu erinnern, ob mich diese Stelle damals wirklich befremdete, aber ich entsinne mich, daß mir vieles andere in dem Buche gefiel. Doch hatte ich schon damals den Vorzug vor dem Verfasser dieser und ähnlicher Schriften, daß ich, sobald ich sie vor Augen hatte, aufrichtige Kunst von falscher unterscheiden konnte und echten Glauben von anmaßendem Dogmatismus. Ich wußte, daß die Stimmen in der Dreifaltigkeitskirche nicht sangen, um mich zu täuschen, und daß die Menge, die andächtig vor dem Papste auf den Knien lag, durch seinen Segen wirklich gebessert und gestärkt wurde.

Hatte ich auch dank der günstigen Witterung ungefährdet die Osterfeier in Rom ansehen können, so sprach doch kein merkliches Zeichen dafür, daß meine Gesundheit sich durch die Ueberwinterung im Süden gebessert habe. Ich fühlte mich ziemlich entmutigt, und die ersten Tage der behutsamen Rückreise über Terni und Fuligno waren trübselig genug, ganz besonders die Nacht in Terni. Denn abends, nachdem wir von den Wasserfällen zurückgekehrt waren, kam der Diener eines jungen Engländers und wollte uns sprechen; er sei mit seinem Herrn allein hier, sagte er, und dieser sei plötzlich, und wie er fürchten müsse, tödlich erkrankt. Ob mein Vater wohl zu ihm kommen wolle? Mein Vater ging und fand einen schönen jungen

Schotten von drei- oder vierundzwanzig Jahren, in der That in den letzten Zügen. Er starb noch während derselben Nacht, und wir konnten dem verzweifelnden Diener bei mancherlei behülflich sein. Ich weiß nicht mehr, ob wir je die Spur des jungen Mannes verfolgten; in meinem Tagebuch finde ich seinen Namen, Farquharson, aber nichts weiter.

Je weiter wir nach Norden und aus dem vulkanischen Gebiete hinaus kamen, desto frischer ward mir zu Mut. Vor mir stieg die Märchenwelt Venedigs auf. Erst einmal hatte ich sie zuvor gesehen, vor sechs Jahren, als ich noch ein Junge war. Nun sollte das Märchen wahr werden; als wir morgens zu den Thoren Paduas hinausfuhren sagten uns Leute, denen wir wohl oder übel glauben mußten, daß Venedig vor uns am Horizont liege, draußen im Meer!

Ich habe mir noch keine Antwort auf die Frage gegeben, mit welcher ich dies Kapitel begann — hält mich der Leser für einen glücklichen oder unglücklichen jungen Menschen?

Was die Vorbereitung für mein künftiges Leben betrifft, in dieser Welt sowohl wie in jener, so kann man darüber wohl geteilter Meinung sein; aber was wirkliche Glückseligkeit betrifft, so bin ich keinen Augenblick zweifelhaft, daß auf mich das Glück von einer Viertelmillion Durchschnittsmenschen fiel. Ich sage nicht „Knaben“, denn ich kann nicht wissen, welche Seligkeit diese etwa beim Cricketspiel oder Bootfahren

empfinden; aber im Vergleich mit all den Vielen, die in tagtäglicher Berufsarbeit stehen, war mein Glück schier unermesslich. Freilich folgten auch Zeiten der Stumpfheit und Uebersättigung und überdies war's eine Art Ausgleich, daß ich mir über vieles so tief quälende Gedanken machte, worüber sonst kein Mensch nachdenkt.

Die beiden Kapitel am Schluß des ersten und am Anfang des zweiten Bandes der „Steine Venedigs“ gründen sich nicht auf meine freudigen Erinnerungen an die Jahre 1835 und 1841; sie schildern nicht die Zeit, als noch keine Eisenbahnbrücke in die Stadt führte, als die trübfließende Brenta, die schmucklosen Landhäuser, der staubige Fahrdamm und der sandige Strand gleich begeisterte Freude in mir wach riefen im Augenblick als Venedig in Sicht kam, und das Gewimmel der schwarzen Gondeln auf den Kanälen mir ein herrlicherer Anblick schien als ein Sonnenaufgang mit all seinem Scharlach und Gold.

Anfang Mai machte ich Studien über Lichteffekte, die sich später bei Abfassung der „Modernen Maler“ sehr dienlich erwiesen, und zwei Bleistiftzeichnungen: den Palazzo Contarini und die Riesentreppe. Von diesen beiden und ein paar weiteren, die ich in Bologna zeichnete, und etwa einem halben Duzend aus Neapel und Amalfi, kann ich jetzt, nachdem vierzig Jahre darüber hingegangen sind, mit voller Gewißheit sagen, daß man sie nicht viel besser hätte machen können. Wie Turner liebte ich alles Zierliche und Durchgearbeitete, gleich-

viel ob es der Gotik oder Renaissance angehörte, und fühlte mich durchaus sicher in seiner Linienführung. Es war eine Arbeit der Liebe für mich, alles genau so zu zeichnen, wie es vor mir stand, und so wurden meine Skizzen lebensvoll und getreu. Soviel stand in meiner Kraft und ich setzte die ganze Kraft zur Erreichung dieses Ziels ein, — zum letztenmal. Denn im Jahre darauf fing ich an, leisten zu wollen was über meine Kraft ging und blieb dabei: so daß ich die Hälfte meiner Tage auf solche Weise verbrachte.

Von Venedig ging es über Padua, wo mir die Antoniuskirche, über Mailand, wo mir der Dom noch immer höchste Kunst zu sein schien, nach Turin und Susa, und von dort zum erstenmal über den Mont Cenis. Beim Anblick der Alpen fühlte ich mich wohler und jeder frische Hauch, der vom Gebirge niederwehte stärkte meine Gesundheit. In meinem kleinen einfenstrigen Zimmer in Lans-le-bourg erwachte ich morgens um sechs aus einem gesunden tiefen Schlaf. Im Norden ragten die roten Berghörner in den blauen Himmel, die große Schneepyramide talabwärts schimmerte im Morgenlicht. In drei Minuten war ich angekleidet, lief die Dorfstraße hinunter, über den Fluß und stieg den grasigen Abhang an der südlichen Talseite hinauf bis zu den ersten Tannen.

Ich hatte mein Leben wiedergefunden, das Beste, das in mir war, wollte sich neu entfalten. All das Gute, das Religion, Liebe, Bewunderung oder Hoffnung mich gelehrt hatten, glühte in meinem Herzen wieder

auf, und beglückt kehrte ich zu meinen Eltern heim und sagte ihnen, daß ich's im Innern fühle, ich werde wieder gefunden.

Die Aerzte hatten sich über meinen körperlichen Zustand gründlich geirrt. Was ich brauchte, war kräftige, frische Luft, körperliche Uebung, und Ruhe vor allen künstlichen Erregungen; die Luft der Campagna und das Leben in Rom war die schlechteste Wahl, die sie hatten treffen können.

Folgende Tagebuchaufzeichnungen, die später bedeutungsvoll für mich wurden, mögen dies Kapitel schließen, das ohnehin, wie ich fürchte, etwas langweilig wurde.

„Genf, 5. Juni: Gestern kamen wir von Chambery hierher, — ein frischer Nordwind hatte den Staub weggesegelt. Hatte einen ergötzlichen Auftritt mit einer ehrenwerten jungen Bäckermeisterin in einer unserer Zwischenstationen, als ich einige Savoyer Biscuits kaufen wollte, und „ein Pfund“ verlangte. «Mais, Monsieur, une livre sera un peu — volumineuse! je vous en donnerai la moitié; vous verrez, si cela vous suffira». Dann rief sie ins Nebenzimmer, wo ein kleines helläugiges Mädchen seiner Unzufriedenheit über einige Angelegenheiten dieses Lebens allzu lauten Ausdruck gab: «si tu n'es pas sage, tu vas savoir!» Es klang so schelmisch und liebevoll! — kamen an einem heiteren Nachmittag gegen Sonnenuntergang hier an, wo die grünen Wälle, der hellbeschienene Salève, die rasch flutende Rhone und

der ferne Jura mir so lieblich erschienen, daß ich mich fast verschworen hätte, niemals wieder nach Italien zu reisen."

"6. Juni: Den ganzen Tag über strömender Regen. Ich hörte die langweilige Predigt eines jungen Geistlichen mit schwacher Stimme in einer weiß getünchten kleinen Kirche, wo zu kreischenden Orgeltönen gehaltlose Verse gesungen wurden. Mehr als einmal an Sonntagsmorgen, regte sich in mir ein leichter Selbsttadel, wegen meines gegenwärtigen Faulenzenlebens, der mich den Entschluß fassen ließ, stets nach sicheren Kenntnissen auf diesem oder jenem Gebiet oder nach körperlicher Gewandtheit zu streben. Heute war dies Gefühl besonders stark, und ich möchte alles darum geben, wenn ich den Vorsatz festhalten könnte: anstatt den Liebhabereien des Tages nachzugehen, mein Augenmerk darauf zu richten, nützliche, dauernde Güter zu erwerben. Leider dauert der gute Vorsatz immer nur bis zum nächsten Tag."

"11. Dezember 1842: Merkwürdig! Genau die gleiche Anwandlung befiel mich in der gleichen Kirche im Jahre darauf und trieb mich an, mein Werk über Turner zu schreiben."

Viertes Kapitel.

Fontainebleau.

Wir erreichten Rochester am 29. Juni, verbrachten dann einen Monat zu Hause und überlegten, was nun zunächst zu beginnen sei. Seit jenem Morgen in Lans-le-bourg hatte ich das Gefühl, als ob ich schnell gefunden würde, wenn man mich nur in frischer Bergluft ließe. Nach der Besprechung mit einigen Londoner Ärzten hielt man es für das beste, mich meine eigenen Wege gehen zu lassen; und nachdem wir noch übereingekommen waren, daß Richard Fall mich begleiten solle, schickten meine Eltern mich anfangs August auf meine erste selbständige Reise nach Wales.

Auf dem Wege dorthin sollte ich in Leamington Station machen, um den ersten Arzt des Ortes, Dr. Jephson, zu konsultieren, der bei den Leuten der Wissenschaft zwar als Quacksalber verschrieen war, über den meine Eltern aber von Freunden Günstiges gehört hatten.

Jephson war kein Quacksalber, sondern ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, ein geborener Arzt. Sein beharrlicher Fleiß und seine scharfe Beobachtungsgabe hatten es ihn vom Apothekerlehrling zum angesehensten Arzt in Leamington bringen lassen, und mir kam es vor, als ob ich in ihm zum ersten Male in meinem Leben einen wahren Jünger Aeskulaps kennen gelernt hätte.

Er untersuchte mich zehn Minuten lang und sagte: „Bleiben Sie hier, ich will Sie in sechs Wochen wieder gesund machen.“ Ich wandte ein, daß ich nicht im geringsten darauf vorbereitet sei zu bleiben, sondern im Begriff stehe nach Wales zu gehen; doch wolle ich allen Anordnungen und Vorschriften folgen, die er mir etwa geben würde. Nein, hieß es, ich müsse bleiben, oder er könne nichts für mich tun. Das schien mir nun doch ein wenig nach Quacksalberei auszu sehen, ich machte meine Verbeugung und setzte meine Reise fort, nachdem ich meinem Vater einen Bericht über diese Unterredung nach Hause geschickt hatte.

In Pont y Monach fand ich einen Brief vor, der mich unverzüglich nach Leamington zurückkehren hieß, um mich in Dr. Jephsons Obhut zu begeben. Richard mußte deshalb allein den Snowdon besteigen, während ich, so schnell die Post mich hinbringen wollte, zurückfuhr und reumütig dem Doktor noch einmal meinen Besuch machte. Auf seine Anordnung mußte ich eines der kleinen Häuschen bei den Quellen be-

ziehen, wo ich die darauf folgenden sechs Wochen meines Lebens in völlig veränderter Lebensweise zubachte; in meinem Tagebuch von damals beklagte ich mich bitter darüber, heute jedoch habe ich in der Erinnerung kein so unangenehmes Bild mehr davon. Morgens gab es Salzwasser aus der Quelle und zweimal täglich Eisenwasser, dessen Niederschlag sichtbar auf dem Boden des Glases glitzerte. Zum Frühstück um acht Uhr bekam ich Kräuterthee, ich glaube es war Löwenzahn; um ein Uhr Mittagessen, und Abendessen um sechs; beides bestand nur aus Fleisch, Brot und Wasser. Ich hatte die Wahl zwischen Fisch, Fleisch oder Geflügel, erhielt aber nur eine Fleischspeise, und weder Gemüse noch Obst; vor- und nachmittags Spaziergänge und abends frühzeitig zu Bett: das war die Diät, welche plötzlich an Stelle meiner luxuriösen Lebensweise treten mußte.

Ich unterwarf mich allen Vorschriften aufs pünktlichste, fand das Leben auch unter solchen Umständen noch lebenswert und erfreute mich der erneuerten Hoffnung, es noch weiter genießen zu dürfen.

Die grotesk prosaische Lage hatte an sich ein gewisses Interesse. Hier wohnte ich in einem kleinen viereckigen Backsteinhäuschen, Nummer soundssoviel in der Reihe, hatte Aussicht auf verwilderte Vorstadtwiesen und einen zerbrochenen Zaun, hier und dort einen Schutthaufen, den träge durchs Land schleichen- den Leam, knapp drei Meter breit, und jenseits auf eine mit Dornengestrüpp bewachsene Erdwelle. Weiter

abwärts in der Häuserreihe fingen die armfeligen kleinen Läden an, dann kamen ein oder zwei aristokratische Spezerei- und Kurzwarenhändler, die Leihbibliothek und die Trinkhalle.

Nach der Bucht von Neapel, dem Aventin und dem Markusplatz wirkte meine Umgebung wie die erste Szene einer Pantomime, bevor noch die Handlung eigentlich beginnt. Aber in Rom unter dem Aventin hatte ich mich unsicher und unbehaglich gefühlt, ein Gefühl, das mir zur eigenen Ueberraschung hier ganz fremd blieb; die einfachen Verhältnisse belustigten mich eher, und ich hatte das erfreuliche Gefühl, als ob alles was mich hier umgab, doch ganz gut und recht sei, — wenigstens für mich. Machte es auch keinen so erhabenen Eindruck wie das Beckwatergebäude in unserem College, noch einen so bunten wie der Markusplatz, so befand ich mich hier auf dem altgewohnten Boden meiner Tage in Groydon, und ich konnte in meinem Zimmer treiben was ich wollte und hatte mich auf keine drohenden Prüfungen vorzubereiten.

Das erste, was ich tat, war, daß ich in eine Buchhandlung ging und mir ein Buch kaufte, um arbeiten zu können. Nach genügender Prüfung kaufte ich Agassiz' «Poissons Fossiles» und machte mich daran, Schuppen zu zählen und schwere Namen zu lernen indem ich dachte, wie manche Leute noch heute denken, daß ich auf diese Weise am besten in Geologie vorwärts komme. Auch versah ich mich mit ein paar Bänden von Kapitän Marryat

und mit einigen neuen prächtigen Stückchen Farbe, um damit in Turners großartigster Manier eine Zeichnung vom Schloß zu Amboise bei Sonnenuntergang fertig zu machen, worauf am Horizont der Mond durch eine Brücke scheinen sollte. Die „Fossilen Fische“ erwiesen sich als ein nützlicher Kauf und setzten mich nach gründlichem Studium in den Stand zu begreifen, daß Agassiz doch nur ein Tor war, da er für die gute zeichnerische Arbeit dieser schmutzigen, häßlichen Dinger Geld ausgegeben hatte, und daß es für keinen Sterblichen soviel wert ist wie ein alter, vertrockneter Hering, ob sie überhaupt Namen haben oder nicht.

Ich hätte für einen nützlichen Zweck auch nicht mehr Zeit aufwenden können, aber es war doch kein geringer Gewinn, die Erfahrung zu machen, daß auf solche Arbeit verwendete Zeit — verschwendete Zeit ist.

Es wäre ein besserer Erfolg sechswöchentlicher Studien gewesen, im Noon einen Kaulbarsch zu fangen und ihn mit Gewürzen und Kräutern kunstgerecht kochen zu lernen, als jede Schuppe, die im Schlamm des Weltalls eingebettet liegt, zählen und mit dem richtigen Namen benennen zu können. Uebrigens schöpfte ich aus diesem Buch eine heilsame Erkenntnis des Verhältnisses zwischen Künstlern und Leuten der Wissenschaft, denn ich sah, daß das wirkliche Genie, das aus den „Fossilen Fischen“ sprach, dem Lithographen angehörte und nicht dem Manne der Wissenschaft, und daß das Buch deshalb den Namen des Lithographen hätte tragen sollen mit dem bloßen Vermerk, daß

Herr Agassiz die Schuppen gezählt und mit häßlichen Namen benannt habe.

Die zweite Hauptarbeit, die ich in meinem Zimmer zu Leamington zustande brachte, ist die vorhin erwähnte, mit vieler Mühe angefertigte Zeichnung von Amboise, die ich „aus dem Kopf“ machte. Das Schloß scheint ungefähr sieben hundert Fuß über dem Fluß zu stehen, während es in Wirklichkeit nur achtzig bis neunzig Fuß darüber liegt; der Sonnenuntergang, der darüber lag, der aufsteigende Mond, einige Staffeln mit Geländer, die zum Wasser hinunter führen, aber in Wirklichkeit nicht da sind: alles war Turner nachgeahmt; nur das Maßwerk der St. Hubertus-Kapelle machte ich mit peinlicher Sorgfalt auf meine eigene Weise, wie ich dachte, noch ein wenig besser als Turner.

Diese Zeichnung, sowie das Gedicht „die Zerbrochene Kette“, als dessen Illustration sie von Gooddall prächtig gestochen wurde, erwies sich später als eine außerordentlich lehrreiche Erfahrung; ich kam dadurch zu der Ueberzeugung, daß ich in dieser Richtung meiner Gestaltungskraft noch ein schlimmerer Hohlkopf war als Agassiz.

Mein Aufenthalt war von schönem Herbstwetter begünstigt, das Korn reif, und wenn man erst die verwilderten Wiesen, die Brunnenstube und die Promenade hinter sich hatte, bot die Gegend ringsum, die in ihrer einfachen, englischen Art eindrucksvoll auf mich wirkten, hübsche Nachmittags-

spaziergänge. Die Türme von Warwick lugten hinter drei Baumgipfeln hervor; Kenilworth konnte man in einem Nachmittag besuchen und Stratford erreichte man in einstündiger Fahrt mit einem trabenden Pony; weiterhin, so weit das Auge reichte, typisch englische Landschaft, nicht Berg und Tal — das konnte man überall finden — sondern Berg und Ebene, in der die Flüsse bewegungslos ruhen und die Kanäle ohne Schleußen stehen.

Unter so friedlichen Verhältnissen fing ich an, Kornblumen, Disteln und Malven sorgfältig zu betrachten und in meinem Tagebuch finde ich am 15. September eingetragen, daß ich den „König des goldenen Flusses“ zu schreiben angefangen hatte und Alfons „Europa“ und Turners „Chemie“ las.

Den „König des goldenen Flusses“ habe ich einem kleinen Mädchen zu Gefallen geschrieben. Es war eine ziemlich gelungene Nachahmung von Grimm und Dickens, untermischt mit ein wenig eigenem aufrichtigem Gefühl für die Alpen, und gute Kinder haben es gern gelesen. Trotzdem ist es vollständig bedeutungslos. Ich kann nun einmal keine Geschichte schreiben, so wenig wie ein Bild komponieren.

Doktor Jephson hielt Wort und ließ mich nach sechs Wochen gehen, indem er mir sagte, meine Gesundheit liege nun in meinen eigenen Händen. Ich glaube, er hatte Recht. Und in der Tat, wenn ich weiter gelebt hätte von Hammelfleisch und Eisen, schwimmen gelernt hätte im Meer, das ich so sehr

liebte, und mich an Geologie und Fische gehalten hätte — allerdings besser an lebende als an fossile — dann wäre ich ohne Zweifel — ertrunken wie Charles oder hätte innerhalb ein oder zwei Jahren

„auf einem Gletscher, halben Wegs zum Himmel
geruht zu ew'ger Ruh.“

Nur das Schicksal weiß, was hätte geschehen können. Ich für mein Teil weiß mit Sicherheit nur, was nicht hätte geschehen sollen, daß ich nämlich, nachdem ich von Leamington erlöst war, wieder zu gebratenen Kartoffeln und Kirschenauflauf griff und, anstatt schwimmen und klettern zu lernen, fortfuhr pathetische Verse zu schreiben und bei dieser außergewöhnlich törichten Krisis meines Lebens versuchte, Zwieliht zu malen wie Turner. Ich war nicht verblendet genug, ihm im Tageslicht folgen zu wollen, aber ich glaubte, etwas zu Wege bringen zu können wie sein „Schloß Kenilworth bei Sonnenuntergang“ mit dem Milchmädchen und dem Mond.

Ich ließ bisher unerwähnt, bei welcher Gelegenheit ich mit Turner bekannt wurde. Die Einführung geschah durch Herrn Griffith bei einem Diner zu Norwood, am 2. Juni 1840.

Im Tagebuch finde ich darüber die Bemerkung: „heute dem Manne vorgestellt, der ohne Zweifel der größte unseres Zeitalters ist an Gestaltungskraft und dem Sinn für malerische Brauchbarkeit einer Landschaft, zugleich der berühmteste Maler und Poet des

Tages, J. M. W. Turner. Man hatte ihn mir als rauh, bäurisch, ungebildet und gewöhnlich beschrieben. Ich wußte, daß das nicht wahr sein konnte. Ich fand in ihm einen etwas exzentrischen Herrn, von scharf ausgeprägter Eigenart, ausgesprochenem Tatsachensinn und englischem Geist; offenbar gutmütig, offenbar aber auch übellunig. Humbug war ihm in jeder Gestalt zuwider; dabei war er etwas rechthaberisch und vielleicht ein wenig eigennützig, aber von hohen, geistigen Gaben, welche an den Tag zu legen er kein Vergnügen empfand, und welche nur hin und wieder bei einem Wort oder einem Blick aufleuchteten."

All' dies hatte ich auf den ersten Blick erkannt und noch am selben Tag niedergeschrieben.

Seltamerweise war „Kenilworth" eines der Blätter, welches Herr Griffith nach Tisch aus seiner Mappe zum Vorschein brachte. Ich muß wohl etwas Törichtes darüber gesagt haben, des Inhalts, die Zeichnung sei eines der Hauptstücke der „England Serie", ein Ausdruck, der Turner aufs höchste mißfiel. Es gab wenig, was er mehr haßte, als wenn er Leute einzelne Zeichnungen in hohen Worten loben hören mußte; er wußte, daß es meistens nichts anderes bedeutete, als daß sie die übrigen nicht schätzten.

Wie dem auch sei: er hüllte sich in Schweigen. Die Unterhaltung ging weiter, als ob er nicht zugegen gewesen wäre. Zum Schluß wünschte er mir freundlich gute Nacht, und ich sah ihn nicht wieder, bis ich von Rom zurückkehrte.

Hätte er mich nur eingeladen, ihn am nächsten Tag zu besuchen, mir eine Bleistiftskizze gezeigt und mich zusehen lassen, wie er die Farben darüberlegte! Mir hätte er zehn Jahre meines Lebens dadurch erspart, und er wäre für den Rest des seinigen nicht weniger glücklich gewesen. Man kann nur sagen: solche Dinge sollen nicht sein. Jeder einzelne von uns muß den Kampf mit dem Widrigen auskämpfen und für sich selbst das Ungesehene entdecken.

Rehren wir nach Leamington zurück. Hier saß ich also und quälte mich ab Schloß Amboise im Zwielicht zu malen und grübelte über fossile Fische und Michelangelo.

Nachdem ich nicht mehr täglich Revue passieren mußte, ging ich auf einige Tage zu meinem ehemaligen College-Tutor, Herrn Walter Brown, der jetzt Pfarrer in Wendlebury war, einem Dorfe im flachen Land, elf Meilen nördlich von Oxford. Es bestand aus fünfzehn strohgedeckten Häusern und dem Pfarrhaus, inmitten ausgedehnter Wiesen, die durch Hecken oder Steinmauern voneinander getrennt waren; hier und da ein Heuspeicher und ein Tor in der Hecke oder eine Treppe über den Steinwall. Das Pfarrhaus war ein viereckiges Gebäude mit einem Garten von fast fünfzig Metern im Geviert; das Kirchlein dicht dabei, vielleicht achtzehn Meter lang bei einer Höhe von nicht ganz vier, hatte einen vierkantigen Turm mit einem Wetterhahn darauf.

Herr Walter Brown hatte eine würdige, sehr einfache Frau mittleren Alters geheiratet und sich mit all seiner Gelehrsamkeit und seinen guten Gaben hier niedergelassen, um die geistige Wohlfahrt Wendleburys zu heben und ging in dieser Aufgabe völlig auf. Er grub seinen Garten um, nahm einen oder zwei Pensionäre, um sie für die Examina in Oxford vorzubereiten und arbeitete mit ihnen während der Morgenstunden in der altgewohnten Weise, vertiefte sich in das Studium der „Naturgeschichte des Enthusiasmus“ und war glücklich und zufrieden sein Leben lang.

Da er auf seine kleine Kirche und ihren Wetterhahn stolz war, machte ich ihm eine Zeichnung davon, so gut ich konnte, in der Beleuchtung der untergehenden Sonne mit dem aufsteigenden Mond. Er äußerte einige Bedenken, daß der Himmel auf dem Kopf stehe, da nämlich das dunkelste Blau am Horizont lag, um die Kirche herauszuheben; doch schien zu jener Zeit jedermann an mich zu glauben und zu denken, daß ich vom Zeichnen mehr verstehe als andere. Die Demut, mit welcher Herr Brown meinen Vorträgen über Michelangelo lauschte, welche ich an meine in Rom gekauften Umrißzeichnungen nach dem „Jüngsten Gericht“ anknüpfte, auf denen die Muskeln eingezeichnet waren wie ein Netz von Eisenbahnlinien, ist mir als etwas Außerordentliches und Geheimnisvolles im Gedächtnis geblieben. Heute, da ich wirklich etwas davon verstehe, will mir niemand mehr gläubig entgegenkommen.

Herr und Frau Brown waren in jeder Hinsicht freundlich zu mir und schienen mich gern bei sich zu sehen. Vielleicht allerdings nur aus Höflichkeit, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ich zu jener Zeit irgend jemandem hätte gefallen können, wenn ich absehe von meinem guten Willen liebenswürdig zu sein, indem ich, soweit ich es ehrlicherweise tun konnte, jedem, mit dem ich sprach, nur Angenehmes sagte.

Von Wendlebury ging ich nach Hause, um mich mit Gordons Hilfe für das Examen vorzubereiten. In meinem Tagebuch finde ich unter dem 16. November 1841 verzeichnet: „Meine Zimmer sind nun wieder in Ordnung; morgen fange ich an zu studieren, methodisch, aber nicht zu viel“. Zeitlebens ist das In-Ordnung-bringen meiner Zimmer von Zeit zu Zeit eine angenehme Erholung für mich gewesen, aber es ist mir nie gelungen, sie drei Tage lang in Ordnung zu halten.

Für den andern Tag finde ich dies eingeschrieben: „Warum kristallisiert der Raufrost an den Adern und Rändern der Blättern in größeren Kristallen als an andern Stellen?“ (an andern Stellen der Blätter meinte ich) eine Frage, die ich zum ersten Male bei meinen Eisstudien im Jahr 1879 glaubte aufgeworfen zu haben, und die bis heute noch unbeantwortet ist.

Auch die Einzeichnung des nächsten Tages verdient hier abgedruckt zu werden: „Ich las Clementina in

„Sir Charles Grandison“. Nichts hat mich je so mächtig ergriffen; nach meinem gegenwärtigen Urtheil möchte ich es über jedes andere Werk dichterischer Fiktion stellen. Es ist wirklich ein erhebendes Buch und hat mich wohl nachhaltiger zum Guten angespornt, als irgend etwas, das ich bis jetzt gelesen habe.“

In diese Zeit fielen auch meine ersten Unterrichtsstunden bei Harding, die mir viel Erfreuliches boten, trotzdem ich die Mängel meines Lehrers nicht über-
sah. Es war eine Freude, ihn in seiner eigenen Art zeichnen zu sehen; seine Baumformen waren naturgetreu und mit einer ehrlichen, originellen Auffassung selbständig errungen. Er war ein heftiger Gegner der Meister der alten holländischen Schule, und wie ich glaube, der Erste, der mir sagte, sie seien Trinker, Spieler und Lumpen gewesen, denen die Wirklichkeit des Wirtshauses mehr galt, als dessen Darstellung. Das war ein neuer Gedanke und für mich in nicht geringem Maße anregend.

So dämmerte das Jahr 1842 herauf, in seinen Morgenwolken mancherlei für mich bergend. Früh in diesem Jahre ging eine Veränderung mit Turner vor sich. Er hätte gern einige Zeichnungen ausgeführt, wollte damit aber auch Geld verdienen. Er gab deshalb Herrn Griffith fünfzehn Skizzen verschiedener Motive zur Auswahl für jeden, der ihm Bestellungen darauf machen wolle. Mein Vater ließ mich sofort eine davon auswählen, bis ich ihn durch Bitten und

Schmeicheln dazu brachte, daß ich zwei aussuchen durfte. Von andern Seiten bekam Turner noch sieben weitere Bestellungen. Theils um die Art zu zeigen, wie er die Skizzen ausführen wollte, theils zum sofortigen Verkauf hatte der Maler vier fertige Zeichnungen beigelegt.

Unter diesen befand sich der „Splügen“, den ich durch inständiges Bitten zu erhalten hoffte, wenn mein Vater, der gerade auf Reisen war, nach Hause käme. Ich wartete pflichtschuldigst bis er kam, inzwischen aber wurde das Bild, zusammen mit dem reizenden „Bierwaldstätter See“ an Herrn Munro in Novar verkauft.

Dieser Umstand wurde später für mich Veranlassung zu ernstlichem Grübeln. In einer Geschichte von Miß Edgeworth würde der Vater zur rechten Zeit heimgekommen, Herrn Munro, wie er mit dem „Splügen“ in der Hand zögernd dastand, schnell zuvorgekommen sein und dem pflichttreuen Sohn diese und noch eine andere Zeichnung zur Belohnung geschenkt haben. Bei einigem Nachdenken finde ich, daß weder die Wege der Vorsehung, noch die der Welt, mit den von Miß Edgeworth geschilderten übereinstimmten. Mir wurde damals endgültig klar, daß, wenn man etwas Törichtes tut, man dafür das Gleiche leidet, ob man's nun in frommer Absicht tat oder nicht. Ich wußte ganz gut, daß diese Zeichnung das beste Schweizer Landschaftsbild war, das Menschenhand je gemalt hatte, daß von Rechts wegen ich es hätte haben müssen, und es

ganz unstatthaft sei, daß ein Anderer es besitze. Ich hätte es mir sofort sichern, und mir später zärtlich die Verzeihung meines Vaters dafür erbitten sollen. Er würde überrascht, ärgerlich und bekümmert gewesen sein, hätte mich aber nicht weniger geliebt, und zuletzt gefunden, daß ich recht getan und sich darüber gefreut. Eine Zeitlang wäre es mir ein unbehagliches Gefühl gewesen, ihn verletzt zu haben, doch hätte ich in meiner Reue meinen Vater desto mehr geliebt und mich schließlich durch das Gute der Sache an sich beruhigt und gerechtfertigt gefunden. So jedoch, wie die Sache lag, war uns der „Splügen“ ein Dorn unser ganzes Leben lang. Mein Vater versuchte stets das Bild in seinen Besitz zu bekommen. Herr Munro, durch Händler unterstützt, schraubte den Preis immer höher, bis er schließlich von achtzig auf vierhundert Guineen gekommen war; da gaben wir es schweren Herzens auf.

Und wie steht es mit dem: „Du sollst nicht begehren . . .?“ Lieber Leser, wenn Du darauf Antwort haben willst, befrage meine philosophischen Werke. Hier kann ich nur von tatsächlichen Umständen und allgemein gültigen Regeln sprechen. Es gibt ein Gesetz, daß man für jede Torheit leiden muß, gleichviel aus welchem Beweggrund sie geschah. Ich sage damit nicht, daß nicht jedes Motiv sich nach eigenem Verdienst belohnt und bestraft, aber jedenfalls kam in diesem Falle, so weit ich es beurteilen kann, nur Unheil aus der ganzen Sache.

Während ich indessen die Enttäuschung, so gut es gehen wollte, ertrug, erfreute ich mich an dem Anblick der Skizzen und der Erwartung der Zeichnungen, die danach angefertigt werden sollten. Diese nahmen meine Gedanken weit mehr in Anspruch als mein Mißgeschick. Ich sah, daß es sich bei diesen Bildern um unmittelbare Natureindrücke handelte, nicht um komponierte Entwürfe, wie sein „Carthago“ und „Rom“. Auch begann mir zu dämmern, daß sogar in der Komposition Turners vielleicht mehr Wahrheit liege, als ich bisher gemerkt hatte. In dieser Zeit war ich über seine Kompositionsprinzipien sehr genau unterrichtet, doch schien mir in seinen späteren Werken die Natur selbst das Bild zu komponieren.

Während mich diese Frage beschäftigte, bemerkte ich eines Tages auf dem Wege nach Normood eine Efeuranke an einem Stamm, die „sogar für meinen kritischen Blick nicht übel“ komponiert schien. Ich machte eine schattierte Bleistiftstudie davon in mein Taschenbuch und arbeitete sie so sorgfältig heraus, als ob es ein Stück Bildhauerarbeit gewesen wäre. Ueber dem Zeichnen wurde meine Freude daran immer größer und als ich damit fertig war, merkte ich, daß ich seit meinem zwölften Jahr meine ganze Zeit verloren hatte, weil ich nie gelehrt worden war zu zeichnen, was wirklich da war. Wenn ich sage: „meine ganze Zeit“, so meine ich damit die Zeit, welche ich dem Zeichnen als Kunst gewidmet hatte; ich besaß zwar

manche Erinnerungsblätter von unsern Reisen, doch war mir nie die wahre Schönheit irgend eines Dinges zum Bewußtsein gekommen.

Diese Entdeckung schmetterte mich weder nieder, noch erhob sie mich so sehr, wie sie es hätte tun sollen, aber sie endete meine Chrysaliden-Tage: von nun an machte ich stetige, wenn auch langsame Fortschritte.

Das muß im Mai gewesen sein und ein paar Wochen später reiste ich nach Oxford hinunter, finde aber in meinem Tagebuch keine Eintragung darüber. Ich hoffte das Examen nur gerade zu bestehen und schrieb so schlecht Latein, daß ich auch damit rechnen mußte, nicht durchzukommen. Aber meine Examinatoren sahen mir diesen Mangel nach, weil meine theologischen, philosophischen und mathematischen Kenntnisse über dem Durchschnitt standen und gaben mir ein höchst schmeichelhaftes Prädikat.

Als ich sicher war, daß ich bestanden hatte, unternahm ich einen Spaziergang in die Felder, nördlich vom Neuen College — welche inzwischen in Parks verwandelt wurden — glücklich in dem Bewußtsein wiedererlangter Freiheit, aber völlig im Unklaren, wie ich sie anwenden solle. Da stand ich nun mit meinen zweiundzwanzig Jahren mit einer ganzen Anzahl Fähigkeiten; alle aber standen den analytischen nach und diese selbst waren, wie die übrigen, nur im Reime vorhanden, und ich unfähig ihre Tiefe zu

meßen; hatte diese und jene Liebhabereien, denen ich bisher, halb gegen mein Gewissen, nachgegeben hatte und ein dunkles Gefühl der Pflicht gegen mich selbst, meine Eltern und den täglich verschwommener werdenden Schatten eines ewigen Gesetzes.

Was sollte ich werden oder beginnen? Mein nachsichtiger Vater war bereit mich tun zu lassen, was ich wollte; zu Hause hatte ich allezeit mein luxuriös ausgestattetes Zimmer und wenn ich lieber reiste, zahlte er meine Auslagen. Jedoch konnte ich mich nicht dazu entschließen, allein zu reisen. Vielleicht verdient es ein wenig Lob, daß ich nie ernstlich daran dachte, meine Eltern zu verlassen, um fremde Länder zu durchstreifen, und die Furcht ihnen Kummer zu bereiten sprach bei allen Entschlüssen ein gewichtiges Wort. Zudem lag mir das Verlangen, fremde Länder kennen zu lernen, ganz fern, mir fehlte jegliche Lust zu Abenteuern und ich war es ganz zufrieden, mein behagliches Zimmer allezeit in Ordnung und mein Essen von drei Gängen regelmäßig um 4 Uhr bereit zu finden. Obgleich kein Feigling, wenn Gefahr mich betrat, widerstrebte es mir doch, ein Leben zu führen, dessen beständiger Begleiter die Gefahr ist. Ich würde nicht nach Indien gegangen sein wegen der Tiger, nicht nach Rußland wegen der Bären und nicht nach Peru wegen der Erdbeben; schließlich kam noch hinzu, daß, wie meine Eltern nicht gut ohne mich sein konnten, ich ohne sie immer eine Lücke empfand.

Wir planten für dieses Jahr einen Sommeraufenthalt in der Schweiz, den wir hauptsächlich in Chamounix verbringen wollten, damit ich in Bergluft sei und die langersehnte Möglichkeit hätte, die Felsen des Mont-Blanc eingehend zu studieren. Meiner Mutter war Chamounix fast ebenso lieb wie mir, aber von meinem Vater verlangte dieser Plan strenge Selbstverleugnung, da er weder Schnee noch Holzhäuser leiden mochte.

Aber er gab um meinetwillen all seine Liebhabereien auf und überließ mir auch die Wahl der Stationen durch Frankreich. Die Reise ging über Rouen, Chartres, Fontainebleau und Auxerre. Eine oder zwei Bleistiftskizzen, die ich zu Anfang unserer Reise machte, zeigten das schwankend gewordene Vertrauen zu meiner alten Manier und den Versuch, Licht und Schatten mehr zur Geltung zu bringen. Das flache Land zwischen Chartres und Fontainebleau mit dem bedrückenden Gedanken, Paris so nahe zu wissen, machte mich sehr elend. Ich lag die ganze Nacht im Fieber wach und fühlte mich am nächsten Morgen so traurig und krank, daß ich nicht wagen konnte zu reisen und eine schwere Krankheit nahe wähnte. Die Wirtsleute brachten mir jedoch gegen zwölf Uhr ein Körbchen voll Walderdbeeren, die mich sehr erfrischten, so daß ich mein Skizzenbuch in die Tasche steckte und ins Freie wankte, wenn auch immer noch sehr matt und tief betrübt; ich geriet in einen schmalen Fahrweg, der zwischen jungen Bäumen dahinführte, und wo nichts zu sehen

war, als der blaue Himmel, der durch das dünne Geäst leuchtete.

Ich legte mich auf eine Bank, die am Wege stand, und versuchte einzuschlafen; aber es wollte nicht gelingen, meine Augen verfolgten die Zweige, die sich vom hellen Himmel abhoben und als ich mich allmählich etwas frischer fühlte und merkte, daß es mir für diesmal nicht ans Leben ging, zog ich mein Buch hervor und zeichnete eine kleine Espe, die an der andern Seite des Weges stand.

Wie ich in diesen langweiligen Fahrweg geriet, da es doch getürmte Sandsteinfelsen aufzusuchen gab, — auch das weiß wieder nur das Schicksal, aber ich hatte nie das Glück, in Fontainebleau irgend eine von den Herrlichkeiten zu finden, die ich von französischen Künstlern preisen höre. Diese Felsen brachten des armen Evelyn Gemüt fast ebenso sehr in Aufruhr wie die „fürchterlichen“ Alpen von Clifton, wie seine folgende Aufzeichnung beweist:

„7. März (1644). Ich machte mich mit einer kleinen Gesellschaft auf den Weg in der Richtung nach Fontainebleau, einem kostbaren Palast des Königs, wie der unsrige zu Hampton-Court. Der Weg führte durch einen Wald, in welchem sich ungeheure Felsen eines weißlichen, harten Gesteins erheben; sie türmen sich ringsum übereinander wie Berge, so daß ich glaube, nirgends mag ein wilderer und einsamerer Fleck zu finden sein. Auf dem Gipfel eines dieser unheimlich ragenden Klöße, wo überhängende Stein-

Blöcke zwischen Baum- und Strauchwerk Verderben bringend herabdrohen, ist eine Einsiedelei erbaut."

Diese Stelle halte ich für durchaus bezeichnend für das rein englische Verständniß für Felsen. Wenn sie nur groß genug aussehen, daß sie beim Herunterstürzen ihm den Kopf zerschmettern könnten, so ist dies alles, was ein Engländer verlangt oder versteht. Die „fürchterlichen“ Felsen zu Fontainebleau waren mir nie fürchterlich genug, um mir zu gefallen, sie schienen nie größer zu sein, als daß ich sie hätte einpacken und als Proben heimschicken können, wenn sie die Fracht verlohnt hätten, und in meiner urwüchsigem Abneigung gegen Palastanlagen und gerade Kieswege suchte ich umsonst nach der Quelle, die doch die Seele des Ortes gewesen ist. Heute kümmerte ich mich nicht um Felsen, Palast und Springbrunnen, sondern lag auf einer Bank am sandigen Fahrweg und meine Augen sahen unverwandt nach dem kleinen Espenbäumchen, das sich vom blauen Himmel abhob.

Zwar noch matt, aber nicht ohne Eifer begann ich es zu zeichnen und über der Arbeit schwand die Mattigkeit: die herrlichen Linien wollten mit Aufmerksamkeit verfolgt sein. Sie wurden immer schöner, wie jeder einzelne Ast sich aus der Masse heraus hob und seinen Platz in der Luft einnahm. Mit wachsendem Erstaunen sah ich, daß sie sich selbst „komponierten“, nach schöneren Gesetzen, als sie je ein Mensch gekannt hatte. Schließlich stand der kleine Baum vor mir auf

dem Blatt und alles, was ich über Bäume zu wissen geglaubt, war zerronnen.

Jene Efeuranke in Norwood hatte mich nicht so gründlich beschämt, da der Efeu von jeher für ein ornamentales Geschöpf gegolten hatte und man von ihm erwarten konnte, daß er bei Gelegenheit seinem Ruf Ehre machen würde. Aber daß jeder Baum im Wald schön ist, (denn es entging mir nicht, daß meine junge Espe nur eine aus Millionen war), schöner als die zierlichsten Stickerereien des Ostens und die kunstvollsten Gemälde des Westens, — das setzte all' meinen früheren Gedanken ein Ende und eröffnete den Einblick in eine neue Waldeswelt.

Und nicht nur in die Welt des Waldes allein. Der Wald, den ich bisher für eine wirre Wildnis gehalten hatte, erfüllte in seiner Schönheit, wie ich nun sah, dieselben Gesetze, welche die Wolken führte, das Licht verteilte und die Welle im Gleichgewicht hielt. „Er hat alles schön gemacht,“ das wurde für mich das erlösende Wort, dessen sich der Mensch bei Betrachtung aller Dinge bewußt sein sollte, und ich ging diesen Waldweg zurück im Gefühl, daß er mich weit geführt habe — weiter als ich hätte denken oder träumen können.

Zu meinem Bedauern und größten Erstaunen berichtet mein Tagebuch nichts über meine Gefühle und Entdeckungen in diesem Jahre. Sie waren zu zahlreich und zu verwirrend, um niedergeschrieben zu werden.

Ich zeichnete auch nicht viel — denn die Dinge, die

ich sah, lagen jenseits aller Zeichenkunst — sondern widmete meine Zeit botanischen Studien.

In diesem Jahr kehrten wir zum letztenmal in unser Haus auf Herne Hill zurück und die lieblichen Zeichnungen, die Turner für mich gemacht hatte, „Ehrenbreitstein“ und „Luzern“, zierten zuerst noch dort in unserm kleinen Speisezimmer die Wand. Aber die schönen Tage von Herne Hill, und mit ihnen viele glückselige Freuden gingen nun zu Ende!

Vielleicht hatte meine Mutter bei Besuchen in Hampton Court oder Isola Bella manchmal im Stillen gedacht, es wäre ganz hübsch, einen größeren Garten zu haben; und wenn zuweilen ein vornehmer Oxford-er Freund, der in einer fürstlichen Wohnung in Cavendish oder Grosvenor Square zu Hause war, auf Besuch zu mir heraufkam, hatten wir nur das Hinterstübchen, dem Kinderzimmer gegenüber, wo er die Hände waschen konnte. Und da mein Vater sah, daß seine Bankbilanz immer günstiger für ihn abschloß, kam ihm der Gedanke, seiner Landkundschaft mache es vielleicht einen stattlicheren Eindruck, ihren Sherry nach Tisch in größeren Räumen zu trinken. Und da ich selbst nun erwachsen war und mein Examen (Bachelor of Arts) hinter mir hatte, brauchte nicht vielleicht auch ich ein größeres Haus?

Nein, lieber Leser, aber seitdem ich zum erstenmal einen Spaten in die Erde gestoßen hatte, wollte ich immer einen Kanal graben und ihn mit Schleusen

versehen, wie Harry in „Harry und Lucy“; und in dem Felde hinter dem Hause auf Denmark Hill, das uns in dieser Stunde unserer Schwachheit als neue Wohnung versuchend angeboten wurde, lag die Möglichkeit vor mir, einen Kanal zu bauen, mit soviel Schleusen als ich wollte.

Wie erstaune ich, wenn ich beim Zurückblicken bemerke, wie durchaus knabenhaft, sogar klein-knabenhaft ich in allen meinen persönlichen Neigungen und Freuden war, während ich, aus mir hinausschauend, weiter sah, als die Könige von Neapel und die Kardinäle von Rom.

Es waren noch viele Bedenklichkeiten in Betracht gezogen und hin und wieder besprochen worden, ehe wir das Haus mieteten. Meine Mutter äußerte zwar wohlüberlegt, aber traurig, daß es für sie nun zu spät sei, einen großen Garten in Ordnung zu halten; mein Vater, welcher fühlte, daß seine Eitelkeit mehr als ein Wort in der Angelegenheit mitspreche, schwankte in nachdenklichem Zögern wie damals, als er seinen ersten Copley Fielding kaufte.

Aber schließlich wurde die Pacht dennoch angetreten, und jedermann sagte, es sei gut und für uns gerade das Rechte. Und in der That freute sich meine Mutter, ihre Topfpflanzen in Reih und Glied im geräumigen Gewächshaus aufzustellen, und die Aussicht aus unserm Frühstückszimmer war wirklich schön und lieblich.

Wir kauften drei Kühe, hoben den Rahm von unserer eigenen Milch ab und machten unsere eigene

Butter; wir hatten einen Stall und ein Nebengebäude, eine Scheune und einen Schweinestall und ein Häuschen für den Pförtner, welcher unliebsame Besucher abhalten konnte an unsere Thür zu klopfen: Ja, das hatten wir alles, aber wir waren doch nimmer so glücklich, wie zuvor, nimmermehr so recht „zu Hause“.

In Champagnole und in Chamounix, in der „Glocke“ zu Dijon und im „Schwan“ zu Luzern: das waren noch die alten, vertrauten Stellen. Aber trotz all der glücklichen Tage, die wir in unserm Hause auf Denmark Hill erleben sollten, waren die neuen Freuden, die es bot, für uns nicht mehr was jene gewesen waren. Die Körbe voll Pfirsiche schmeckten nicht mehr so süß wie das Duzend oder die anderthalb von Herne Hill, und die Hunderte von Äpfeln, die der große Obstgarten brachte, wogen nicht die Schüssel voll sibirischer Saueräpfel auf, die uns jener Garten bescheert hatte.

Und meinen Kanal habe ich doch nie gegraben!

Harrys Kunstfertigkeit, die nötigen Schleusen selbst auszuführen war mir in der That beinahe zu herrlich vorgekommen, für mich unerreichbar, wenn nicht gar unglaublich. Auch hatte ich nie den Wasserverbrauch mit in meine Berechnung gezogen. Die Gärtner brauchten alles, was sich in den Wasserfässern, sammelte für das Gewächshaus, sodaß ich nur die Möglichkeit für einen trockenen Graben vor mir sah, der für die Küche sehr unbequem gewesen wäre; so ergab ich mich in mein Schicksal! Der bezaubernde Ge-

danke wollte mir aber nie aus dem Kopf, und einige zwanzig Jahre später legte ich wirklich verschiedene Wasserkünste nach dem Vorbild derer von Fontainebleau an, wovon ich später noch erzählen werde.

Im nächsten Jahr hatten wir Weg auf, Weg ab genug in unserm neuen Garten herumzureisen. Den Winter hatte ich meine beste Kraft auf den ersten Band der „Modern Painters“ verwendet und der Sommer war dadurch unterbrochen, daß ich einen Kursus in Oxford durchmachte. Im Tagebuch findet sich nichts, das der Erwähnung wert wäre.

Der genannte erste Band muß ungefähr zu meines Vaters Geburtstag erschienen sein; bis Ende des Jahres war sein Erfolg gesichert und am 1. Januar 1844 brachte mir mein Vater Turners „Skavenhändler“ als Neujahrs Geschenk. Ich stellte es auf das Gesims beim Fußende meines Bettes, wo ich einst meinen eigenen „Loch Achray“ stehen hatte. Die Freude an meinem ersten selbstgemachten Bilde kann jeder verstehen; aber das Entzücken, mit dem ich einen neuen Turner in Besitz nahm, versteht keiner! Was soll ich also lang davon sprechen!

Für den zweiten Band, der nicht im geringsten werden sollte, was er geworden ist, mußte ich wieder nach Chamoni. Diese Reise sollte speziell den Zentralalpen gelten, und am 1. Juni 1844 fanden wir uns in glücklicher Stimmung wieder am Ufer des Genfer Sees.

Fünftes Kapitel.

Der Simplon.

Wenn ich vor dem flackernden Kamin sitze und in Gedanken die Alpenpfade wieder verfolge, führt mich mein Grübeln zu der erstaunten Frage, warum der Himmel die Alpen erschaffen, der Gemse ihre Schnellsüßigkeit und dem Enzian sein Blau verliehen hat, und doch keinem Menschen ein Herz, sie zu lieben. Und warum inmitten dieser Alpen dieser herrliche Paß, wenn ihn doch keiner überschritt, es sei denn gegen seinen eigenen Willen, bis Napoleon kam und eine Straße darüber baute.

Selbst seit diesen Tagen ist der Weg nicht oft zum Vergnügen betreten worden, obgleich nirgends in der Welt, wo Berge sind, eine Strecke von solcher Schönheit und Erhabenheit zu finden ist, wie dieser Bergübergang, der Genf und Mailand verbindet. Zu seiten seiner Zugänge der liebliche Genfer See und der Lago Maggiore, als Aufstieg das Walliser Tal und das Val d'Ossola, dann die eigene beglückende Schönheit

des oberen Theils mit den Alpenrosen und Schneefeldern, so gänzlich frei davon, den Eindruck schauerlicher Einöde hervorzubringen.

Von der Freude, die ich in früheren Jahren in Mailand gefunden hatte, habe ich schon an anderer Stelle erzählt; aber von Genf ist noch nicht die Rede gewesen und so will ich nun versuchen ein Bild davon zu entwerfen, wie wir es bei unseren verschiedenen Aufenthalten in den Jahren 1833, 1835, 1842 und 1844 trafen.

Ein kleiner Kanton von nur vier englischen Quadratmeilen, der gar keine sechs Quadratmeilen groß sein möchte. Ein Städtchen, bestehend aus einer Gruppe Wassermühlen, einer Straße mit Laubengängen, zwei Holzbrücken, ein paar Duzend Steinhäusern auf mäßiger Anhöhe und drei oder vier steil bergauf führenden Gassen. Vier Meilen Land ringsum als Weideland gelassen, dazwischen bescheidene Gärtchen und Bauernhäuser; die Leute gut, fromm und klug und bis zum letzten Mann, Frauen, Knaben und Mädchen, alle bei der Arbeit. Sie gehen ihrer Wege, hierhin und dorthin, meistens zu Fuß und nur dahin, wo sie etwas zu tun haben. Und dieses kleine Nest ist ein Mittelpunkt für das religiöse und soziale Denken, ein Mittelpunkt für die Erkenntnis der Schönheit in der Natur für ganz Europa! Das heißt, für das denkende und künstlerisch schildernde Europa: Frankreich, Deutschland und Italien. Rings umher das Getriebe der Völker! Ihre Demut und ihr Stolz, ihr redliches

Kunstschaffen und ihre Verirrungen, ihr Zürnen und Kämpfen, keimend und sich entfaltend, Wurzel schlagend und sich kräftigend, saust und donnert um diese unbezwingliche Beste des reinen Schauens. Es ist das holdseligste Fleckchen Erde, und sonder Zweifel das merkwürdigste der ganzen europäischen Welt, und dennoch lassen die Völker es seitab liegen, wallfahrten nicht dahin, und — was noch verwunderlicher ist — zerstören diese Herrlichkeit nicht. Sie schlagen ihre Schlachten bei Chalons und Leipzig, sie bauen ihre Baumwollspinnereien an der Aire und lassen die Rhone mit millionenfacher Airekraft unberührt ihres Wegs fließen. Sie bauen ihre Vergnügungshäuser auf den Themsekies, oder auf den Lehm der Seine, um den Ausblick zu haben auf das jenseitige Lambeth und auf das, was drüben über der Seine liegt. Sie gründen ihre Kriegsmacht auf den Berliner Sand und lassen dieses von natürlichen Abstürzen geschützte Stück Erde in Ruhe, welches dennoch Macht hat über sie. Hier ist der Brennpunkt ihres Denkens und Empfindens, ihrer Wissenschaft und ihres contrat sociale: die Schule Sauffures und Calvins, Rousseaus, Byrons, Turners

Und natürlich meine, war ich versucht zu sagen; aber diese ganze letzte Seite schrieb ich nicht, damit sie so enden sollte. Und doch hätte Genf besser damit geendet, mich und Leute meines Schlags groß zu ziehen, als solches Volk, wie es sich jetzt dort breit macht mit seinen Polypenknäulen von Häusern. In den An-

lagen des heutigen Kasinos lebt und bewegt sich New-York und London, nicht mehr der alte Genfer. Was dessen Heimat war, muß ich zu erzählen versuchen nach dem, wie ich sie sah.

Zunächst war die Stadt merkwürdig dadurch, daß alle ihre Armen in der inneren Stadt untergebracht waren. Gerade im Mittelpunkt, wo in einer englischen Stadt die größten Geschäftshäuser stehen und etwa noch die Börse im Stil des Parthenon, da wohnten auf ihrem eingepfählten Inseln und in den steilen Seitengäßchen die Armen von Genf in ihren Dachstuben und spannen oder schnitzten Uhrräder. Die Schwachen und Alten waren freundlich versorgt, ihre Suppenteller voll, und ihre einfachen Betten von sorgender Hand in Ordnung gehalten.

Aber außerhalb der Mauern keine armen Leute mehr. Vielleicht einige gegen Süden hin, am Savoyer Weg, doch sonst in der ganzen Landschaft ringsum keine langweiligen Reihen öder Wohnhäuser mit den alltäglichen dorischen Säulen vor der Haustür, kein ungepflegtes, mit Disteln bewachsenes Baugelände, keine Wüsteneien verödeter Ziegeleien und verwilderter Küchengärten. Gleich vor den Toren Genfs ganz ebene, rein gehaltene, hübsch eingehegte Landstraßen, deren breiteste nach einem fernen Ziele strebte, denn auf dem Wegweiser stand «Route de Paris». Rechts und links zweigte ein Labyrinth von gleichfalls wohlgepflegten Wegen ab, welche die Wohnhäuser und Land-

güter der Gutsleute verbanden. Diese besaßen jeder 15 bis 20, auch wohl 50 Morgen Wiesenland, das (zur Zeit als ich da war) in Blüte stand, eine hochwogende blumige Flur. Stattliche Platanen, Espen und Nußbäume, hie und da in Alleen, breiteten ihren wolstuenden, niemals dumpfen Schatten um das Wohnhaus. Ein Wohnhaus fürwahr für jede Jahreszeit; man hätte in keine schöneren Gegenden wegreisen können und fühlte sich nicht für einen Teil des Jahres in die Stadt eingesperrt. Heuzeit und Erntezeit, Schulzeit und Spielzeit für ein Geschlecht nach dem anderen innerhalb der heiteren weißen Wohnung mit ihren grünen Läden und ihrem Schindeldach. Das ganze Anwesen, wie auch das eines jeden Nachbarns ordentlich versorgt und aufgehoben: Gärtner zur Genüge um zu mähen, Winzer genug zum Feltern, Wärterinnen zur Genüge um die Kinder zu versehen. Keine Fuchsjagden, kein Bogelschießen; aber jedes häusliche Glück, das einem umsichtigen und biedereren Haushalter erreichbar ist, von jung auf genossen und gepflegt bis ins Alter.

Wo das Gelände sich bis ans Ufer hinabzieht, war es meistens so weit ins Wasser hinausgebaut, daß das Wasser an der Quaimauer vier bis fünf Fuß tief war und bei starkem Wind in großen Wellen anbrandete. Rudersport war nicht heimisch auf dem Genfer See; es gab nur kleine Ruderboote, teils schwer zu handhaben, teils zu gefährlich auf dem leicht erregten Blau. Bootfahren ist in der Schweiz ein

Markt- und Handelsgeschäft wie andere und galt nicht für vornehm in dem hohen ländlichen Walhall von Genf. Aber zwischen dem Hôtel des Etrangers, ungefähr eine halbe Meile außerhalb des Tores, wo Salvador uns in den Jahren 1833 und 1835 unterbrachte, und der Stadt waren ein oder zwei Landungsstellen für flossähnliche, flache Feluken.

Von dem Wege aus hatte man einige flüchtige Ausblicke auf den See und das jenseitige Ufer, nur Streifblicke, denn die Aussicht wurde schnell wieder durch Gartenmauern unterbrochen, bis man zur Mündung des Grabens kam, der, vom See gespeist, sich an den Wällen der Stadt entlang bis zum Stadttor hinzog.

Die Fußgänger, die den Umweg durch dieses Haupttor vermeiden wollten, konnten auf einer zierlich durchbrochenen Brücke diesen Graben überschreiten. Sie schien gerade nur stark genug für ein liebendes Paar oder ein Kindermädchen mit seinen kleinen Schützlingen. Man mußte einen Centime Brückengeld zahlen, doch schien mir dieser Handel immer vorteilhaft, denn die Brückenwärterin nahm irgend eine schmutzige abgegriffene Münze von dem Aussehen eines Halbschillings, deren Namen ich vergessen habe, und gab mir beim Wechseln eine ganze Westentasche voll reizender, sauber geprägter, kleiner Centimestücke heraus. Dafür durfte man, so lange man wollte, ungestört auf der Brücke stehen. (Die Genfer sparten lieber ihren Centime und machten den Umweg durchs Tor.) Auf dem klaren, grünen Wasser ließen sich zwei Schwäne

dahintreiben, ein paar Schritte abwärts ergoß sich der Graben in den offenen See, und das Auge schweifte darüber hin und sah in der Ferne die Bergspitzen von Chamonië ragen. Bei unsern Spaziergängen pflegten wir es immer so einzurichten, daß wir auf diesem Brückchen den Sonnenuntergang abwarten und genießen konnten.

So sah es auf der Nordseite aus, im südlichen Teile dagegen ist die Stadt in der Hauptsache noch gerade so, wie damals: Die Gruppe aristokratischer Häuser um die Kathedrale und das Collège atmeten damals dieselbe unzugängliche Familienwürde wie heute, nur hat inzwischen die Neuerungssucht der Genfer Liberalen — nun, ich will gar nicht sagen, was sie verbrochen hat. Der Hauptteil der Stadt steht ja noch immer droben auf der Höhe, beinahe mit den Felsen verwachsen, und noch sehen die oberen Terrassen über das mannigfach angerichtete Unheil hinweg, in das offene Land gegen Süden, wo auf gleichmäßig sanftem Abhang Gärten, Obstgärten und Weinberge abwechseln, bestreut mit hübschen Bauernhäusern und kleinen Villen, wie ein Seeufer mit Muscheln. Dann wird es steiler und steiler, bis die Ferne erst in rosigem, dann in blauem Dufte liegt, die mächtigen Wallnußbäume wie Punkte und die Gehöfte so winzig werden, wie zierliches Kinderspielzeug, das man in eine Schachtel packen kann. Und über Weinberge, Bauernhöfe, Felder und Wälder ragt plötzlich der Salève über 700 Meter in die Luft.

Fast niemand, der Genf besucht, sieht sich je den Salève näher an; die meisten Engländer sehen nicht weiter als über ihren Weg. Freilich sieht der Salève auch ganz anspruchslos aus, bis man ihn näher kennen und würdigen lernt.

In der nördlichen Stadt stehen die Häuser dichter, lassen jedoch Raum für eine kleine Sycomorenallee, von der aus man, über die Südspitze des Sees hinweg, die gespenstischen Bergzüge bei Meillerie mit dem Dent d'Oche sah und die ersten Alpenzacken gegen Freiburg zu. Im Westen dehnte sich die lange Welle des Jura, die von Neuchâtel an in der Ferne schemenhaft wurde und verschwand.

So zeigte sich uns die Aussicht am hohen Tage, wenn der See am hellsten und blauesten war; abwärts zur unteren Stadt ging's durch ein steilabfallendes Gäßchen und an Baultes Laden vorbei. In jenen schönen Tagen gab es in Genf in der That keinen anderen Juwelier. Wohl gab es einige ganz ansehnliche, gediegene Läden in der Hauptstraße und einige unbedeutendere, welche Lager von kleinen Uhren enthielten, die ihre zehn Jahre gingen, und wo man einfache, aber echte kleine Schmucksachen kaufen konnte. Zu Baulte jedoch ging man mit einer gewissen Scheu und nur, wenn man wirklich etwas nötig hatte, so, wie man zum Bankier geht. Außerlich war sein Laden kaum gekennzeichnet; ein kleines Messingschild zur Seite der Tür wies den Weg durch den Hausgang zu einem ein-

samen Hof. Hier, oder genauer, wo der Flur in den Hof mündete, führte eine Treppe, breit genug für zwei Personen, hinauf vor eine grüne Thür.

Man hielt inne, um zum Eintreten Mut zu schöpfen, und trat dann in ein mäßig großes Geschäftszimmer, dessen einziger Ladentisch auf der gegenüberliegenden Seite stand. Keine Waren lagen einladend zur Schau; hinter dem Tisch trieben zwei vertraute Gehülfen ihr Wesen und am Pult neben dem hinteren Fenster jemand, der die höchste Gewalt repräsentierte — vielleicht Herr Bautte selbst oder sein Sohn oder sein Partner.

Man sprach seine Wünsche aus, doch mußte man genau wissen, was man wollte und durchaus entschlossen sein etwas zu kaufen, denn bei Bautte bekam man nichts vorgelegt, um zum Kaufen überredet zu werden. Man verlangte: ein Armband, eine Brosche, eine Uhr, einfach oder mit Emaille und bekam ruhig eine Auswahl dieser Gegenstände vor sich ausgebreitet. Nirgends waren große Steine verwendet, noch blendeten die Sachen durch überladenen Reichtum. Alles war durch und durch gesunde kunstgewerbliche Handarbeit, ausgeführt im reinsten Gold, daß sich verarbeiten ließ. Farbenwirkungen waren mehr durch Email, als durch Steine hervorgebracht und an einer gewissen, gerade Bautte eigentümlichen, Feinheit der verbindenden Zeichnung und verschlungenen Muster, erkannte das Auge des Kenners sofort die Herkunft eines Schmuckes, mochte derselbe ihm nun in Paris oder London begegnen. Bautte hatte durchaus angemessene Preise

und seine Sachen hielten ein Leben lang. Man ging weg, mit dem Bewußtsein eine Pflicht erfüllt und einen Schatz erworben zu haben, der den Glanz des Familienansehens erhöhte. Man trat in das Licht der offenen Straße mit dem wonnigen Gefühl, daß da drinnen ein Paket zurecht gemacht und nachgeschickt werde und in gemüthlicher Stimmung schritt man zur Rhone hinunter.

Bei jedem andern Fluß gibt es ein Oben und Unten, und man hat eine wenig reizvolle Vorstellung vom Grunde. Aber die Rhone fließt ihres Wegs wie ein flüssiger Edelstein. Nirgends ist Oberfläche, überall ihr gleiches herrliches Selbst. Die regenbogenfarbige durchsichtige Masse ist blau bis an den Rand und leuchtend bis in die Tiefe.

Ein fünfzehn Fuß starker Strahl fliegenden, nicht fließenden Wassers, — nicht Wassers sollte man sagen, sondern zerschmolzenen Gletschers; es hat noch die Wucht des Gletschereises, das die Wolken krönte, spiegelt die Freudigkeit des Himmels und ist ein Sinnbild der Ewigkeit.

Liebtlich fürwahr ist es, in die klaren Wellen der See zu schauen, aber sie kommen und gehen und verändern unaufhörlich mit jeder Sekunde ihre Gestalt. Hier aber steht man vor einer mächtigen Woge, die sich immer gleich bleibt und auf der jeder Wirbel so beständig ist, wie eine schön gewundene Muschel. Kein zerfliehender Schaum, der in nichts zerfließt, kein zauderndes Inne-

halten, um neue Kraft zu sammeln, kein hülfloses Zurückfluten nach vergeblichem Anprall: gleichbleibend strömt sie hinab durch den hellen Tag und die leismurmelnnde Nacht, ein unaufhaltsames Vorwärts, mit nie verblassendem Leuchten und nie schweigendem Flüstern. So lange die Sonne am Himmel steht, leuchtet aus der Tiefe ein Farbenspiel von überirdischem Meergrün, Ultramarin, Veilchenblau, Enzianblau und dem Blau der Pfauenfeder, wie das Glas eines bunten Kirchenfensters, das in der Sonne zerschmolz; und darüberhin wirft die Alpenfee von ihren Firnen die gesponnenen, goldenen Locken.

Dazu die unschuldige Art, wie der Fluß innehält, um sich in jedem Winkeln umzusehen! Große Gebirgsflüsse scheinen häufig zu grollen, und mächtige Ströme sind nur zu oft tückisch, aber die Rhone weiß nichts von Groll und Tücke; sie scheint sich beglückt zu fühlen, aus ihrem Schlaf im See erlöst zu sein, und rast, weil sie das wilde Rennen liebt, und dennoch scheint es, als wenn sie umkehren und bleiben möchte. Da tanzen kleine Wellen und werden den ganzen Tag nicht müde, als sähe Perdita zu, um es zu lernen, andere hüpfen wie Lämmlein, oder springen wie Gamsen. An andern Stellen zittert der Sonnenschein hindurch, daß die Fläche glitzert, als ob mehrere Lagen gekräuselter Wellen übereinander lägen; da sind Strömungen, die aus dem Lichte goldene Flechten und Fäden weben, zwischen denen das widerspiegelnde Himmelsblau wie türkisblaues Email auftaucht; man glaubt Strom-

streifen zu erkennen, die oberhalb des Sees Mühlbäche waren und geschäftig wieder nach Mühlen Umschau halten. Da sind Stromschnellen, die einst gefahrdrohend durch die Luft schossen und sich nun lachend aufzurichten scheinen, wenn sie nur ein oder zwei Fuß tief hinabspringen müssen, und begrenzt von dem heitern Glimmern des in Wirbeln zögernden Wassers, gleitet in der Mitte der Fluß in ruhiger Majestät dahin, gewaltig ohne Bangigkeit zu erwecken, umflattert von friedlichen Schwalben, statt von Sturmvögeln; und die liebe alte Stadt, rings vom blauen Strome umgeben, ruht wie ein kostbares Geschmeide in einem Kranz von Saphiren.

Und der Tag verrauschte wie der Fluß; doch habe ich nie das Gefühl gehabt, als sei es Zeitverschwendung, an der Rhone zu stehen und ihr zuzusehen; manchmal wurde mir schwindelig und ich beneidete die Fische drunten. Auf dem Heimweg machte man dann wohl einen Spaziergang durch die Straße mit den Wetterdächern, die nun schon lange verschwunden ist. Diese Gasse hatte nirgends in der Welt ihresgleichen. Ihre Häuser hatten Schuzdächer, die fünf Stockwerke deckten, weniger zum Schuz der Leute, die auf der Straße vorbeiging, als vielmehr, um die Wucht des Regens abzuhalten, so daß man die Fenster ohne Schaden offen lassen konnte. Vierkantige Stützen aus Fichtenholz, darüber ein verbindender Balken, das war die schmucklose Anlage, schweizerisch bis ins Herz des Holzes, malerisch in ihrer Behaglichkeit, stattlich und altväterisch ohne

beginnenden Verfall, doppelt ursprünglich hier inmitten der Stadt.

Wir kamen am 1. Juni 1844 in Genf an, mit der Absicht, wieder vier Wochen in Chamonië zuzubringen. Ich hatte nun mit größter botanischer Genauigkeit zeichnen gelernt, konnte peinlich genau aquarellieren und leistete in dieser Hinsicht nahezu das Menschenmögliche. Von den Wolken bis zu den Flechten erregte alles mein Interesse. Diesmal erschien mir Genf schöner, die Alpen lebendiger und gewaltiger und Chamonië friedlicher als je zuvor. Wir erreichten Prieuré am 6. Juni, wo wir hörten, daß der arme Devouassoud seine Führerstelle nicht mehr versehen konnte; er hatte sich erkältet, einen heftigen Husten bekommen, sich mit Absynth kurieren wollen und lag nun im Sterben. Die Körperschaft der Führer hatte kurz vorher noch einen schwereren Verlust dadurch erlitten, daß Joseph Couttet, der König des Mont Blanc, der tapferste und umsichtigste Führer der alten Schule, das vorschriftsmäßige Alter von sechzig Jahren überschritten hatte. Das Gesetz wurde jedoch, zum Teil aus Rücksicht für den alten Mann, zum Teil aus Entgegenkommen für uns, die wir nunmehr in Chamonië wohlbekannte Persönlichkeiten waren, nicht so streng durchgeführt. Am nächsten Morgen kam Couttet zu uns. Mein Vater erklärte ihm, worum es sich handle: er suche einen zuverlässigen Führer für mich auf meinen Streifereien. Ich solle gefährliche Stellen

vermeiden und von allen ehrgeizigen Unternehmungen abgehalten werden; nach allem, was er von seiner Zuverlässigkeit und Erfahrungheit gehört habe, sei er sicher, daß ich unter seiner Führerschaft in aller Sicherheit mehr von den Bergen lernen werde, als bei den waghalsigsten Expeditionen unter weniger tüchtiger Leitung. Couttet sagte wenig und übernahm sein Amt mit einem freundlichen Ausleuchten seiner Augen und ein paar heitern Worten, die ausdrückten: mein Vater brauche nicht in Sorge um mich zu sein. So machten wir uns also zum Mont Buet auf den Weg, er zu Fuß, ich auf einem Maultier.

Dreißig Jahre lang blieb er mir Gefährte und Führer, wäre er zugleich mein Zeichenlehrer gewesen, umso besser für mich; denn ich fand, daß meine Arbeit immer gut war, wenn sie Couttet gefiel und er wußte ganz genau, wenn ich etwas anfing, was über mein Können ging, oder Mühe auf etwas verschwendete, das für niemand Interesse hatte. Die vier Wochen zu Chamonix verliefen indessen zu seiner Zufriedenheit und förderten mich aufs erfreulichste; ich machte zwei Vordergrundstudien in Farbe, die sehr gut gerieten, und durch Couttets Unterweisung lernte ich den Alpenstock richtig gebrauchen und wurde ein wackerer Bergsteiger.

Von unserm Leben in Chamonix werde ich an einer andern Stelle berichten; hier theile ich eine Notiz aus dem Tagebuch dieses Jahres mit, welche sich auf unsere Ankunft am Fuß der Aiguilles bezieht.

„Endlich erreichte ich auf steilen Schneeflächen den Fuß des kleinen Charmoz und bemerkte mit Verwunderung, daß die Größe der Berghörner, von einem gewissen Punkt an, mit jedem Schritt, den man näher kam, abzunehmen scheint; so sah z. B. die Aiguille Blaitière, obgleich noch tausend Meter über uns, nur wie ein Fels aus, den man in einer Viertelstunde erklettern kann.“

Wenn sich der Blick erst für diese hohen Felsen geschärft hat, dann natürlich beginnt man ihrer Größe gerecht zu werden. Aber an Stellen, wo die Bergmassen als Spitzen, deren Zacken schon so hoch sind, wie die Klippen bei Dover, in die völlig nebelfreie Luft starren, ist es wirklich unmöglich ihre Höhe zu schätzen, wenn nichts vorhanden ist, das zum Maßstab dienen kann.

Die folgende Aufzeichnung über Mondlicht verdient vielleicht erhalten zu bleiben: „28. Juni, halb zehn Uhr abends: Jetzt bin ich zum ersten Mal vom Mondlicht geblendet worden. Als der Mond heute hinter dem Mont Blanc du Tacul emporstieg, konnte ich kaum hinsehen, so hell strahlte er vom Himmel, gleich einem riesigen Stern. Eine Stunde zuvor hatten sich die Aiguilles als dunkle Massen von einem Himmel abgehoben, der so durchsichtig war, wie ein klarer See; an den Spitzen brachen sich leichte Wolfenfloken und umgaben sie wie weißer Gisch. Als der Mond emporstieg, fiel ein Meteor über dem Dôme, und jetzt ist es so strahlend hell, daß die Umrisse des Mont Blanc in der Lichtfülle verschwimmen.“

Manche Stunde köstlicher Zeit und selbstvergessenen Schauens habe ich in jenen Jahren der Betrachtung des Himmels gewidmet; damals habe ich vieles zusammengeschrieben, was für mich selbst nützlich werden würde, wenn ich mir ein Jahr Zeit nehmen könnte, es aneinander zu reihen; nützlich für mich, aber für niemand anderes in dieser rauchverdüsterten Welt von heute. Ich habe damals viel gelernt, womit ich heute Niemandem dienen kann; für mich ist es nur eine betrübende Erinnerung und für andere wäre es weiter nichts, als grillenhafte Phantasien eines alten Mannes.

Wir verließen Chamoni^x am 4. Juli, am 8. finde ich in St. Gingolph folgende Zeilen in mein Tagebuch eingetragen: „Wir speisten spät, und so verzögerte sich mein Spaziergang mehr als mir lieb war. Noch ist alles vom Regen naß, aber die Waldwiesen zwischen den Kastanienwäldchen sind um so grüner.

Selbst in Italien habe ich nie eine solch' üppige Farbenfülle gesehen. Die Heuernte war gerade vorüber, der Rasen kurz und hart; das Grau der Baumstämme wechselte mit dem saftigen Grün des Laubes, dazwischen die bemoosten Steine, darüber die ragenden Felsklippen: ein Bild, schöner als Amalfi. Die untergehende Sonne ergoß ihre rotgoldenen Strahlen über das Land zwischen mir und dem Jura und aus dem glühenden Dufte hoben sich die Höhen des Waadtlandes, eine nach der andern ab; in der Ferne der Umriß des Jura.“

Von hier gingen wir über den Simplon nach

Baveno und wieder zurück, nur um den Simplon und den Lago Maggiore zu besuchen.

„Baveno, 12. Juli: Ich habe mehr Sympathie für Italien als je zuvor, und doch ist es ein trauriger Anblick für mich. Die Weinberge und Wiesen rings um den Ort machen ihn zu einem Paradiese; die Leute haben fein geschnittene Gesichter und eine auffallende Anmut in allen Bewegungen: aber überall macht sich hoffnungslose Verkommenheit geltend. Im Hof der Wirtshaft saßen vier Männer Karten spielend und trinkend seit Mittag (und es war schon gegen Abend als mich ein Spaziergang dorthin führte); die Gartenbeete schienen nicht besser gepflegt als bei uns ein Komposthaufen. Auch Isola Bella verfällt zu sehens. Der ganze Stuck ist grün, feucht, über und über zerprungen; dazwischen hat sich Unkraut angesiedelt — und doch, die Blüten und Bäume sind unbeschreiblich herrlich.“

Bis auf den heutigen Tag scheint mir die Unfruchtbarkeit des Gedenkens an den heiligen Karl Borromäus eines der erstaunlichsten Dinge in der katholischen Geschichte; daß Rom fortfährt jahraus jahrein seine Missionäre nach China zu senden und im nächsten Umkreis von St. Carlos' Insel das Volk in seinem italienischen Paradies in geistigem und körperlichem Elend verkommen läßt. Ich nenne die Gegend um den Lago Maggiore das Eden Italiens, denn hier gibt es keine Schwefeldämpfe, keine Erdbeben, keine

Krankheit bergenden Sümpfe, keinen fieberbrütenden Sonnenbrand; hier weht die reinste Luft über dem fruchtbarsten Boden und die lieblichsten Wellen bespülen ihn; und die Bewohner gehören der gleichen Rasse an, die Italiens Architektur hervorbrachte.

Sie sind dem Tode preisgegeben, ohne ihren Gott sehen zu können, wie die grünen Eidechsen in den dunkeln Felsrizen.

„Dorf Simplon, 15. Juni: Heute Abend um acht Uhr war ich auf dem Simplonpaß und sah das Licht auf dem Breithorn ersterben. Ringsum nur Felsen und Flechten und eine purpurfarbige Blüte des Alpenleinfrautes (*Linaria alpina*) und das Vergißmeinnicht, das überall vorkommt. Der Heimweg war herrlich; über meinem Haupt blitzte ein Stern nach dem andern auf und dazwischen leuchteten die weißen Bergspitzen; unter mir der Abgrund mit den dunkeln Tannen und dem Sturzbach, schwarz und unheimlich, fern die milden Lichter der Bauernhäuser.“

„Das Sternbild der Cassiopeia steigt über einem Fichtenwald empor, gerade meinem Fenster gegenüber.“

Obgleich mein guter Vater die Bergluft nicht gut vertrug und die Erkältungen fürchtete, die an den Schuhen schmelzender Schnee nur zu leicht verursacht, blieb er den nächsten Tag noch im Dorf, damit ich den langersehnten Aufstieg auf die Bergspitze unternehmen konnte, die westlich von dem Simplon gelegen, nach der Brieger Seite hin steil abstürzt. Der Blick

schweift von dort weit ins Walliser Tal hinein, über das ganze Berner Oberland und zwei hohe Berge jenseits des Saastales das Weißhorn und ein weniger hohes Horn bei Zermatt.

Abends trafen wir James Forbes und seine Gattin in dem sonst unbefetzten Speisesaal. Am nächsten Morgen brach ich früh um sechs Uhr auf, um den Pater Barras zu besuchen, der früher im großen St. Bernhard Clavendier gewesen war und jetzt im Simplon-Hospiz lebte. Nach einem zweistündigen, sehr langsamen Marsch erreichte ich die Paßhöhe und frühstückte bei dem Pater.

Er zeigte mir die Stelle, gleich hinter dem Hospiz, wo der grüne Aethynolith gefunden wird. Einer seiner Hunde, der im Torweg auf ihn wartete, begann, als er seinen Herrn mit dem Hut sah, vor Vergnügen ganz beängstigend zu bellen. Etwa eine halbe Meile unterhalb trennten wir uns, und ich erwartete auf der zweiten Terrasse meinen Wagen.

„Zermatt 19. Juli,: Den ganzen Tag bis Sonnenuntergang steckte das Matterhorn in den Wolken; dann ergossen sich rote Strahlen über den Himmel, welche es rubinrot herüberleuchten ließen und mit einem Kranz von karmesinfarbigem Wolken umgaben, die um seine Spitze flogen.“

An diesem Tag kam Gordon von Chamonix herauf, um mit uns zusammenzutreffen; er hatte in Visp übernachtet und war als erster in Zermatt ange-

kommen; gerade, als wir das Matterhorn in Sicht bekamen, stieß er zu uns, mit dem allzeit gleichbleibenden Gesicht und begann:

„Ja, das Matterhorn ist freilich sehr schön, aber wissen Sie, daß es hier nichts zu essen gibt?“

„Unsinn, man kann hier alles bekommen.“

„Nun, das Schwarzbrot ist zwei Monate alt und außerdem gibt es nur noch Kartoffeln.“

„Aber Milch muß es doch jedenfalls geben.“

Daran, daß es Milch geben werde, konnte er nicht wohl zweifeln.

„Sie können ja Ihr Brot hineinbrocken, was gibt's Besseres?“

Aber Gordons bekümmerte Miene hellte sich nicht auf, und ich mußte später selbst zugeben, daß er fast ebenso leicht ein Stück Matterhorn in seiner Milch hätte aufweichen können, wie das Brot.

Mit dieser Kost hat sich der christliche Bauer fast 2000 Jahre in den Alpen begnügt und unter der Obhut der katholischen Kirche gelebt, denn Sion, die Hauptstadt von Wallis, ist einer der größten alten Bischofsprengel. Gerade unterhalb des Tales, wo das Schwarzbrot herrscht, liegen die kleinen Bergstädte Visp und Brieg, die beide sich mehr aus klingenden Türmen und Klöstern zusammensetzen, als aus bürgerlichen Wohnhäusern.

Ich habe noch vieles über das Walliserland zu sagen, einstweilen will ich eine Stelle aus Saussure hier anführen, die ein Licht auf seine sozialen Zustände im

Jahre 1796 wirkt, die im Vergleich mit der Lage der armen Bevölkerung in unsern großen Städten, weder trostlos noch beschämend waren.

„Die Nüchternheit, die gewöhnlich mit Liebe zur Arbeit Hand in Hand geht, ist noch eine bemerkenswerte Eigenschaft dieser Talbewohner. Das Roggenbrot, von dem ich gesprochen habe, wird erst gegessen, wenn es sechs Monate alt ist und in Milch oder Buttermilch wieder aufgeweicht. Diese Suppe bildet die Hauptnahrung jener Leute; Käse und ein wenig gesalzenes Kuh- oder Ziegenfleisch wird für Festtage oder Zeiten schwerer Arbeit aufgehoben; frisches Fleisch ist ein zu kostspieliges Gericht, das nie auf ihren Tisch kommt. Die reichen Leute in der Gegend leben ebenso sparsam. Ich sah unsern Wirt in Macugnaga, der nichts weniger als arm war, jeden Abend aus irgend einem verschlossenen Ort eine Knoblauchzwiebel herausholen und sie gravitatisch an seine Frau und Kinder verteilen; diese Knoblauchzehe war die einzige Würze zu ihrem Stück Brot, das sie zwischen zwei Steinen zerkleinern mußten. Wen seine Geschäfte in die Fremde führen, der kommt mindestens einmal alle zwei Jahre in sein Dorf zurück und obgleich er draußen bessere Kost gewohnt sein mochte, kehrt er doch gern zu der seiner Heimat zurück, die er allezeit nur mit dem größten Bedauern wieder verläßt. Ein- oder zweimal war ich Zeuge eines solchen Abschieds, der mich beinahe zu Tränen rührte.“

Am nächsten Morgen jedoch hatten unsere Wirtseleute für die gefräßigen Fremden etwas Fleisch zum Frühstück aufgetrieben und auch der Wein war nicht übel; aber es war kein Aufenthalt für meine Eltern, und — ich will mich nicht rühmen — das Schwarzbrot schmeckte auch mir nicht besser als ihnen. So gingen wir dann nach dem Riffelberg, von wo aus ich sah, daß der Monte Rosa von Norden gesehen nur ein großes Gletschermeer ist und als Berg nur für die italienische Seite existiert. Das Matterhorn hat zu viel von einem ägyptischen Obelisk an sich, um mir gefallen zu können. Ueberall ist zu erkennen, wie mein in Cumberland aufgewachsener Geist die mit Hochmooren bedeckten Skiddaws und den langen Rücken der Saddleback für die majestätischste Gebirgsbildung zu halten schien.

Ich bedauerte nicht, daß wir am nächsten Morgen wieder nach Visp hinuntergingen; meine Mutter, die kommenden zweiten September 63 Jahre alt wurde ging die zehn Meilen von St. Niklaus nach Visp mir zur Seite, so leichtfüßig, wie ein Mädchen. Damit ich die Bellalp besteigen könne, begleiteten mich meine Eltern nach Brieg zurück. Dort, auf der Bellalp zeichnete ich das Panorama des Simplon und der Berner Kette, welches jetzt im Museum zu Wankley aufbewahrt wird. Aber, „je mehr er hat, je mehr er will“! Nachdem ich das Weißhorn und das Aletschhorn skizziert hatte, wollte ich noch einmal zur Aiguille Verte zurück und erhielt deshalb weitere vier Wochen

in Chamonië bewilligt, während meine Eltern solange in Bevey Aufenthalt nahmen.

Ich wendete meine Zeit gut an, indem ich, immer unter Couttets Führung, zuerst bis unter die Spitze der Aiguille d'Argentière stieg, wo das herrliche Eismeer des Tours-Gletschers unter uns glänzte, und gegenüber die vier Abstürze der Aiguille Verte vor unseren Blicken lagen. An diesem Tage, 27. Juli, sahen wir auf der Argentière eine Gemsherde von über dreißig Stück. „Um sie zu sehen, muß man dahin gehen, wo sie zu Hause sind,“ sagte Couttet und er hätte hinzufügen können, wo andere lebende Wesen nicht hinkommen; denn die Schneefelder der Aiguilles de Chardonnet und Argentière werden von Hirten und Reisenden von allen Mont Blanc-Feldern am wenigsten begangen. Die Gemsen hielten sich in drei Gruppen, die uns auf eine Viertelmeile nahe kommen ließen, ehe sie sich langsam hinter einen Felsgrat zurückzogen, wobei jede einzelne noch einmal zu uns herüber äugte, ehe sie verschwand.

„Isländisch Moos,“ sagt mein Tagebuch „fand ich in ungeheuren Mengen oberhalb des Argentière-Gletschers, es wächst, so weit ich mich entsinne, nur auf den Bergen im Nord-Osten des Tales.“

Am 29. Juli ging ich auf den Buet hinauf und von da nach Sixt, wo ich ganz steif und müde ankam und feststellte, daß man die Alpen am besten von unten ansieht; und als ich bei einem Spaziergang nach Fer-à-cheval fand, daß hier die Erdbeeren nach

Schiefer schmeckten, kehrte ich ziemlich reumütig nach Genf zurück.

Ich fühlte mich ein bißchen beschämt vor Papa in dem Bewußtsein, daß all sein Frösteln in kalter Bergesluft, sein spärliches Mahl von Schwarzbrot und die Angst, mit der er tagtäglich auf meine Heimkehr wartete, während ich draußen herumstreifte und er nicht wußte wo, — daß all dies seinen sehnlichsten Wunsch, die Fertigstellung des zweiten Bandes der „Modern Painters“, in nichts gefördert hatte.

Aus einem Eintrag in meinem Tagebuch, den ich im August dieses Jahres in Paris, dessen Anblick ich nun wieder ertragen konnte, einschrieb, läßt sich ein erstaunlicher Fortschritt feststellen, den ich in bezug auf Farbenverständnis seit meinen Tagen in Rom gemacht hatte. Ich kann mich weder auf die Anregung, noch auf die einzelnen Entwicklungsstufen dieses Fortschreitens besinnen, mit Ausnahme einer Lehre, die mir George Richmond einst bei einem Frühstück bei Rogers zu teil werden ließ. Ich weiß kein Datum, doch wird es wohl im Jahr 1842 gewesen sein. Bis dahin war in meinen Augen Rubens der größte Colorist und Tizians Fleischfarbe (wie ich oben erwähnte) ohne besonderen Reiz. Als ich nun an diesem Morgen über eine Skizze von Rubens sprach, (die irgend etwas Wildes darstellte: Krieg, Zwietracht, Sieg, die Furien oder dergleichen) sagte Richmond, indem er auf einen Veronese daneben deutete: „Warum betrachten Sie

nicht lieber dies, da es, was die Malerei betrifft, weit größer ist?" „Größer, wieso?" fragte ich überrascht „ich dächte, das ist an Rubens gemessen, doch sehr zahm." „Mag sein," fuhr Richmond fort, „aber Veronese ist wahr, während der andere konventionell ist." Ich fragte noch einmal, da ich ihn noch immer nicht verstand, worauf Richmond erwiderte: „Vergleichen Sie nur die klaren Schatten und die reine Kontur im Fleische bei Veronese mit Rubens' hartem, braunem Umriß, seinem Ocker und Zinnober.

Es bedurfte keiner weiteren Erklärung: Von diesem Augenblicke an wußte ich die Farbe der Venezianer zu schätzen. Während des Jahres 1843 und dem Anfange des nächsten war ich so eifrig mit den „Modern Painters" und Studien über Laubschlag und Vordergründe beschäftigt, daß ich kaum verstehen kann, wie ich mein Verständnis für Malerei bis zu dem Punkte entwickelt habe, der aus den folgenden Tagebuchsätzen deutlich wird. Das plötzlich gereifte Verständnis hat mich anscheinend selbst überrascht, sodaß ich es im Tagebuch törichterweise als eine unvermittelt hereinschneidende Wandelung schilderte, die im Louvre über mich gekommen sei. In Wirklichkeit war es jedenfalls das Ergebnis einer stetigen Entwicklung; wahrscheinlich hat meine Gewohnheit, den Farben in der Natur nachzugehen, mein Auge geschärft für die Bescheidenheit und Würde solcher Farbentöne in Bildern, denen ich zuvor keine Aufmerksamkeit zugewendet hatte.

„17. August: Bei diesem Besuche im Louvre ist ein Wechsel in mir vorgegangen, von dem ich nicht vorhersehen kann, wohin er mich noch führen wird, in meinem völligen Verständnis Tizians, Johann Bellinis und Peruginos; alles, bis auf diese drei, möchte ich wissen, ich kann nichts anderes mehr ansehen.“

„Nun war ich zum letzten Mal im Louvre, festgebannt vor Tizians „Geißelung“ und dem gegenüberhängenden Doppelbildnisse Giovanni und Gentile Bellinis, von ersterem gemalt. Eine Zeitlang schwankte ich, ob ich diesem oder Raffaels dunklem Porträt den Vorzug geben sollte, doch entschied ich mich für Bellini.“

„18. August: Morgen reisen wir ab. Ich war im Tuileriengarten in herrlichem, klarem Zwielsicht und plante künftige Arbeiten. Vielleicht werde ich eines schönen Tages eine Madonna malen.“

Sechstes Kapitel.

Der Campo Santo.

Was ich im Sommer 1844 getan hatte, war weit davon entfernt die „Modern Painters“ zu fördern, es hatte mich zur Botanik und höheren Geologie hingeführt und, wie der Eintrag über die Madonna im Tagebuch zeigt, zu Versuchen im Figuren-Zeichnen, die später von großer Bedeutung für mich wurden. Denn erstens wurde ich dadurch veranlaßt, mich ein wenig in der Kirchengeschichte umzusehen und zweitens lernte ich dadurch allmählich das Verdienst der Malerei im vierzehnten Jahrhundert würdigen; die Folge davon war, daß ich Rubens und Rembrandt aufgab und mich der venezianischen Schule zuwendete. Diese Wandlung war nicht nur ein Zeichen für einen Fortschritt im Verständnis für die Farbe, sondern auch dafür, daß ich die Wahrheit, die in der zurückhaltenden Behandlung von Licht und Schatten liegt, erkannte. Als ich nach Hause kam, fühlte ich, daß in diesem Sturm verwirrender neuer Eindrücke dies das erste sei, was ich festhalten müsse.

In diesem Winter habe ich kaum etwas geschrieben, auch keine Tagebücher geführt, sondern mich zum ersten Mal eingehend mit Turners «Liber studiorum» beschäftigt, statt mit seinen Stichen; ich eignete mir seine Prinzipien an und versuchte mich in seiner Darstellungsweise. Im Frühling 1845 konnte ich schon genaue Studien nach der Natur machen, in denen nach Turners Art die Schattenwirkung mit Sepia hervorgehoben ist.

In dieser Zeit muß ich auch Rios «Poésie Chrétienne» und die Einleitung von Lord Lindsay's „Christliche Kunst“ gelesen haben, wodurch ich einigermaßen zur Einsicht kam, wie blind ich während meines ganzen Aufenthalts in Italien gewesen; so entschloß ich mich, wenigstens Pisa und Florenz nochmals zu besuchen, ehe ich ein weiteres Wort an den „Modern Painters“ schrieb.

Wie meine Eltern diesen neuen Reiseplan auffaßten, weiß ich nicht mehr, doch fanden sie sich darein, vielleicht in der Hoffnung, ich werde meine Meinung ändern und in meinem Denken der herrschenden Ansicht wieder näher kommen, wenn ich erst die Tribuna noch einmal angesehen hätte.

Jedenfalls beschlossen sie, mich diesmal, wie und wann ich wollte, meinen eigenen Weg gehen zu lassen. Um meine Gesundheit brauchten sie sich nicht zu ängstigen, sie konnten meinem Wort vertrauen, daß ich ebenso sehr Acht geben wolle wie sonst, wenn sie mich abends zum Thee erwarteten. Meiner Mutter

war es ein beruhigender Gedanke, daß Couttet, der für den ganzen Sommer verpflichtet wurde, im Notfall mein Arzt und Pfleger sein konnte, und so saß ich in der ersten Woche des April in Champagnole vor meiner Forelle aus dem Ain, die Schweiz und Italien zu Füßen.

Merkwürdiger Weise ging der Hauptwiderstand gegen diese etwas unbegründete Abreise von Turner aus, der wußte, daß eine meiner Hauptabsichten dabei war, die Motive zu seinen letzten Skizzen vom St. Gotthard aufzusuchen, und der nun fürchtete, ich könne dort in die Unruhen der Kantone verwickelt werden. Er war im Jahre 1843 wahrscheinlich selbst Augenzeuge gewesen, wie „die alte Schweiz zu den Waffen griff, Nieder-Wallis überfiel und die Besiegten bei Martigny an der Trientiner Brücke niedermachte.“¹

Auch hatte es drei Monate, bevor ich meine Reise in die Schweiz antrat, dort kriegerische Unruhen gegeben. Jedesmal, wenn Turner mich während dieses Winters sah, versuchte er, mich von meinem Plan abzubringen; als ich ihm schließlich Lebewohl sagte, begleitete er mich bis zum Haustor, und, indem er es gerade weit genug öffnete, um mich hindurchzulassen, faßte er mich am Arme und sagte eindringlich: „Warum wollen Sie in die Schweiz gehen? Wir werden hier alle in Unruhe um Sie sein!“

¹ E. S. Gaullieur: «La Suisse Historique», Genf 1855.

Ich war nie im stande mich im Augenblick zu sammeln und einer Entscheidung, wie sie hier nötig gewesen wäre, stand ich hilflos gegenüber; das Resultat war infolge dessen gewöhnlich, daß ich bei meinen Vorsätzen blieb. Sage ich in solchem Falle etwas, so ist es sicher das Falsche; und so schwieg ich denn, drückte ihm herzlich die Hand und ging. Ich glaube, ich erschien ihm damals herzlos und selbstisch; jedenfalls gab er sich keine weitere Mühe mit mir.

Wie meine Eltern wußten, wollte ich in diesem Frühling überhaupt nicht in die Schweiz, sondern zuerst nach Italien. Genf war ziemlich ruhig; dort traf ich mit Couttet zusammen und am andern Tag fuhren wir über die Felsen des Salève, die ganz mit Primeln und Alpenglöckchen übersäet waren, nach Annecy hinunter. Außer Couttet hatte ich noch einen jungen Diener bei mir, der mir in den folgenden Jahren viele gute Dienste leistete. Um feinetwillen muß ich von den Unruhen in der Schweiz auf einige Umwälzungen in unsern Dienstboten-Dynastien übergehen.

Die Köchin und das Hausmädchen, die auf Herne Hill während seiner charakteristischsten Zeit, in den Jahren 1827—34 herrschten, waren Schwestern, Marie und Elisabeth Stone. Ich habe nie wieder ein Kalbsfilet richtig gebraten, noch einen Yorkshire-Pudding so gut zubereitet gesehen, seit Mary uns verließ, um sich im Jahre 1836 zu verheiraten. Elisabeth, in ihrem Fach gleichfalls unübertroffen, war,

als ihre Laufbahn durch dieselbe Katastrophe endete, durch eine dritte, jüngere Schwester, Hanna, ersetzt worden. Ich kann mich nicht im Geringsten erinnern, wer uns aufwartete, bevor im Jahre 1829 unser lang-ausharrendes Zimmermädchen, Lucy Tovey, kam, die bei uns blieb bis 1875. Ihre Schwester Harriet ersetzte Hanna Stone, die sich 1834 auch, wie Mary und Elisabeth, verheiraten mußte. Auch diese hat uns nicht verlassen, bis der Haushalt auf Denmark Hill aufgelöst wurde. Im Jahr 1842 kam ein anderes junges Dienstmädchen zu uns, Anna Hobbs, deren Bruder John — bei uns George genannt, um ihn beim Rufen von meinem Vater und mir zu unterscheiden — im gleichen Jahre mein persönlicher Diener wurde, und mich erst im Jahre 1854 verließ, um anderwärts ein höheres Glück zu suchen.

Da ich beim Erzählen von Wichtigerem mich nicht unterbrechen wollte, bin ich bisher nicht dazu gekommen zu sagen, daß die Vorstellung, ich könne mich nicht allein ankleiden, in Oxford in mir aufstieg; dort galt es für einen Gentleman-Commoner für angemessen, einen Knappen zu haben, der die Klistkammer seiner Kleider in Ordnung halten mußte. Mein guter, ehrlicher, einfacher Tomas Hughes, der darüber wachte, daß ich meine Weste nicht auf der linken Seite anzog, begleitete uns an Stelle Salvadors, als nach den beiden ersten Kontinentreisen mein Vater imstande war, sein eigener Kurier zu sein.

Als wir im Jahre 1842 nach Hause kamen, wollte

Tomas sich zu einer ehrenwerten Stellung im Wirtschaftsgewerbe emporzuschwingen, worauf der geweckte, heitere achtzehnjährige George Hobbs an seine Stelle trat.

Couttet und Georg saßen auf dem Rücksitz der Kutsche, die ich für diese italienische Reise gemietet hatte. Das Kutschendach wurde nur selten aufgezogen, da wir nie bei schlechtem Wetter reisten, es sei denn, daß es uns unterwegs überfiel. Wir drei also stiegen an diesem Aprilmorgen zu Fuß den Salèveabhang hinan und trotteten von dort ganz gemächlich nach Annecy hinab. Hier machte ich den ersten sorgfältigen Versuch in meiner neu erworbenen Malmethode, an welchem ich heute noch meine Freude habe. Ein Gedicht an den Mont Blanc, das ich in Genf schrieb und ein anderes, das sich tadelnd über die faulen Leute von Conflans ausließ, waren, glaube ich, die letzten Anstrengungen meiner poetischen Kraft.

Ich erkannte endgültig, daß ich das, was ich sagen wollte, in gebundener Rede nicht richtig ausdrücken könne, und die Gemütsruhe, von der ich oben sprach und die mir als Hauptmerkmal dieses Reiseanfangs im Gedächtnis geblieben ist, war vielleicht das Resultat dieser äußerst heilsamen Einsicht.

Etwas mehr Zeit verwendete ich diesmal auf das tägliche Bibellesen am Morgen und Abend, da ich mich für Georg verantwortlich fühlte und ihm ein gutes Beispiel geben wollte. Wo keine englische Kirche war, lasen wir Sonntag Morgens auch noch die Litanei.

Nach diesem Gottesdienst unterhielt sich jeder auf seine Weise; Georg hatte immer frei, auch Couttet, wenn er wollte; doch fand er keinen Geschmack daran, Sonntags in der Stadt zu bleiben und ging lieber mit mir hinaus Blumen pflücken oder Steine heim-schleppen. Bis dahin war es mir nie in den Sinn gekommen, am Sonntag zu reisen, Berge zu ersteigen oder zu skizzieren. Die erste Verletzung dieser Regel, die Besteigung eines Berggipfels bei Gap mit Couttet und Georg nach dem Morgengottesdienst, belastet meine Seele bis auf den heutigen Tag. Aber es gingen noch weitere dreizehn Jahre hin, bevor ich an einem Sonntag eine Skizze machte.

Ueber Gap und Sisteron ging es nach Fréjus, der Riviera entlang nach Sestri, wo ich mich ein paar Tage aufhielt und die Pinien-Studie zeichnete, die sich jetzt in Oxford befindet, und dann geradeswegs nach Lucca, meinem ersten festen Reiseziel. Hier glaubte ich zehn Tage lang zu tun zu haben, aber es sind vierzig Jahre daraus geworden.

Die Stadt hat einige tausend Schritt im Geviert und ungefähr fünf Kilometer im Umfang. Auf diesem engen Raume stehen einige zwanzig alte Kirchen, die aus der Zeit vom sechsten bis zwölften Jahrhundert stammen, und ein verfallender feudaler Palast und Turm, die ihresgleichen nur in Verona finden. Die Straßen sind rein, von einem heiteren Völkchen bewohnt, jedoch ruhig und selbst heute noch nicht ver-

wahrloft. Zwei der Kirchen sind Beispiele für die vollkommenste Periode des Rundbogenstils in Europa und eine davon enthält das lieblichste Grabmal der christlichen Kunst in Italien.

Der Wall rings um die Stadt, nur von den Toren unterbrochen, gewährt überall den Ausblick auf die ganze Kette des toskanischen Apennin, und jeden Abend spielte dort auf dem blütenreichsten, friedlichsten Fleckchen die Militärkapelle des Herzogs, der in dem andern noch gut erhaltenen Palaste der Stadt residierte. Nach einem gut angewendeten Tage und einem guten Essen in der milden Aprilluft die Musik zu genießen im Anblick der amethystfarbigen Apenninberge, die sich vom goldenen Abendhimmel abhoben, während die Marmortürme sich allmählich in dem Sternenhimmel verloren, — das war die klösterliche Erziehung, die Lucca ihrem Novizen bot.

Hier fand ich mich plötzlich zwischen Gebäude des zwölften Jahrhunderts versetzt, deren Mauern in solchem Gleichgewicht ruhen, daß sie ohne verbindenden Mörtel stehen könnten; und deren Material so unverwundlich ist, daß nach sechs Jahrhunderten Sonnenschein und Regen keine Lanzette eine Fuge findet, in die sie eindringen könnte.

Ich erkannte nun zum ersten Mal, was mittelalterliche Baukünstler geleistet hatten und wie groß ihre Kunst war. Die einfachste aller Fassaden nahm ich mir zum Analysieren vor, die von Santa Maria Foris-Portam, und begann daran buchstäblich mein Architektur-

studium. Neben der Gediegenheit des Handwerks und der Schönheit architektonischer Anordnung fand ich hier in Lucca als weitere Musterleistung Fra Bartolomeos Gemälde „Magdalena mit der hl. Katharina von Siena“; ein edles Beispiel für die Behandlung reiner katholischer Ueberlieferung durch eine der vollkommensten Schulen der Malerei.

Von nun an brauchte ich keine weitere Unterweisung in den Prinzipien dieser drei großen Künste. Nach den Sommertagen des Jahres 1845 erweiterte ich meine Kenntnisse darin nur in Bezug auf den individuellen Charakter, das verschieden zum Ausdruck kommende Empfinden der einzelnen Landstriche und die Details der Konstruktion oder Ausführung. Ueber das, was grundsätzlich richtig war und die höchste Vollkommenheit bezeichnete, erhoben sich nie wieder Zweifel in mir. Wenn auch meine Kunstanschauungen natürlicherweise durch mancherlei lokale und persönliche Interessen parteiisch waren, so sind sie doch von dieser Zeit an im Wesentlichen sich immer gleichgeblieben und haben sich mit jedem Jahre mehr abgerundet.

Mein ganzes Glück während dieser Zeit können nur solche Leute verstehen, die mit beharrlichem Fleiß arbeiten und unter diesen nur die wenigen, die ihr inneres Gleichgewicht und ihre Gesundheit zu bewahren imstande sind. Die Welt schien mir überall vollkommen zu sein; die Hügel gerade so hoch und die Flüsse so breit, als sie sein sollten; die Bilder so hübsch und

deren Meister und andere Menschen so klug als sie sein konnten. Ich hoffte, jedermann zu meiner Ansicht zu bekehren, sobald erst dieser zweite Band veröffentlicht wäre, und fuhr mit freudiger Zuversicht und behaglichem Stolz nach Pisa hinunter. Ich hatte nunmehr genug in Carys „Dante“, Sismondis „Italienische Republiken“ und Lord Lindsay gelesen, um zu wissen, wonach ich im Campo Santo Ausschau halten mußte. Doch muß ich jetzt einen Augenblick innehalten und überlegen, was ich dort eigentlich gefunden habe.

Um es kurz zu sagen, es war die ganze Lehre des Christentums, so gemalt, daß ein Kind sie verstehen konnte! Und was ein Kind vom Christentum nicht versteht, braucht Keiner sich abzumühen verstehen zu wollen.

Die verschiedenen Teile dieser bildlichen Schilderung im Kreuzgange des Campo Santo rühren von verschiedenen Männern her; aber all diese Fresko-Originale wurden von wahren Genies geschaffen. Die Namen der Maler tun hier nichts zur Sache, der Inhalt der Bilder ist indessen folgender:

Erstens, der Triumph des Todes, in der Anschauung der Alten, wie Homer, Vergil und Horaz über den Tod dachten. Da mir diese Vorstellung seit meinen Oxford-Tage vertraut war und ich selbst auf einer kleinen Campo Santo eigener Anverwandter zurückblicken konnte, war ich für diesen Teil der Lehre wohl vorbereitet.

Zweitens, die Geschichte der Patriarchen und ihrer Führerschaft unter dem Beistande sichtbarer Engel; das heißt das Ideal eines gottbegnadeten Menschenlebens in vorchristlicher Zeit.

Drittens, die Geschichte Hiobs, in seinem unmittelbaren Verkehr mit Gott, dem Gotte der Natur, ohne eine weitere Beziehung zur Lehre Christi, als die Sicherheit des Bewußtseins: „in meinem Fleische werde ich Gott sehen.“

Viertens, die Lebensgeschichte der hl. Kanier von Pisa und anderer hl. Einsiedler, als das Ideal eines seligen Lebens nach Christi Ankunft.

Und schließlich die Wiederkehr Christi in seiner Herrlichkeit und das Jüngste Gericht.

Es liegt in diesen Bildern weder eine päpstliche noch antipäpstliche Lehre, noch die einer andern Religionsrichtung. Könige, Bischöfe, Ritter und Eremiten sind dargestellt, wie die Maler sie täglich vor Augen hatten; so wie es für unser neunzehntes Jahrhundert selbstverständlich ist, kluge, berechnende Leute und Ingenieure zu malen. Aber jene dachten nicht, daß jemand in dieser und jener Welt vollkommen glücklich sein müsse, bloß weil er eine Mitra oder einen Helm trug; während wir das denken, wenn einer ein Vermögen erworben oder einen Tunnel gebaut hat.

Ich war damals nicht nur für das Verständnis des Campo Santo vorbereitet, sondern die Lehren, die ich dort empfing, waren gerade, was mir not tat. Die Verbildlichung des patriarchalischen Lebens erklärte

mir dessen Schilderungen in der Bibel und rückte alle Fragen, die mich beschäftigten, in das helle Licht der bestehenden christlichen Ueberlieferung; natürlich konnten sie in diesen vierzehn Tagen nicht alle gelöst werden. Aber in bezug auf das jüngste Gericht gibt es eine Tatsache, die ganz außer Frage steht, und die mir damals zu dämmern begann: daß die Menschen, merkwürdigerweise, immer nach sich urteilten, wenn sie den Tag, den sie als jüngstes Gericht erwarteten, den Tag des Jornes, statt den Tag der Liebe nannten.

Zunächst galt es nachzuforschen, was die Pisaner hier sagen wollten, und darüber Aufzeichnungen mit nach Hause zu nehmen. Denn die seit langem üblichen Verwüstungen wurden damals in aller Unschuld und Harmlosigkeit fortgesetzt, weil niemand den Malereien großen Wert beilegte. Sollte ein hoher Würdenträger beerdigt werden, so schälten sie einfach ein Stück von Benozzo Gozzolis Gemälde ab, groß genug um ein Erinnerungstäfelchen für den Verstorbenen einzulassen. Was von den Fresken noch übrig war, stammte noch von Benozzo selbst oder waren Uebermalungen aus alter Zeit. Ich beredete den Abbé Rosini, mich ein Gerüst bis zur Höhe der Fresken aufrichten zu lassen und ging mit Eifer daran, Umrisszeichnungen davon zu machen. Durch meine Uebungen, Gras und Bäume richtig zu zeichnen, hatte ich es zu einiger Sicherheit in zarten Kurven gebracht, so daß ich bei meiner Arbeit besseren Erfolg hatte, als ich erwarten durfte, und zwei sehr

glückliche Wochen verlebte. Der Triumph des Todes war mir kein neuer Gedanke und das Leben des Eremiten keine Versuchung; die Geschichten von Abraham, Hiob und St. Kanier dagegen muteten mich an wie drei neue — Scott'sche Romane wollte ich sagen und will ich sagen, denn das drückt am besten aus, was sie mir erzählten; mich mit ihnen zu beschäftigen war keine Arbeit, sondern nur Vergnügen.

Auf der „Befehrung des St. Kanier“ steht der spätere Heilige inmitten von vier lieblichen jungen Pisanerinnen und spielt in beglückender Kunst auf einer aufrecht im Arm gehaltenen Zitherharfe. Da naht ihm mit ernstem Gesicht eine weibliche Gestalt in purpurnem Gewand und sagt ihm — ich weiß nicht mehr genau was, aber es besagte: sein fröhliches Dasein dieser Art müsse nun ein Ende nehmen. Er gehorcht und folgt ihr zu einem erhabeneren Leben, ein Entschluß um dessentwillen ich ihn sehr bemitleidete.

Ob es je einen wirklichen St. Kanier gegeben hat, weiß ich nicht, aber seine Geschichte hat als wahr in den Herzen der Pisaner gelebt, so lange die Stadt steht.

Ich machte eine kolorierte Skizze von der ganzen Gruppe, die ich jedoch später aus Scham über ihre Fehler vernichtete, mit Ausnahme der warnenden Erscheinung in dem purpurnen Gewand; die ging seitdem verloren und das Fresko ist auch dahin, ganz abgebröckelt und verdorben. Die Fresken in Italien, welche ich vor 1850 sah, scheinen mir in den letzten zwanzig Jahren mehr gelitten zu haben, als seit ihrer Ent-

stehung, mit einziger Ausnahme derer in Verona. Dort sind die Freskomalereien im 15. Jahrhundert in der größten Vollkommenheit ausgeführt worden, und die Farben scheinen nur durch äußere Gewalt, nicht durch die Zeit gelitten zu haben. In Pisa gab es noch einen andern schönen Kreuzgang, den von San Francesco; er hatte zwar keine Wandmalereien, war aber schön durch die herrliche Perspektive der Bogenöffnungen, die sich rings um den viereckigen Garten zogen, und den schlanken Glockenturm, der ohne Strebepfeiler emporragt. Hier und auf der Wiese um das Baptisterium fand ich auf Jahre hinaus das wichtigste Material für meine Studien in Italien.

Im Sommer war ich stets schon um sechs Uhr an der Arbeit oder machte einen Spaziergang. Zuerst muß ich mich hier an Pisa halten, wo mein einsiedlerisches Schülerleben folgenden Verlauf nahm. Tag für Tag war ich um sechs Uhr draußen, ging rasch zum Campo Santo, arbeitete dort so viel ich konnte und ging um halb neun Uhr zum Frühstück, wobei ich mein Butterbrot mit ein wenig „Sismondi“ würzte; dann ging es zum Campo Santo zurück, wo ich bis zwölf Uhr blieb; danach machte ich einen Spaziergang, um mir etwas Bewegung zu machen, und erfrischte mich, womöglich im Schatten, mit einem Stück Brot und irgend etwas Gutem aus einem Obstladen. Dann ging's anderthalb Stunden zu leichter Arbeit oder bloßem Betrachten und Nachdenken; hierauf um vier

Uhr zum Diner; drei Gänge und ein Fläschchen Aleatico, ein süßer, dabei doch etwas herber Rotwein aus der Provinz mit hübschem Flechtwerk um die Flasche. Dann folgte der Abendspaziergang mit Couttet; obgleich er alles hätte sagen dürfen, was er auf dem Herzen hatte, war er doch gewöhnlich nicht sehr mittheilbar. Er trug mein Skizzenbuch; jedoch am Abend gab es in der Stadt immer so vielerlei aufzusuchen und die Berge oder den Sonnenuntergang zu beobachten, daß ich zu meinem heutigen Kummer selten zum Zeichnen kam. Ich wollte, ich wüßte weniger und hätte mehr gezeichnet.

In dem Augenblick, wenn die Sonne untergegangen war und die Wolken den letzten farbigen Schimmer verloren hatten, gingen wir heim. Gegen sumpfige Stellen hatte ich eine gewisse Abneigung und vermied sie soviel ich konnte, doch fürchtete ich weder Sonne noch Mond, weder Morgen- noch Abenddämmerung, weder Malaria, noch sonst etwas Schlimmes, wenn ich bei der Arbeit war, außer Gegenzug und häßliche Menschen. Ich setzte mich nie, auch nur eine halbe Minute lang in den Durchzug und floh deshalb manche Arten von Bettlern. Aber der Volkshaufe, der sich um mich sammelte, reizte meinen Stolz und ich versuchte so gut zu zeichnen als ich es vermochte. In den Jahren 1835—1841 war ich gewohnt, in Frankreich sowohl, wie in Italien eine ganze Schar hinter mir zu haben, die sich für die Wahl meiner Motive interessierte und mit freund-

lichem Beifall nicht kargte, wenn sie unter meiner Hand den flüchtigen Umriß der Straßenperspektive oder die Details an den Fassaden entstehen, und geschickte Zickzacklinien sich mit nachdrücklichen Punkten und graziösen Schnörkeln zur Bildwirkung vereinigen sahen. Dabei hatte ich überdies das Vergnügen und die Genugthuung, daß meine sorgsame Schilderung die Aufmerksamkeit meiner Zuschauer auf besondere Schönheiten des bildhauerischen Schmucks lenkte, die sie zuvor nie beachteten, und die ich nun zuerst für sie entdeckte, und augenscheinlich zu ihrer Befriedigung abbildete.

Wohl mochte ich stolz sein, wenn ich fühlte, wie schnell mir das gewöhnliche Volk in Lucca, Florenz und Venedig — ich sollte lieber „meine Gesellschaft“ sagen, denn in Italien gibt es keine gewöhnlichen Leute — für jeden guten Strich seine Sympathie zu Theil werden ließ; doch war es vielleicht mehr Grund zur Trauer für mich, wenn ich erkennen mußte, mit welch' schneller Auffassung und zartem Verständnis sie für jede Freude und Lehre ihrer vorelterlichen Kunst empfänglich waren, tiefer und lebhafter als zu jenen Zeiten, da jeder Frühling sie zu Schlachten entflammte und jeder Herbst von ihrem Blute rot war. Und doch sind sie heute weniger glücklich in einem ziellosen Leben, als vor alters angesichts drohender Kriegsgefahr; keiner ihrer Herren macht je den Versuch sie zu belehren, zu trösten, ihren Fleiß zu verwerten, ihre Freuden zu beleben oder ihre einfachsten Rechte

vor der beständig verhängnisvoller werdenden Bedrückung zügelloser Habsucht und unbarmherzigen Reichtums zu schützen.

Die strenge Abgeschlossenheit während meiner ersten Knabenjahre, ließ mich für Sympathien, die mir entgegengebracht wurden, lange gleichgültig sein, und solche, die ich für Andere hegte, erweckten in mir nie die Hoffnung, ihnen dienen zu können, bis die beste Kraft meines Lebens vorüber war. Die meisten Leute sind zwar immer der Meinung gewesen, daß ich mich der Aufgabe der Volksbeglückung eher zu früh, als zu spät zugewendet habe; wie dem auch sei, während meiner ersten Zeit zu Pisa blieb mein Gewissen ruhig, meine Gedanken wurden ausgefüllt vom Entzücken über den Glanz der Vergangenheit und von freudiger Hoffnung für die Zukunft Italiens, ohne daß ich die Notwendigkeit einsehen konnte, einer ihrer Demagogen zu werden.

Und mein Tagwerk, das ich auf dem Campo Santo begann, endete gewöhnlich damit, daß ich auf das Dach der Santa Maria della Spina stieg und im Sonnenschein saß, der den warmen Marmor übergieß, bis der helle Tag hinter die Bogen des Ponte-a-Mare versank, die wenigen Schritte und Stimmen in den Straßen im Zwielicht verstummten, und Stadt und Berge lautlos wie im Traume vor mir standen, über dem in Wirbeln vorüberfließenden Arno.

Siebentes Kapitel.

Macugnaga.

Als ich im Jahre 1840 Florenz zum ersten Mal sah, war die große Straße, die von Süden her zum Baptisterium führt, noch nicht wieder aufgebaut, sondern bestand aus unregelmäßigen alten Häusern mit überhängenden Dächern. Ich beklagte es bitterlich, als sie 1845 verschwanden. Im übrigen aber bot Florenz damals noch ein Bild, das sich der Reisende von heute nicht mehr vorstellen kann.

Ein Hauptzug des damaligen Stadtbildes bestand in einer Allee prächtiger Zypressen und Lorbeerbäume, die sich ununterbrochen von der Porta Romana nach Bello Sguardo hinanzog, von dessen Höhe man dann zwischen Oliven hindurch auf schmaleren Wegen oder durch kleine Weinberge nach San Miniato hinübergehen konnte. Die Kirche stand zwar verödet, doch nicht verfallen, inmitten eines Grasplatzes mit würzigem, hochgeschossenem Rasen, zwischen ihren Stufen sproßte zierliches Unkraut, und das Ganze war umschlossen von einer Rosenhecke. Von der an-

steigenden Allee hatte man den lieblichsten Ausblick auf den Dom, den Wald von Cascine und den gen Sonnenuntergang dem Blick entschwindenden Arno.

Die Klöster in der Stadt waren noch bewohnt und in den meisten durfte ich bald, wie bei den Franziskanern in Fiesole, überall hingehen und zeichnen was ich wollte. Doch die meiste Zeit verbrachte ich in der Sakristei und dem Chor von Santa Maria Novella, der Sakristei von Santa Croce und der Empore von San Marco. In der Akademie beschäftigte ich mich nur mit den Bildern von Fra Angelico, weil Lippi, und Botticelli noch über mein Verständnis gingen. Ghirlandajos Malereien im Chore von Santa Maria Novella waren mit ihren breit angelegten Farbmassen ein Beleg für die Gesetze, die ich in Venedig gelernt hatte, wiewohl sich mir darin gleichzeitig die feine Eigenart der Florentiner und ihrer Kunst offenbarte. In Venedig erkennt man den Fischer nur an seinem Netz und den Heiligen an seinem Glorionschein; aber in Florenz könnte keine Gestalt etwas anderes sein, als was sie darstellt: Engel oder Prophet, Ritter oder Einsiedler, Mädchen oder Göttin, Fürst oder Bauer bleiben was sie sind, man mag sie drapieren wie man will.

Niemand störte mich, wenn ich in der Chornische mich in Ghirlandajo vertiefte, denn der Gottesdienst erstreckte sich nicht hinter den Hochaltar, und Reisende, selbst die gebildeten unter ihnen, hatten damals Ghirlandajos Namen nie gehört. Die liebliche Kapelle mit

ihren gemalten Fenstern und all den alten Florentinern wurde mir für den ganzen Vormittag überlassen, und ich verfaßte eine eingehende kritische und historische Arbeit über die Fresken. Ich saß dabei meistens rittlings auf einem Betstuhl, bis ich eines Tages die Treppe hinabstürzte, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen, obgleich der Fall gefährlicher war, als je einer in den Alpen. Das Tintenfaß ergoß sich freilich über den historischen Bericht und die Schlußsätze erfuhren dadurch eine unerwartete Kürzung — eine nützliche Zeitersparnis!

Wenn es nach den Morgenmessen in der kleinen Sakristei ruhig geworden war (es war nicht viel mehr als eine Art kirchliche Vorratskammer, zwei Stufen über dem Querschiff gelegen) wurde ich hineingelassen, um Angelicos „Verkündigung“ zu zeichnen. Obgleich das Bildchen, soweit ich mich entsinne, nur 27 auf 35 cm maß, war es damals einer der Hauptschätze von Florenz, noch in dem Schrein, für den es gemalt war; heute ist es durch republikanische Plünderung entführt und in irgend einem Stapelplatz geraubter Schätze, einer Galerie, untergebracht. Die Mönche ließen mich ganz ungestört arbeiten und fuhren fort die Gefäße aufzuräumen und die Meßgewänder zusammenzulegen. Nachmittags arbeitete ich ein wenig auf der Straße oder in einer Galerie und ging nach dem Essen gewöhnlich nach Fiesole oder San Miniato hinauf. In jenen Tagen regnete es nie, außer wenn es mir gerade gelegen kam; wo man hinkam legte

man sich, wenn man müde wurde, auf die nächste Bank und schlief ein beim Zirpen der Zikaden, welches man mit einigem guten Willen auch hübsch finden kann.

In Florenz ließ meine Vorliebe für die Schweiz mich mit einem Berner Studenten, Rudolf Durheim, Freundschaft schließen. Er hatte eine gediegene, etwas bärenhafte Natur, und einen starken, doch gütigen Charakter. Ich wurde zuerst auf ihn aufmerksam durch eine feine naturwahre Zeichnung, die er von seiner kleinen blauäugigen, zwölfjährigen Schwester gemacht hatte; er erwies sich später als ein Freund, dessen Hilfe und Belehrung ich viel verdanken sollte. Er hielt sich besonders über den Zeitverlust auf, den meine überheiße Begeisterung verursache, und hätte mich gerne jeden Nachmittag irgend etwas zeichnen sehen, gleichviel ob es mich interessierte oder nicht. „Das hier lohnt schon der Mühe“, sagte er, als er auf dem Weg nach Certosa bei einer Gruppe kleiner, am Abhang stehender Häuser Halt machte und mich zu meinem ersten ernstlichen Versuch in italienischen Hintergründen veranlaßte; wenn wir so miteinander weiter gearbeitet hätten, — dann wäre vielleicht dies oder jenes so oder anders gekommen, wie ich schon so oft sagte. Aber wir gingen auseinander, damals zu unserem Leidwesen und zu unserem Schaden, wie sich später zeigte. Ich ließ in Venedig mein Gefühl noch höher ins Kraut schießen, und er kehrte nach Bern

zurück und verdiente sein Schwarzbrot unter der Protection einer hohen Aristokratie durch stumpfsinniges Porträtmalen bis ans Ende seines verlorenen Lebens. Als ich ihn manches Jahr später in seinem Berner Mal- (oder Schmier-)zimmer wiedersah, machte ich den herzlosen Alpen Vorwürfe, daß sie ihn so hatten verkümmern lassen.

Außer Gouttet hatte ich in Florenz keine Bekannten; doch besaß ich einen Empfehlungsbrief an Millingen und ein Schreiben an die Britische Gesandtschaft. Bei Herrn Millingen machte ich pflichtschuldigst meine Aufwartung und fand, daß er über nichts Bescheid wußte, was nach dem vierten Jahrhundert vor Chr. passiert war, und für Turners Liber Studiorum keinen Sinn hatte. Ich präsentierte mich dem Gesandten und veranlaßte ihn, so viel Britischen Einfluß aufzubieten als nötig war, um mir ins Magdalenenkloster Einlaß zu verschaffen, dessen Fresken von der Hand Peruginos ich seitdem stets mit dem angenehmen Bewußtsein pries, daß niemand sonst sie sehen konnte.

Noch einen anderen jungen Zeichner lernte ich in Florenz kennen, einen Franzosen, namens Dieudonné, von dem ich viel Nützliches lernte. Er kopierte mit unermüdlichem Eifer Fra Angelico, legte mit der Spitze des Pinsels die Farben so fein auf, wie der Schmelz auf dem Flügel eines Schmetterlings liegt und erreichte den Ausdruck in fast unglaublicher Treue. Ich habe

seit her wohl nichts gesehen was seinen Arbeiten gleich gekommen wäre, aber damals war mir noch nicht gegeben, ihren Wert zu erkennen. Seine Preise waren natürlich weit über denen der gewöhnlichen Aquarellkopisten und zudem war er nicht immer bereit zu arbeiten, selbst wenn der Preis zur Verfügung stand. Er kehrte in seine französische Heimat zurück und ging in dem höflichen Paris unter wie der andere im rauhen Bern.

Meine Arbeit bestand zu dieser Zeit vorwiegend im Denken und Schreiben; ich schritt darin langsam vorwärts, nicht ohne mannigfache Verwirrung, da meine epikuräischen Neigungen mich allzu leicht zu Email und Gold hinzogen. Die Studien vom Rosengarten von San Miniato und der Zypressenallee bei der Porta Romana, rufen mir die Erinnerung an die vielleicht schönsten Tage meiner früheren Zeit zurück.

Couttet dagegen fühlte sich in Florenz unbehaglich, war übel aufgelegt und fand sich nur schwer in die italienischen Sitten und Gebräuche. Auch konnte er nicht glauben, daß meine Studien in den Sakristeien und Kreuzgängen und die Myrrhen- und Myrtenessenzen für mich so ersprießlich und wohlthuend seien wie der frische Hauch der Berge, der die Alpenrosen umspielt hatte. Er tröstete sich damit, mir mit aller Sorgfalt eine Sammlung der wildwachsenden Blumen aus der Gegend von Florenz anzulegen, die ich leider inzwischen mit allen übrigen Herbarien verbrannt habe.

Sie fielen mir lästig weil sie sich immer in der Mitte warfen und wie zerstreuter Thee über meine Skizzen ergossen.

Schließlich versiegte der Arno, oder wurde wenigstens so unbedeutend wie die Efra bei Dulwich. Auch meine Arbeitslust begann zu versiegen; ich war müde und hatte all meine bilderreiche Sprache verbraucht. Wir waren deshalb alle drei froh, als wir über den Apennin trotteten und von Piacenza und Pavia den Monte Rosa wieder herüberschimmern sahen. Als wir ihn erst in Sicht hatten, hielten wir geradewegs darauf zu, doch weiß ich mich auf nichts mehr zu erinnern, bis wir im Anzascatal unsere Fußwanderung antraten.

Die Nachmittagsausflüge nach Fiesole und Bello Sguardo und mein stundenlanges Stehen in Kirchen und Galerien hatten mich in Übung gehalten, und so legte ich die Wegstrecke von über dreißig Kilometer von Vogogna nach Macugnaga ohne Schwierigkeit zurück, doch wurde ich von Schritt zu Schritt unwilliger über die Einförmigkeit des Val d'Anzasca, „des herrlichsten Alpenthals“ wie es die modernen Reisebücher nennen. Allerdings kann man von Touristen, die durch blaue Brillen die dunkeln Felsen betrachten nicht verlangen, daß sie viel Urtheil über die Schönheit eines Tales haben. Und ich, der ich seit den Tagen von Glenfarg und Matlock immer den Flußläufen nachgegangen und auf den Felsen herumgeklettert war, schätzte Berge mehr nach der Schönheit ihrer Schluchten,

als nach der Höhe ihrer Gipfel. Zudem hatte ich das Glück bei unseren drei ersten Schweizerreisen die größten Schluchten der Alpen nacheinander zu sehen, zuerst die Via Mala, dann den St. Gotthard, die ungeheuern Granitmassen der Grimsel, Rosenlauri und Lauterbrunnen, das Tal von Aosta und Courmayeur, ferner das Innthal und die schroffen Abhänge bei Innsbruck und schließlich die Ortlerspitze und den Abstieg vom Stelvio nach Como. Mit keinem von diesen allen kann sich das Anzascatal messen. Es ist nichts als eine tiefe Furche zwischen ununterbrochenen Massen von Schieferfelsen, hier und dort von einem Wachholdergebüsch bewachsen, mit zerstreuten Kastanienbäumen und Wiesengründen. Keine Abstürze, keine Einsenkungen, keine hervorragenden Gipfel zu beiden Seiten; selbst der Monte Rosa, der zuweilen im Hintergrunde des Tals auftaucht, hat keine imposantere Gestalt als ein Heuhaufen, den ein Gewittersturm zerzauste.

Die Ankunft in Macugnaga war nicht besonders vielversprechend; ich konnte damals so wenig wie heute einsehen, warum ein so kleiner Ort eher einen Namen brauche als sonst eine Ansiedelung von einem halben Duzend kleiner Häuser. In dem bescheidenen Wirtshaus hatte das obere Geschöß gerade Raum genug für den Wirt, Couttet, Georg und mich; nur einmal während meines einmonatlichen Aufenthaltes habe ich zwei Engländer mit Reisetaschen unten an der Treppe stehen sehen, die vermutlich auch im Hause übernachtet hatten. Mein Zimmer maß etwa sieben

auf zehn Fuß, hatte ein Fenster von zweieinhalb Fuß im Geviert, das den Ausblick auf die grünen Matten am Fuße des Monte Moro gewährte und ein anderes an der gegenüberliegenden Seite der Stube mit der Aussicht in den leeren Himmel talabwärts. Ein klares Bächlein eilte gerade unter dem einen meiner Fenster vorbei und war die Hauptursache für mein längeres Verweilen und meines Aufenthalts Trost. Die umliegenden Bauernhäuser schienen alle wie ausgestorben, die kleine Kapelle hatte zwar einen Glockenturm, aber ich habe weder sein Glöckchen läuten hören noch jemand hinein- oder herausgehen sehen. Fast möchte ich glauben, sogar die Ziegen hatten keine Glocken, so ruhig war der Ort. Eine Meile oberhalb schloß der Monte Rosa-Gletscher das Tal; er scheint nirgends herzukommen und nirgends hinzugehen, und zeigt weder Spitzen noch Wellen noch Spalten. Keine sich erweiternden Ritzen verraten eine Spur von Bewegung, kein Eisfall am oberen Ende, keine Gletscherquelle am Fuß. Auch die ganze Felsformation oberhalb bot kein Interesse und überdies war die ganze Umgebung des Gletschers für meine bescheidenen Kletterkünste völlig unzugänglich, ja nur in die Nähe zu kommen kostete mich mehr Mühe als die Sache wert war.

Soviel hatte ich gleich am ersten Tage ausfindig gemacht, aber ich dachte, es müsse sich doch Sehenswertes finden lassen, wenn ich recht Umschau hielte. Da ich mir feierlich vorgenommen hatte, einen Monat beim Monte Rosa zu verbringen und dementsprechende

Abmachungen mit der Post getroffen hatte, hielt ich meine vier Wochen aus, wenn ich während dieser Zeit auch durch ein paar unangenehme und demütigende Erfahrungen überrascht wurde.

Die erste bestand in der Beobachtung, daß die Bergluft in dieser Höhe nicht gut für mich war, sie beschleunigte meinen Puls und schwächte den Magen. Mein Schlafquartier lag 4000 Fuß hoch, meine täglichen Spaziergänge führten mich in Höhen zwischen 6000—7000 Fuß, und das gestörte Allgemeinbefinden ließ mich weder der Wolken, noch der Felsen, noch des ländlichen Lebens so recht froh werden.

Zweitens merkte ich mit Bedauern, daß meine florentiner Studien mir nicht im geringsten dazu gedient hatten, Wolken oder Steine besser zu zeichnen. Das Flößchen unter meinem Fenster war ebensowenig im Bilde zu hemeistern wie die Rhone selbst, und jeder einzelne Steinblock darin würde einen ganzen Monat — vielleicht auch sechs Wochen — in Anspruch genommen haben, wenn ich ihn zu meiner Zufriedenheit hätte malen wollen.

Drittens lag die alpine Geologie dieser hohen Gebirgszentren damals noch völlig außerhalb meines Bereiches.

Als viertes kam hinzu, daß ich, zu meiner eigenen Verwunderung, doch nicht so ganz für die Einsamkeit geboren war, wie seiner Zeit Zimmermann, und daß die ganze Südseite des Monte Rosa mir nicht soviel befriedigende Anregung bot, wie die Croydoner Markt-

straße. So hätte ich vielleicht doch nicht den ganzen Monat ausgehalten, wenn ich nicht eine Anzahl Bände von Shakespeares Werken mitgebracht und hier zum ersten Mal gründlich den „Coriolan“ und „Julius Caesar“ gelesen hätte.

An früheren Stellen dieser Lebensgeschichte habe ich, wie ich beim Zurückblicken sehe, noch nichts über die Stellung gesprochen, die Shakespeare in meinem Herne Hill-Leben einnahm, abgesehen davon, daß ich erwähnte, er habe fast stets auf meinem Tische gelegen. Seinen Einfluß auf mein Gemüt oder meine Arbeiten bin ich durchaus außer stande zu verfolgen; ich kann mich der Zeit meiner Kindheit nicht entsinnen, da ich seine bedeutenderen Stücke nicht gekannt oder — dies Wort schreibe ich heute mit der größten Ueberraschung — mißverstanden hätte. Ich dachte und fühlte ihnen gegenüber damals genau ebenso wie heute; keiner der Charaktere, ob groß oder klein, stellt sich mir heute anders dar als damals. Das aufmerksame Lesen, das hier in Macugnaga begann, bedeutete für mich nur die Entdeckung einer tieferen Wahrheit und innerlichen Leidenschaft in den Worten, deren Melodie mein Ohr bisher nicht hingebend genug gelauscht hatte.

Beim Lichte meines kleinen Fensters in Macugnaga und beim Murmeln des Baches darunter begannen die Studien, die mich aus meiner passiven Kunst- und Naturbewunderung zu fruchtbarem Denken hinführten, und die mich, wie meine Freunde sagen, zu einem

nützlichen Lehrer machten, statt zu einem unfruchtbaren Gelehrten.

Seit dieser Zeit habe ich fast alle förderliche Arbeit geleistet, wenn ich auf Reisen war. Das schwerste Gepäckstück im Kutschenkasten war immer die Kiste mit den Nachschlagebüchern, während mein Leben auf Denmark Hill ausgefüllt wurde durch die Plackerei schriftstellerischer Arbeiten, der Korrektur von Druckbogen und dem langweiligen Immer-wieder-sagen derselben Worte, wenn Leute zu uns kamen, um unsere Turners zu sehen.

Wenn ich meine schriftstellerische Tätigkeit eine Plackerei nenne, will ich damit nicht sagen, daß das Schreiben mir jene Art von Kämpfen kostete, über die Carlyle sich so schmerzlich beklagt. Beiläufig erwähne ich, wie überraschend und rätselhaft mir das gerade bei ihm erscheint, denn er sprach gerade so lebhaft und anregend wie er schreibt, und das Buch, das ihm nach seinem Geständnis besonders schwer fiel, die Geschichte Friedrichs des Großen, trägt durchaus den Charakter begeisterter Rede und liebenswürdig unbewußter Beredsamkeit. An meinen Schriften dagegen arbeitete ich so ruhig und methodisch, wie man an einer Stickerei arbeitet. Ich wußte genau was ich sagen wollte, setzte jedes Wort an seinen Platz wie ebenso viele Stiche, säumte die Ränder der Kapitel in Linien, die mir anmutig erschienen, machte das ganze ansehnlicher, indem ich hier und dort noch

einen Punkt Farbe hinzufügte, und las meine Arbeit dann am nächsten Morgen beim Frühstück meinen Eltern vor, wie ein kleines Mädchen seine Handarbeit vorzeigt.

„Plackerei“ mag ein hartes Wort sein für diese oft ganz erfreuliche und vollkommen ruhige Beschäftigung; und doch ist das Beste, was ich schließlich davon sagen kann, nur, daß sie mir kein besonderes Kopfzerbrechen verursachte; ja, ich möchte denken, das Vergnügen einen Wagen zu lenken müsse für einen guten Kutscher, dasjenige zu pflügen einem geübten Landmann, weit beglückender sein, als es mir die gehobensten Augenblicke bei der Abfassung eines Buches waren. Und wie mir, so denke ich, muß es jedem gewissenhaften Autor gehen, dessen Kräfte ein gutes Mittelmaß nicht überschreiten. Wie ein großes Werk zu stande kommt, mit welcher Sorgenlast und Einsetzung des inneren Lebens es geschaffen wird, hat bis heute noch keiner gesagt und wird wohl keiner sagen können. Das Beste der letzten Zeit wurde halb unbewußt hervorgebracht, halb ohne Erkenntnis seines Wertes: Byron verbrannte einen Gesang, wenn er einem Freunde mißfiel, und Scott war bereit dem Buchhändler zuliebe eine Geschichte zu verderben.

Da ich hier zu der unwichtigen Frage meiner eigenen Arbeitsweise kam, will ich sie sofort beantworten durch den Hinweis darauf, mit welch' kindlichem Jubel ich eine Zeichnung zu beginnen pflegte und wie schwer ich litt, wenn ich versuchte sie zu vollenden. Manchmal höre ich meinen Fleiß loben, wenn Leute die stattliche Reihe

meiner Schriften in Georg Allens Katalog zählen; aber die Geschichte all meiner vielen Bleistiftzeichnungen und meines leidenschaftlichen Ringens mit der Farbe würde, wenn ich sie schreiben könnte, weit pathetischer und lehrreicher sein.

Der Monat am Monte Rosa war im Vergleich mit dem in Florenz eine Ruhepause, wie vorher der Monat zu Rom; und als ich nach dem Duomo d'Ossola hinabreiste, fühlte ich mich frisch die Straße von Dazio Grande, ein Motiv Turners, aufzusuchen.

Mit Couttet, Georg und einem Saumtier, das unser Gepäck trug, ging ich das Formazza-Tal aufwärts und hinüber nach Airolo. Bei dieser Wanderung stellte Couttet das allgemeine Prinzip fest, „wenn Georg gut marschieren soll, muß man ihm oft zu essen geben und jedesmal viel“; ich hatte gegen diese Behauptung nichts einzuwenden und bedauerte nur, daß die Regel nicht auch für mich galt. Aber wenn eine Tageswanderung nur einigermaßen anstrengend war, kamen mir die Meilen nach den Mahlzeiten wie geographische Meilen vor, statt englischer. So sehr ich die Schönheit des Val Formazza beim Aufstieg genoß, so stellte sich doch am andern Tage heraus, daß ich die Entfernung Airolos auf der Karte beträchtlich unterschätzt hatte und am dritten Tag morgens bestellte ich eine Postkutsche und gab gleichzeitig den lange gehegten Lieblingsplan auf, einmal eine Fußwanderung durch Europa zu machen.

Was ich in Faïdo und Dazio Grande arbeitete, ist im vierten Bande der „Modern Painters“ niedergelegt. Mein Aufenthalt dort wurde ein wenig abgekürzt durch einen Brief J. D. Hardings, in welchem er anfragte, ob ich bereit sei, ihn an irgend einem Orte, den ich wählen sollte, zu einer herbstlichen Studienfahrt zu treffen. Erfreut schrieb ich zurück, ich werde in Baveno auf ihn warten; und als wir dann gegen Ende des August dort zusammentrafen, machten wir brüderlich unsere Pläne und verweilten vierzehn Tage in der Gegend von Isola Bella. Dann fuhren wir, da in meiner Kutsche noch ein geräumiger halber Platz frei war und Hardings Mappen bei den meinigen Unterkunft finden konnten, von Baveno nach Arona, von dort nach Como, von Como über Bergamo nach Brescia und von Brescia weiter nach Verona. Hier nahmen wir in den „Zwei Türmen“ Quartier und blieben, so lang es uns gefiel.

Ich erinnere mich nicht, in irgend einer Künstler-Biographie von einem glücklicheren Lebensabschnitte gelesen zu haben als es der war, den wir beide in diesen Tagen genossen. Ich bin kühn genug, dabei von Harding zu sprechen wie von mir selbst. Nur zu leicht wird der glückliche Friede einer Maler-Reise durch unraustigen Ehrgeiz, durch verfehlte Bestrebungen und schließlich durch eine gewisse Aengstlichkeit inbezug auf den Geldpunkt getrübt; aber Harding wünschte weder, noch hielt er es für möglich, besser und mehr zu seiner eigenen Befriedigung zu arbeiten, als er

es ohnehin tat; und ich hoffte nicht ein zweiter Turner oder gar ein dreizehntes Mitglied der Akademie zu werden. Und was den Geldpunkt betrifft, so war Harding stets sicher seine Sommerarbeiten zu verkaufen und nie in Verlegenheit die Hotelrechnungen mit mir zu teilen. So erfreuten wir uns gemeinschaftlich der landschaftlichen Schönheiten, wenn auch auf verschiedene Weise und fanden uns oft durch die Verschiedenheit unserer Anschauungen überrascht, ohne uns darum zu entzweien; das Wetter war schön, die Straßen gut und die Wirtshäuser ganz vortrefflich.

Von Verona habe ich im Vorbeigehen nur noch zu sagen, daß es, wenn auch Rouen, Genf und Pisa die drei Hauptorte für die Entwicklung meines Denkens waren, meinem Denken erst die Farbe gab. Verona stellte mir in der That das Schicksal und die Schönheit Italiens dar, und was ich über Italien mit innerem Anteil und verbender Kraft zu sagen vermochte, habe ich um feinetwillen eingehender behandelt und eindringlicher vorgetragen.

Nur Harding zuliebe ging ich in diesem Jahr nach Venedig weiter, und während der ersten Woche, die wir dort zubrachten, dachte keiner von uns an etwas anderes als den Markt und die Fischerboote, und die Lichteffecte in der Stadt und auf dem Meer, bis wir in einer freien Stunde eines sonnigen Tages auf den verhängnisvollen Gedanken kamen, uns die Scuola di San Rocco anzusehen. Ich zögere diesmal meine Betrachtungen darüber anzustellen, was unter

anderen Voraussetzungen vielleicht hätte werden können, aber ich habe kaum Grund, mich über diesen Besuch zu freuen. Hätte ich ermessen können, welche Folgen mein Anklopfen an jener Thür haben sollte, so wäre ich nicht eingetreten. Hätte mir damals der Pförtner nicht die Thür geöffnet, so wäre statt der „Steine von Venedig“ wohl ein Buch „die Steine von Chamoni“ erschienen und meine „Laws of Jesole“ hätten abgeschlossen vorgelegen, ehe ich mein Lehramt in Oxford antrat. Ich hätte, was an Fähigkeiten in mir war, das menschliche Gesicht und die menschliche Gestalt zu zeichnen, völlig klar entwickeln und ausbilden können.

So aber riß mich Tintoretto ins hohe Meer der großen Malerschule hinaus, welche die Macht des Staates Venedig krönte und mit deren Verfall zu Grunde ging. Ich sah mich zum Studium der venetianischen Geschichte genötigt und dieses führte mich zu der Erkenntnis des Zusammenhangs von Volkeskraft und Volkstugend. Und wenn es mich auch freut, diese Darstellung so ausgearbeitet zu haben, daß ihre Wahrheit gelten muß, so zog sie mich doch von meinem eigentlichen Arbeitsfelde hinweg. Die seegeborene Kraft der venetianischen Malerei fühlte ich jenseits meiner eigenen Fähigkeiten liegen, und der ruhige Fortgang und die Befriedigung meiner künstlerischen Ausübung wurde dadurch schwer erschüttert, ja unmöglich gemacht.

Merkwürdiger Weise machte sich zu derselben Zeit ein anderer störender Einfluß zum ersten Mal bei

mir geltend, der auch für viele andere verhängnisvoll werden sollte.

Es muß in den letzten Tagen meiner Oxford-
Zeit gewesen sein, als mir Herr Liddell, der spätere
Dekan von Christ Church, von den ersten Ver-
suchen Daguerres erzählte. Meine Pariser Freunde
kauften mir einige prächtige Proben seiner neuen Er-
findung, und die Platten, die ich nach Oxford geschickt
bekam, waren sicher die ersten Muster der Lichtbild-
nerei, die nach Oxford kamen und wahrscheinlich über-
haupt die ersten, die den Weg nach England fanden.

Da ich in jenen Tagen die sorgsame Durchbildung
des Details noch nicht forderte, sah ich in der Daguerreo-
typie weder eine Hülfe noch Gefahr und kümmerte
mich nicht weiter um sie, bis ich hier in Florenz mit
einem französischen Künstler zusammentraf, der außer-
ordentlich schöne kleine Platten anfertigte, welche, durch
eine Linse gesehen, den Großen Kanal oder den
Markusplatz so schön im Bilde erkennen ließen, als
ob ein Magier die Wirklichkeit verkleinert nachgebildet
hätte, um sie in sein Zauberland zu entführen. Die
köstlichen Bildchen kosteten einen Napoleon das Stück,
und für zweihundert Franken kaufte ich den ganzen
Canale Grande von der Salute-Kirche bis zum Rialto
und packte in gedankenlosem Triumph meinen neuen
Besitz sorgfältig ein.

Meine Tage waren durch meine alltägliche Be-
schäftigung so sehr in Anspruch genommen, daß ich

keine Zeit hatte über die neue Kunst und ihre mannigfachen Einflüsse nachzudenken. Jeden Morgen um sechs legte unsere Gondel bei den Booten am Obstmarkt an; dann, nachdem wir nach acht Uhr gefrühstückt hatten, ging Harding seine eigene Wege und suchte vielgestaltige Motive, während ich in die Scuola di San Rocco und an alle anderen Orte ging, wo Bilder von Tintoretto zu finden waren. Nachmittags banden wir unsere Gondel an ein Fischerboot an und ließen uns von ihm, wie es sich gerade traf, im Lido oder draußen im Meere mitschleppen, eine günstige Gelegenheit das Boot mit seinen Segeln in den verschiedensten Stellungen oder die hinter einigen Inseln herüberleuchtende Stadt zu skizzieren. Gegen sechs fährten wir zur table d'hôte zu Danieli zurück, und wenn wir unsern Fisch und Fleisch gegessen hatten, ließ uns der Septemberabend noch ein wenig Zeit zu einem Abendspaziergang.

Hardings Zeit ging zu Ende, bevor ich alle Bilder Tintoretto's in Venedig gezählt und beschrieben hatte, und so blieb ich bei meiner Arbeit zurück und versuchte die „Anbetung der Magier“ auf vier Bogen braunes Papier zu kopieren. Solange Harding mich jeden Nachmittag auf das Meer mit hinausgenommen, war alles ganz gut gegangen; nun aber mir selbst überlassen, saß ich den ganzen Morgen vor der Madonna und den Magiern und suchte den Rest des Tages die dunkeln Winkel der Kapelle, der Sakristei und

des Palastkorridors ab und betrachtete all die wellengepflasterten Gassen und Gäßchen, bis meine Kräfte zu versagen anfangen. Couttet wurde ängstlich und sah mir jeden Morgen ernster in die Augen. „Es tut auf die Dauer nicht gut“, sagte er, „wenn Sie es auch jetzt nicht spüren, werden sie es später fühlen“. Ich stellte mein Verzeichniß fertig, klebte meine vier Blätter zu einem ungefügten Bilde zusammen und packte Notizbücher und Farben ein, um schnell nach Hause zu reisen. Wie so oft nach dem plötzlichen Aufhören überanstrengender Tätigkeit wurde ich in Padua, am Tage nachdem ich Venedig verlassen hatte, durch einen heftigen Fieberanfall aufgehalten.

Couttet brachte mich augenblicklich zu Bett, ging aus und kaufte einige Heilkräuter, welche die Paduanischen Aerzte klug genug sind noch beizubehalten. Er braute mir einen Thee und hieß mich Geduld haben, alles werde gut werden; und wirklich konnte ich am andern Tage aufstehen und im Lehnstuhl bleiben, ohne jedoch das kleine Hinterzimmer im Wirtshaus verlassen zu dürfen, von dem aus man nur auf ein paar Hohlziegel und ein kleines Stück Himmel hinaussehen konnte. Ich schickte Georg aus, irgend ein Bild aufzutreiben, um es an die kahle Wand zu hängen und er brachte mir ein kleines Temperabild aus dem fünfzehnten Jahrhundert, 7 Zoll im Geviert; es war ein namenloser Heiliger mit einem kunstvoll ornamentierten Heiligenschein und scharlachfarbigem Mantel, dessen Anblick meine Behaglichkeit merklich erhöhte.

Nach ein oder zwei Tagen war ich wieder im stande zu reisen; aber die gedrückte Stimmung und die Schwäche in den Gliedern dauerte noch an während der Reise durch die Lombardei bis nach Vogogna, wo ein frostiger Morgen auf dem entfernten Simplon glitzerte; und wiewohl ich die Gondo-Schlucht nicht zu Fuß durchwandern konnte, hob sich hier mein Mut und ich war nicht trauriger als ich immer war, wenn ich Italien oder die Alpen verließ.

Ein paar Tage darauf legte sich die bedrückende Last noch einmal in ganzer Schwere auf mein Gemüt, als ich an einem wolkenlosen Tage bei Nyon, wo die Straße nach Paris abzweigt, dem Mont Blanc Lebewohl sagen mußte. Ein halbes Jahr zuvor hatte ich ihn in hoffnungsvoller Freudigkeit besungen und versichert, ich werde diesmal alles zur Ausführung bringen, was ich mir vorgesetzt hatte. Und nun hatte ich Mängel in mir entdeckt, die keine kommenden Jahre ausgleichen konnten, und Schwächen, die kein noch so glühendes Streben, keine Beharrlichkeit je zu überwinden vermochte.

Meine Briefe aus England brachten mir die Nachricht, daß der älteste meiner Croydoner Vettern, John, von dessen Glück und stetigem Vorwärtskommen wir alle überzeugt waren, in Australien verstorben sei.

So viel kräftiger als ich, dabei so viel pflichttreuer, arbeitete er im fernen unwirtlichen Lande auf der anderen Erdhälfte für seine Leute daheim im kleinen Tale der Wandel; nun lag er drüben unter der Erde

wie sein Bruder im Ufersande am diesseitigen Strande des Weltmeers. Sein Tod bedeutete für mich keinen Verlust, so wenig hatte ich ihn gekannt; aber in trauriges Sinnen verfiel ich, wenn ich daran dachte, wie mein eigenes selbstgenießendes Leben weiter gehen und enden solle, wenn die Besten und Gütigsten von uns so unbarmherzig aus dem Leben gerissen wurden.

Während solche Betrachtungen bedrückend auf mir lasteten und zuerst der Mont Blanc und dann die Linien des Jura hinter mir verschwanden, befiel mich auf der fünftägigen Fahrt von Dijon nach Calais von neuem das Fieber, diesmal mit einem seltsamen Prickeln und einem Gefühl dumpfer Empfindungslosigkeit im Halse verbunden. Das Unwohlsein wollte nicht weichen und wurde während der langen Reisetage und der meist schlaflosen Nächte weder besser noch schlimmer. Ich weiß nicht, ob in jenen Tagen unter Aerzten schon von Diphtheritis die Rede war; mein Halschmerz war mir äußerst unangenehm und quälte mich mit der hangen Sorge, ob ich wohl überhaupt noch einmal nach Denmark Hill heimkehren werde.

Durch George Herberts Gedichte war mir der poetische Ausdruck religiösen Empfindens geläufig, und die kirchlichen Gebete des Psalters oder der Litanei, die ich jeden Morgen und Abend oder Sonntag vormittags hersagte oder hörte, vertraut genug; beide waren so aufrichtig, als es mit dem wohlklingenden Schwung

der Sprache bei den einen und der festgefügten Form der anderen vereinbar war: doch hatte mir das Leben noch nie nahe gebracht, aus mir heraus ein Gebet zum Himmel zu schicken. Ich hatte weder von Jessies, noch meiner Tante Krankheit, sowenig wie von der meines Veters John, etwas gewußt, bevor es für ein Gebet zu spät war; in unserer eigenen Familie war keine bedrohliche Krankheit gewesen seit meiner eigenen im Jahre 1835, während mich mein langwieriges Leiden im Winter 41 mehr verdrießlich, als um mein Leben besorgt machte. Inzwischen aber war ich durch den Campo Santo und Santa Maria Novella neuerdings auf das Verhältniß hingewiesen worden, das zwischen Gott und seinen Geschöpfen wirklich bestehen mag, und als ich daran dachte, was Vater und Mutter empfinden würden, wenn ich durch all die endlosen Pappelalleen nimmer bis nach Hause käme, verfiel ich mehr und mehr in einen Gemütszustand, dessen geheimes Bitten und Geloben ein wirkliches Gebet war.

In diesem Gemütszustand blieb ich zwei lange Tage und während der Nächte solange ich mir meiner selbst bewußt war. Am dritten Tage aber, ungefähr an der Stelle des Weges, wo Paris am Horizont erscheint, überkam mich das Gefühl, das aufrichtige Vetter als die Gewißheit der Erhörung kennen, und gab mir ein, die Krankheit, die bis dahin immer zugenommen hatte, werde von mir genommen werden.

Eine Gewißheit im Geist, die unerschütterte blieb

troß des unverminderten Leidens, das noch eine weitere Nacht und einen Tag anhielt; dann schwanden die bösen Symptome auf dem Weg zwischen Paris und Beauvais: im Verlauf von wenigen Stunden dort im Gasthause fühlte ich mich wieder gesund und ein jubelndes Bewußtwerden meines Glückes füllte mein Herz mit einer Glückseligkeit, wie ich sie noch nie empfunden.

Hätte ich sie mir doch bewahren können! Noch einmal ein „hätte ich“, dasjenige, das den größten Verlust einschließt, aber das letzte, womit ich den Leser behellige.

Dies Hochgefühl unmittelbaren Verkehrs mit dem Himmel ist ohne Zweifel aller Orten unendlich vielen Menschen aller Glaubensrichtungen bekannt; ohne Zweifel ist es oftmals nur ein Traum, unleugbar — nach meinem Dafürhalten — oft eine Wirklichkeit. Ueberall gründet es sich auf ehrliches Wollen, Geduld, Selbstverleugnung und Gehorsam, deren einige reine Herzen ohne Anstrengung fähig sind, und andere durch beharrliches Ringen.

Ob ich fähig war es mir zu bewahren oder nicht, kann ich nicht sagen; aber unmerklich und aus kleinen, wie es schien, unbefieglichen Ursachen schwand es wieder dahin. Kaum fand ich mich wieder zu Hause und in Sicherheit, als ich wieder in die dämmernde Verzagtheit der Unterwelt zurücksauf.

Achtes Kapitel.

Auf Denmark Hill.

Das Haus auf Denmark Hill, wo meine Eltern in den kürzer werdenden Tagen des Jahres 1845 ihren Müßiggänger dankbar zurückerhielten, war ein Vierteljahrhundert lang mit meinem Leben verknüpft. Für meine Eltern war es in der That ein friedlicher, heiterer, angenehmer, würdiger Wohnsitz für ihre zur Reife gehenden Jahre. Mein Vater war nicht der Mann dazu, sich vom Geschäfte zurückzuziehen, es war ihm der Stolz seines Lebens und seine eingewurzelte Gewohnheit geworden. Sein Ehrgeiz, und was der Handelsgeist an Gütern aufhäufte, galt nur mir, trug aber den bestimmten Wunsch in sich, mich im Glanz des westlichen Londons zwischen anerkannten litterarischen Größen verkehren zu sehen; ein Wunsch, der ganz unvereinbar war mit dem Gedanken, der meiner Mutter und mir zuweilen nahe trat, daß nämlich ein rosenüber-
spannenes Landhaus in dem Thälchen von Matlock oder dem Thal von Keswick für uns einer himmlischen

Welt ähnlicher sei als all die Majestät von Denmark Hill, trotz der bequemen Omnibusverbindung mit der vornehmen St. James-Straße und Cavendish Square.

Das Haus barg wohl alles Gute in sich, das ein bescheidener Sterblicher wünschen könnte, nur die Nähe eines Flusses fehlte. Es stand inmitten von sieben Acker (etwa 270 Ar) fruchtbaren Bodens; die Hälfte davon bedeckte als Wiesenland den Ostabhang, das übrige war in einen auf zwei Terrassen liegenden Küchen- und einen ertragreichen Obstgarten eingeteilt. Hier und dort führte ein Pfad auf den sonnigen Feldweg hinaus, dessen eine Seite mit Mandel- und Pfirsichbäumen gesäumt war, die im Frühling ganz mit Blüten überschüttet waren. All die Hyazinthen und die Heide von Brantwood ersetzen mir kaum deren Verlust und wenn der Wind unsere wilden Rosen entblättert, gedente ich mit Bedauern der hochragenden tiefpurpurnen Winden, die jeden Herbstmorgen in voller Pracht um die Stämme der Apfelbäume im Küchengarten glühten.

Das Haus selbst hatte keine ausgesprochene Eigenheit, die es uns besonders teuer gemacht hätte. Das Frühstückszimmer mit der Aussicht auf den Rasen und das Feld weiter draußen war außerordentlich hübsch, nachdem seine Wände mit Seen von Turner und Tauben von Hunt bedeckt waren. Speise- und Wohnzimmer waren geräumig genug für unsere größten Gesellschaften; denn wir waren nie über zwölf Personen beim Mittagstisch und am Abend kam höchstens Henry Watson mit seinen Schwestern

zu uns. Der Wandschmuck bestand aus unsern Northcote-Porträts, Turners „Sklavenschiff“ und, in späteren Jahren, seinem „Rialto“, unserm John Lewis, zwei Copley Fieldings und dazwischen hie und da einer Zeichnung von Turner. Mein eigenes Arbeitszimmer lag über dem Frühstückszimmer und verriet seine Bestimmung nur durch den langen ovalen Tisch, der von dem verfügbaren Raum (etwa fünf auf sieben Meter) soviel einnahm, daß zwischen ihm und den Bücherschränken rings an den Wänden nur ein bequemer Gang frei blieb. Ich schrieb immer an dem flachen Tische, eine schlechte Gewohnheit, die zum Teil aber daher kam, daß ich häufig Zeichnungen und Bücher zum Vergleichen neben mich legen mußte. Zwei Fenster eines Erkers gaben mir Licht genug, wenn es auch nicht sonderlich günstig verteilt war; und von dem einzigen, genau nach Südosten gelegenen, Fenster meines Schlafzimmers, hatte ich während der ersten zehn oder zwölf Winter auf Denmark Hill Aussicht auf die Morgenwolken, unschätzbar wegen ihres fördernden Einflusses auf jeden gesunden Gedanken. Meine Eltern wählten für sich die ruhigen westlichen Zimmer, aus deren Fenster man nur in die Zweige der Ceder sah, die auf dem Rasenplatz vor dem Hause stand.

In solch stattlicher Häuslichkeit begann ich die Tätigkeit meiner mittleren Jahre, wenig gestört durch das Getöse Londons jenseits der Brücken und ebenso wenig durch unseren nachbarlichen Verkehr auf

dem Hügel selbst, der keine Vergrößerung erfuhr; eine Familie ausgenommen, deren Zuneigung mir von damals bis heute treu blieb. Sie hatte schon in früheren Jahren begonnen, zu einer Zeit, aus der ich jetzt ein oder zwei Lichtpunkte in meinem unsichern Gedächtnis suchen muß.

Als ich von Herrn Dales Schule sprach, nannte ich nur meine jüngeren Gefährten, von denen Willoughby nach Cambridge ging und meinem Gesichtskreise entschwand, während Eduard Matson noch zuweilen bei uns auf Denmark Hill speiste und mich manchmal mit nach Woolwich nahm, um mit seinen Eltern und zwei lieblichen jüngeren Schwestern gelegentlich ein militärisches Schauspiel zu genießen. Dort lernte ich in Major Matson einen Typus von ruhiger Biederkeit, Liebenswürdigkeit und Einfachheit kennen, wie ich ihn nur bei Soldaten und Seeleuten getroffen habe und der mir so bewundernswert erschien, daß ich seit jener Zeit mich nicht mehr aufraffen konnte gegen die nationale Schuld des Krieges zu eifern, da ich sah, daß die Kriegsbereitschaft solche Männer bildet.

Bei Herrn Dale waren auch noch zwei ältere Schüler, die ich damals nur wenig kannte: Dart, der mir durch seine großen, haselnußbraunen Augen auffiel und Edmund Oldfield, dessen über seine Jahre gehendes, gefestigtes, verständiges Wesen mir im Gedächtnis blieb. In Oxford fand ich Dart im Exeter College wieder; wir schlossen eine poetische Freundschaft und bestrehten uns, alle Ehren des Newdigate-Preises zu erringen,

indem wir uns gegenseitig unsere besten Stellen vorlasen, um bessere Noten zu bekommen. Dart gewann ihn dieses Jahr, wie er es verdiente, und sein Fleiß versprach weitere rühmliche Auszeichnungen; aber die Haselnußaugen waren zu groß und zu hell und schlossen sich nach ein oder zwei Jahren auf immer für den Ehrgeiz dieser Welt.

Durch unsern Einzug auf Denmark Hill hatten wir in der Camden-Kapelle, den stolzen Anspruch auf einen bevorzugten Kirchenstuhl nahe bei der Kanzel. Henry Melvill, nachmals Rektor in Haileybury, war der einzige Pfarrer, den ich kannte, dessen Predigten gleichzeitig aufrichtig, orthodox, mit Ciceronischer Redekunst aufgebaut, und von Anfang bis zu Ende gut durchgearbeitet waren. Er trug sie in einer eigenen Art bewundernswert vor, und machte jedesmal von neuem einen großen Eindruck auf seine Gemeinde. Er theilte seine Predigt stets in vier bis fünf Abschnitte, brachte jeden der Reihe nach zu einem kräftig hervorgehobenen Höhepunkt und sprach die letzten Worte jedes Paragraphen unter zwei- bis dreimaligem Kopfnicken, als ob er etwas mit einem Holzhammer in das rote Kanzelkissen hineinhämmern wolle.

Dann wischte sich die ganze Gemeinde die Augen, und nachdem die Hustenanfälle, die sie die letzte Viertelstunde zurückgehalten hatte, überwunden waren, setzte sie sich wieder zurecht, um mit noch größerer Andacht den nächsten Abschnitt anzuhören.

Im übrigen war Henry Melvill bei seinen Besuchen als Seelsorger sehr liebenswürdig und als Kirchenstreiter durchaus nicht schrecklich. Es gab in seinem Bezirk nicht viel Arme zu besuchen und bei uns wurde er ein geachteter Freund, da wir gegenwärtig friedlich weidende Lämmer seiner Herde waren. Ich werde nie das unbeleidigte Lächeln vergessen, womit er, als er uns eines Tages spät besuchte und ich während der Unterhaltung unruhig wurde, weil mein Essen auf mich wartete, zu mir sagte: „Lassen Sie Ihr Mittagessen nicht kalt werden.“ Ich schämte mich zwar sehr, daß ich so ungehobelt gewesen war, ging aber zu Tisch. Doch hörte ich von da ab die Predigten Herrn Melvills mit umso größerer Aufmerksamkeit an und verdanke ihm mancherlei Gutes in bezug auf Genauigkeit bei Untersuchungen und besonders meine Gewohnheit, bei Zitaten aus der Bibel immer nachzusehen, was vorausgeht und was folgt.

Zu diesen Einzelheiten jedoch muß ich später zurückkehren, denn meine Aufgabe in diesem Kapitel ist der Bericht, wie ich mein Studierzimmer auf Denmark Hill, mit der Aussicht auf die Wiese mit unseren beiden Kühen, im Winter 1845 mit den mannigfachen Materialien und geistigen Quellen ausstattete, um, wie mein Vater berechtigterweise von mir erwartete, ohne weitem Verzug den zweiten Band der „Modern Painters“ zu schreiben.

Es ist außerordentlich schwer, das religiöse Em-

pfinden darzulegen aus dem heraus ich diesen zweiten Band entwarf und noch schwerer, es zu erklären. Was ich heute von der Gerechtigkeit Gottes, dem Adel des Menschengeschlechts und der Schönheit der Natur weiß und fühle, wußte und fühlte ich auch damals schon, nur weniger stark; aber mein Glaube verwirrte sich von Tag zu Tag mehr durch das Gewahrwerden des Irrtums und der Beschränktheit in den Grundsätzen, die ich gelehrt worden war und der Torheit und Widersprüche ihrer Lehren. Seit ich bei meiner letzten Abreise aus Frankreich so verzagt gewesen, schien es mir ganz sicher, daß ich, ohne Anteil an dem Dienst der Heiligen, auch kein Anrecht auf ihre Tröstung hatte; im Gegenteil nur soviel von den Segnungen Gottes zu erwarten hatte, wie ein braves Tier oder ein heiterer Vogel: ja, selbst unter den Tieren konnte ich keinen Anspruch erheben als liegender Löwe oder fliegender Adler zu gelten, sondern glich im besten und stolzesten Fall nur einem Hunde, der zufrieden an seiner Kette liegt oder einem Schweinchen in seiner Pfütze. Auch hatte ich keinen Ehrgeiz den Himmel zu gewinnen um den Preis einer Befehrung, wie St. Kanier oder einer Kasteiung wie St. Bruno.

Und daß mein Vater in diesen teils eigensinnigen, teils bescheidenen Gefühlen mit mir übereinstimmte kam bei Gelegenheit der Wahl unseres Wappens ans Licht. Auf eine Anfrage beim heraldischen Amt stellte

sich heraus, daß das Wappen einer Familie Rosten existiere, schwarz mit einem Silberbalken zwischen sechs Lanzenspitzen. Da wir keinen Beweis für Beziehungen zu dieser Familie beibringen konnten, durften wir natürlich dies Wappen nicht ohne Aenderung annehmen; als aber drei kreuzweis gelegte Kreuzchen hinzugefügt waren, wurde es auf dem Heroldsamt auf unsern Namen eingetragen; und vom College schleppten wir ein Buch mit Helmzierraten und Wappenwahlprüchen nach Haus, unter denen man nach belieben wählen konnte.

Ueber dies Buch gebeugt überlegte mein Vater, daß ein Bär oder Falke für einen Kaufmann kein passendes Symbol sei, daß, obgleich wir Hunde alle sehr gern hatten, ein Hundekopf sich doch nicht als Helmschmuck eigne und ein „füchsisches“ Symbol, sei es Kopf oder Schwanz, ganz außer unserm Bereich liege. Schließlich entschied er sich, da ihm nichts besseres einfiel, mit der Zustimmung meiner Mutter und Marys, zu einem Eberkopf, der hinlänglich stolz schien ohne allzu vornehm zu sein. Ich glaube, er wählte das Tier auch deshalb, weil es seinen Weg auch durch Schwierigkeiten stets entschlossen verfolgt. Als Motto stand darunter: «Age quod agis.» Einige zehn oder zwölf Jahre danach, als ich mich mit Aufmerksamkeit in die Heraldik vertiefte, begriff ich, daß die Worte auf dem Spruchband eines Wappens nicht ein Rat für andere Leute sind, sondern vielmehr den Sinn seines Trägers aussprechen sollen, ob es sich nun um den Schlacht-

ruf eines Königs oder eines seiner Mannen handelt; darauf veränderte ich auf meinem eigenen Siegel das «Age quod agis» in «to day», das für mich die unsichtbare Warnung enthielt: „Die Nacht bricht an, da niemand wirken kann!“

Als im Verlauf der Jahre der Glaube an das Schicksal und das Voraussagen des Schicksals sich deutlicher in meiner Privatphilosophie befestigte, wie ich ihn schließlich in Fors Clavigera bekannte, dachte ich darüber nach, ob es eine glückliche oder unglückliche Vorbedeutung für mich war, daß mein Vater ein Schwein als Wappentier für mich wählte; und das umso mehr, weil ich nicht entscheiden konnte, ob für mich die griechische Auslegung angebracht sei, nach der ich mich als ein Gehülfe des Herkules bei der Ueberwindung des erimäischen Ebers anzusehen hatte oder ob ich mich auf die gotische Lesart beschränken und mich als ein Schwein in persona betrachten müsse, nur stolz auf die Stärke der Borsten und die gekrümmten Hauer, welche in den Tagen meines ernstlichen kritischen Einflusses die Klage des Akademikers im „Punch“ veranlaßt hatten:

«I paints and paints,
Hears no complaints,
And sells before I'm dry,
Till savage Ruskin
Sticks his tusk in
And nobody will buy.»

Im Lauf der Zeit neigte ich mehr und mehr dieser

Ansicht zu, bis ich zuletzt bei der Ueberzeugung anlangte, daß mein Vorbild und Schutzpatron nicht Herkules, sondern der Heilige Antonius von Padua sei. Auch von mir konnte mit einem gewissen Recht berichtet werden: „daß er sich anfangs in eine Einsiedelei nahe der Burg von Como zurückzog, später in ein Grabgewölbe, weit entfernt von dieser Burg, dann in das verfallene Gemäuer eines alten Schlosses oberhalb Heraklea, wo er zwanzig Jahre seines Lebens zubrachte. Es ist nicht möglich, zu erzählen, was er in diesen Zufluchtorten alles zu erleiden hatte, theils durch die Kasteiungen, die er sich selbst auferlegte, theils durch die Bosheit des Teufels, der alles daransetzte, ihn durch seine Künste zu täuschen, durch seine Drohungen und seine schlechte Behandlung niederzuschmettern. Das ging so weit, daß er ihn unter den Schlägen, die er ihm versetzt hatte, für tot liegen ließ. Antonius aber triumphierte über alles und zur Belohnung für seine vielen Kämpfe und Siege, machte Gott ihn mächtig in Worten und Werken, daß er alle Arten seelischer und körperlicher Krankheiten heilen, den Teufel aus den Körpern wie aus den Seelen austreiben konnte und die gefährlichsten Tiere, die Elemente und andere Kreaturen, die dem Willen des Menschen am wenigsten unterworfen sind, ihm gehorchen mußten.“¹

Ich darf jedoch dieser ereignisreichen Geschichte nicht

¹ Dictionnaire des Sciences Ecclésiastiques.

vorgreifen, indem ich irgend welche Aehnlichkeiten bespreche zwischen meinem Schicksal, meiner Lebensaufgabe und meinen Gefährten mit denen des hl. Antonius von Padua; doch halte ich es an dieser Stelle für wohl angebracht, über das Entzücken zu berichten, mit dem meine Mutter und ich Besitz ergriffen von unserem wirklich praktischen Schweinestall auf unserm „dänischen“ Bauernhaus, mit welchem verglichen, uns weder das Kutschenhaus, noch die Ställe wichtig erschienen. Und wir hatten mehr als eine Ursache zur Freude: Der Erfolg, mit dem meine Mutter die Fütterung und Mästung der Schweinchen leitete, der höfliche und freundliche Charakter der so ernährten kleinen Tiere, welcher Ausdruck fand in ihrer Gewohnheit, auf den Hinterbeinen stehend über den Zaun zu gucken sobald meine Mutter in den Hof kam, und schließlich die Genugthuung, mit der unsere Freunde ein Geschenk von Schweinefleisch oder gelegentlich ein Spanferkel von Denmark Hill entgegen nahmen.

Folgendes Dankschreiben an meinen Vater ist noch weiter interessant, durch das Postscriptum über die Schweizer Unruhen, wodurch der Brief, der sonst ohne Datum wäre, auf das Jahr 1845 verlegt wird, dem Jahre, in dem ich anfang, mich für meine erste abenteuerliche Reise vorzubereiten.

47 Queen Ann, West
Dienstag 27. Febr.

In der Eines stehen traurige
Nachrichten aus der Schweiz.

„Mein lieber Herr,

haben Sie die Güte Frau Ruskin meinen
ehrerbietigsten Dank zu übermitteln, für das
freundliche Geschenk von einem Teil der kleinen
fetten Freunde und seine _____¹
einschließlich der portogiesischen Zwiebeln zum
Füllen.

In der Hoffnung, daß es Ihnen allen gut
geht, bin ich Ihr sehr verbundener

J. M. W. Turner.

Auch halte ich es nicht für ganz unwichtig, hier
vorherzuerzählen, daß nach zwanzigjährigem Studium
des Schweinchen-Charakters ich mich so völlig mit
meinem väterlicherseits gewählten Helmschmuck abge-
funden hatte, daß ich meine gereimten Reisebriefe an
Johanna sehr häufig in meinem heraldischen Charakter
als „kleines Schwein“, oder im majestätischen Plural
„kleine Schweinchen“ schrieb, besonders wenn diese
Briefe den Ton von Bekenntnissen annahmen, wie
zum Beispiel der von Reswick aus dem Jahre 1857,
oder vom gleichen Jahre bevor ich den Red Pike be-
stieg oder von Abbeville aus dem Jahre 1858, bei

¹ Turner deutet durch diese langen Striche in seinen Briefen
die Stelle an, wo seine Gefühle unaussprechlich werden.

welchen Gelegenheiten ich mich „übergeffen“ hatte, Geständnisse, die wie mich dünkt, einen schönen und pathetischen Kapitelſchluß bilden.

* * *

When little pigs have muffins hot,
And take three quarters for their lot,
Then, little pigs — had better not.

As readers, for their minds' relief,
Will sometimes double down a leaf,
Or rather, as good sailors reef
Their sails, or jugglers, past belief
Will con-involve a handkerchief —
If little pigs, when time is brief
Will, that way, double up their beef
Then — little pigs will come to grief.

If little pigs — when evening dapples,
With fading clouds, her autumn sky, —
Set out in search of Normau Chapels,
And find, instead, where cliffs are high
Half way from Amiens to Etaples,
A castle full of pears and apples,
On donjon floors let out te dry;
— Green jargonelles, and apples tenny, —
And find their price is five a penny,
If little pigs, then, buy to many,
Spare to those little pigs a sigh.

Neuntes Kapitel.

Vandalenfeste.

Der Leser von heutzutage, der gewöhnt ist, mich von den Künstlern von heutzutage als einen rückständigen Kunstenthusiasten und von den Philosophen von heutzutage als einen überreizten Phantasten nennen zu hören, wird sich kaum vorstellen, mit wieviel aufrichtigem Interesse das Erscheinen des zweiten Bandes meiner „Modern Painters“ erwartet wurde, und zwar nicht nur von meinen Eltern, sondern sogar von Leuten, die den kritischsten schriftstellerischen Kreisen und den höchsten Künstlergruppen angehörten.

In der literarischen Welt wurde die Aufmerksamkeit zuerst durch Sidney Smith auf das Buch gelenkt und mein früherer Lehrer, Thomas Dale, schickte darüber folgende Zeilen an meinen Vater: „Es wird Sie interessieren zu erfahren, daß Herr Sidney Smith, keine geringe Autorität auf diesem Gebiete, sich in den höchsten Ausdrücken über das Werk Ihres Sohnes äußerte. Bei einer öffentlichen Gelegenheit und in

Gegenwart verschiedener literarischer Größen, sagte er, es sei eine Arbeit von überlegenem Talente, voll neuer Gesichtspunkte, gewandt und eindringlich geschrieben, die geeignet sei, eine völlige Umwälzung in der Welt des Geschmacks herbeizuführen. Er sagte es, ohne daß er wissen konnte, wie sehr ich mich für den Autor interessierte."

Mein Vater fühlte sich durch diese Zuschrift nicht wenig gehoben, obgleich die Unvollständigkeit des Berichtes ein deutliches Zeugnis von der beliebten britischen Vorsicht ablegt, die aus Furcht in Angelegenheiten zu geraten, sich scheut Gelegenheit oder Personen deutlich zu nennen. Schließlich kam es auch wenig darauf an, wer die anderen literarischen Größen waren, denn Smiths Urteil galt damals, sowohl in der allgemeinen Gesellschaft wie unter Kritikern, für entscheidend. Es war ein besonders glücklicher Umstand für mich, daß er in seiner Jugend zuerst von Dugald Stewart und später von demselben Dr. Thomas Brown herangebildet war, der einen so bedeutenden Anteil an der geistigen Entwicklung meines Vaters hatte. In der Tat hatte Sidney Smith die hauptsächlichsten metaphysischen Grundsätze, die ich in der Einleitung zu den „Modern Painters“ aufstellte mit folgerichtiger Genauigkeit und Einfachheit schon in den Vorlesungen über Moralphilosophie vorgebracht, die er in den Jahren 1804—1806 in der Royal Institution hielt. Einige Teile davon gab er später in der „Edinburgh Review“ heraus; aber „in der Erwägung, daß der Rest weiter

keinen Wert habe", wie es in der Einleitung zur Ausgabe vom Jahr 1850 heißt „vernichtete er einiges davon und würde wohl alles dem Untergange geweiht haben, wenn seine Freunde ihn nicht durch Bitten bewogen hätten, die noch unversehrten Teile aufzuheben". Diese verachteten Fragmente, veröffentlicht unter dem Titel „Grundzüge der Moralphilosophie" (Elementary Sketches of Moral Philosophy) enthalten in den einfachsten und genauesten Ausdrücken alles, was ein verständiger Sterblicher auf diesem Gebiete zu wissen braucht.

Wären diese Vorlesungen fünf Jahre früher erschienen und mir in die Hände gekommen, so wäre der zweite Band der „Modern Painters" entweder gar nicht geschrieben worden oder mit dankbarem Aufblick zu dem sprühenden Witz und der eleganten Beredsamkeit, womit Smith alles, was ich in diesem Buche darlegen wollte, schon zwanzig Jahre vorher gesagt hatte.

Es war eine natürliche Folge der erregten Leidenschaftlichkeit, mit welcher ich der Erhabenheit der Kunst und der Hoheit der Menschenkraft das Wort redete, daß mir die Gunst der Künstlerkreise länger versagt blieb, als die des großen Publikums, obgleich der erste Band ausdrücklich zum Lobe der führenden Männer unter jenen geschrieben war. Die alten römischen Meinungsverschiedenheiten mit George Richmond lebten von neuem auf; und wenn er auch mit belustigtem Interesse für meine jugendliche Begeister-

ung und wirklicher Zuneigung für meinen Vater ein reizendes Aquarell von mir malte, so war alles, was mein Vater an ernstlichem Urtheil aus ihm herausbrachte, doch nur daß ich es eines Tages besser wissen werde. Das Bildchen stellte mich dar, wie ich, inmitten einer offenen Landschaft, in rotem Rock und weißen Hosen an einem malerischen Fulte saße, in der Ferne hinter mir der Mont Blanc, zu Raffaels gefälliger Anmut verallgemeinert.

Folgender Brief von Samuel Prout, den mein Vater erhielt, als der Stolz auf den Erfolg meines Buches ihn fast dazu verleitete das Geheimnis meiner Urhebererschaft, wenigstens im engeren Bekanntenkreise, preis zu geben, drückt mit wunderbarer Einfachheit und Unzweideutigkeit die erste Wirkung aus, die mein ungestümer Ausbruch hervorbrachte. Er gibt einen Begriff davon wie die bedeutendsten und tüchtigsten der englischen Künstler mein Werk aufnahmen, deren jeder damals auf seine Weise unbeirrt das Beste tat, dessen er fähig war, ohne an Wettstreit mit den Uebrigen zu denken und ohne seine bescheidene Arbeit mit den Meisterwerken vergangener Zeiten zu vergleichen.

Hastings, 2. Juli 1843.

Mein werter Herr,

Entschuldigen Sie, bitte, daß ich Ihnen nicht früher für die Freundlichkeit danke, durch die Sie mich aufs neue verpflichteten.

Glauben Sie mir, daß ich mich bestreben werde, die vielen Beweise Ihrer freundlichen Rücksicht zu verdienen, und daß ich beschämt und beunruhigt bin im Bewußtsein der offenbaren Unhöflichkeit, mit welcher ich Ihre Geduld auf die Probe stellte; eine unverzeihliche Schuld. Ich muß fürchten, daß meine Lässigkeit im Briesschreiben Ihnen sehr mißfallen hat, obgleich Sie in Ihrer Zuschrift diesen Punkt mit höflichem Schweigen übergehen.

Es tut mir leid gestehen zu müssen, daß ich seit Monaten so niedergeschlagen bin, daß ich leider alle Pflichten gegen mich und andere vernachlässigte.

Infolge dieser nervösen Untätigkeit enthält die Aquarell-Ausstellung beinahe alles, was ich seit letztem Jahre fertigstellen konnte. Die Zeichnung von Petrarca's Haus, die ich auf Ihren Wunsch ausführen sollte, ist seit einiger Zeit fertig, aber dürfte Ihrer Erwartung so wenig entsprechen, daß ich zögerte darauf zurückzukommen, bevor ich eine neue gemacht habe. So vieles, das ich hätte tun sollen ist unterblieben! Ich beabsichtigte das Bild in die Stadt mitzubringen mit der Bitte, es einstweilen zu behalten, bis ich es Ihnen durch ein würdigeres ersetzt hätte.

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, ein Werk über Kunst und Künstler „von einem Graduierten von Oxford“ flüchtig durchzugehen. Ich las das Buch mit dem größten Interesse, da Inhalt und Ausdruck mich von Seite zu Seite mehr fesselte; doch mußte ich bedauern, daß so glänzende Mittel, der Kunst die größten Dienste

zu leisten, nicht zur Wirkung kommen. Bewegte sich das Werk in so höflichen Wendungen, wie Sir Joshua Reynolds Vorträge, so wäre es musterhaft, der Autor stände wegen seines Wissens in hoher Achtung und der Band würde seines Inhaltreichtums und seiner Nützlichkeit wegen empfohlen. Denn vielleicht führt nichts sicherer zur Erlangung von Einfluß und dem Vermögen Gutes zu wirken, als die Sprache in der wir unsere Vorschriften geben. Einer nicht anmaßenden, höflichen Schreibweise kommt man mit Achtung, Vertrauen und Befriedigung entgegen, während die meisten Leute vor Sarkasmus zurückschrecken. Sicherlich wird jeder, der durch sein Wort Gutes wirken will, mit Festigkeit und Offenheit schreiben, festhalten an dem, was er für recht hält, und dennoch vorsichtig sein, andere zu kränken oder zu beleidigen.

Ich hoffe, das Buch eines Tages sorgfältiger durchlesen zu können; es regte mein Nachdenken an und, wenn ich es wieder in die Hand bekomme, werde ich versuchen, es nach meinen eigenen Erfahrungen und dem Urtheil anderer auf die Probe zu stellen. Da sich der Zorn, den ich zuerst empfand, als ich meine Lieblinge so arg mitgenommen sah, schon jetzt ein wenig abgefühlt hat, glaube ich, meine Meinungen werden sich beschämt mit desto größerer Ehrerbietung denen des Autors unterordnen.

Entschuldigen Sie, werter Herr, wenn ich Ihre Geduld durch meine unmaßgeblichen Meinungen ermüdete und sollte es wahr sein, was ich soeben hörte,

daß Sie den Autor kennen, so vertraue ich ihrer gütigen Verzeihung, daß ich Ansichten widersprach, die Sie so nahe betreffen.

Wenn dem so ist, so sind Sie in der That begnadet und ich habe die Zuversicht, daß dies Talent „strahlend wie ein Engel“ der Kunst und den Künstlern einst große Dienste leisten wird. Es ist die Kunst im allgemeinen, für die ich spreche, denn soweit ich selbst in dem Werke erwähnt bin habe ich gut abgeschnitten und freue mich darüber.

Es lag nicht in meiner Absicht so viel zu schreiben, verzeihen Sie Quantität und Qualität!

Mit der größten Hochachtung verbleibe ich, verehrter Herr,

Ihr dankbar ergebener

S. Prout.

Ich muß mich jedoch wohl hüten, diesen Brief als ein Beispiel für das herrschende Gefühl derjenigen unter den lebenden Malern hinzustellen, die mein Buch in hohen Tönen pries, oder ihnen die Bewunderung eines so „strahlenden“ Talentes zuzuschreiben, wie sie hier in meines Vaters lieben und später vertrautesten Freundes Brief zum Ausdruck kommt. Die Gruppe von Landschaftern, an deren Spitze in der alten Aquarell-Gesellschaft Copley Fielding, David Cox und P. de Wint und in der Akademie David Roberts und Clarkson Stanfield standen, — Turner allein stand ganz für sich, ohne Vorgänger und Nachfolger — in

dieser Gruppe äußerst charakteristischer englischer Landschaftsmaler war jeder einzelne mehr oder minder ein Bekenner des hergebrachten englischen Glaubens an holländische Malerei. Sie hatten diese gerade weit genug studiert, um die Schwierigkeit zu erkennen, auf eigene Weise etwas Aehnliches hervorzubringen, darüber hinaus jedoch ging ihr Wissen über Malerei und Literatur kaum. Keiner von ihnen hatte je unter dem Einfluß besonderer künstlerischer Qualitäten gestanden, und deren Wurzeln und Wirkung erkannt, abgesehen etwa den auffallenden Lichteffekten, welche, auf Rembrandts Darstellungen der Verkündigung an die Hirten, der Heiligen Nacht und dergl., die Stalllaterne inmitten der nächtlichen Umgebung hervorbringt. Die italienischen Schulen religiöser Malerei waren damals unter Künstlern und Kennern so wenig bekannt, wie die japanischen; und die höchste schulmäßige Kritik, mit der ich seiner Zeit in „Blackwoods Magazine“ handgemein wurde, drang nicht tiefer in ihren Gegenstand ein, als irgend ein skizzierender Dilettant in die Technik eines Salvator Rosa oder Gaspar Poussin.

Als Ganzes genommen war deshalb die Gruppe der zeitgenössischen Maler durch mein selbständiges Lob mehr überrascht als geschmeichelt: die bescheidenen, wie Fielding, Prout und Stanfield hielten mein Lob für zu überschwänglich und zudem etwas abseits von ihrer eigenen Meinung; die selbstbewußten, wie Harding und De Wint waren ärgerlich über die Stellung,

die ich Turner eingeräumt hatte. So bin ich nicht einmal sicher, ob einer unter ihnen bereit gewesen wäre, der tröstlichen Versicherung beizustimmen, die George Richmond meinem Vater gab indem er sagte, ich werde es mit der Zeit besser wissen.

Das liebevolle Eindringen und die Vorliebe für das häusliche Element, das der britische Schule jener Tage, theils nach der humoristischen, theils nach der ernstesten Seite hin eigen war und durch Männer wie Wilkie, Leslie und Mulready vertreten wurde, ließ alle Künstler aus unserer Bekanntschaft volles Verständnis für meiner Eltern reines, strenges, immer ungezwungenes Familienleben hegen. Auch konnten sie wohl die liebende Hingebung für ihren Sohn und die Hoffnungen, die sie auf ihn setzten, mitfühlen. Meine eigene Stellung auf Denmark Hill erschien gleichfalls, wie ich annehmen darf, den Männern der Welt nicht in ungünstigem Lichte; denn obgleich ich abgeschlagen hatte, in das Geschäft meines Vaters einzutreten, stellte ich mich doch freudig unter seine Autorität und suchte auf meinem eigenen Arbeitsgebiete mein bestes zu tun, um ihm zu gefallen. Wenn wir bei irgend einem festlichen Anlaß, — ich greife damit dem Gang der Geschichte um vier oder fünf Jahre voraus — der Rückkehr von einer Reise, der Veröffentlichung eines neuen Bandes oder einem Geburtstage, unsere Freunde aus Künstlerkreisen zu uns einluden, so kamen wohl die meisten mit wirklichem Vergnügen. Da das

Mahl bereits auf sechs Uhr festgesetzt war, hatten sie Gelegenheit, den hübschen Blick auf die Matten und die fernen Norwoodhügel zu genießen, die im warmen Abendlicht vor uns ausgebreitet lagen. Die Tafel war nicht zu groß, um das Gespräch anregend dahinfließen zu lassen, ohne Gefahr drohende Wirbel zu bilden oder sich in Vertraulichkeiten zu stauen; kein Gast war zugegen, den die anderen nicht gelten ließen, und so gab es keine Anstrengung, keine Ziererei und keine Zurückhaltung im Gespräche. Wollten die Maler über Bilder sprechen, so waren sie sicher verstanden zu werden, wollten sie sich lieber über Sherry unterhalten, so konnte mein Vater bessere Auskunft darüber geben, als irgend sonst jemand in England oder Spanien. Und wenn die Lichter kamen und bei Müssen und Oliven die Scherze hin und wider flogen, dann war „fröhlicher Wein“ in den Flaschen zur Rechten jedes Gastes, fröhlicherer als Jack Falstaff ihn je gekostet hat.

Das sichere Verständniß, womit Herr Domecq meinen Vater zum Hauptpartner seiner Firma gemacht hatte, anstatt nur zu seinem englischen Agenten, wachte auch zu Xeres über die Herstellung der Weine. Stets darauf bedacht, die Weine auf der höchsten Stufe zu erhalten, verschaffte er dem Geschäfte eine Stellung, die durch ihren Platz an der ersten Stelle in der Liste der Weinimporteure nur zum Teil Ausdruck fand. Denn diese Liste gab nur die Zahl der eingeführten Fässer

jeder Firma ohne den Preis zu berücksichtigen, und noch weniger konnte sie über das Verhältniß des Preises zum Wert der Ware Aufschluß geben. Herrn Domecqs zwei oder dreitausend Fässer enthielten zum größten Teil alten Wein, dessen Vorrat er gesichert hatte, indem er ein halbes Jahrhundert lang mit umsichtiger Klugheit die neuen Jahrgänge an dem einen Ende seines Kellers, der fast eine Viertelmeile lang war, unterbrachte, während er die alten Jahrgänge an der anderen Seite herausnahm. Ich meine natürlich nicht, daß ein solches Verfahren buchstäblich befolgt wurde, sondern nur, daß die gewöhnliche Ungeduld der Händler, die Ware sobald wie möglich in Geld umzusetzen, durchaus verschworen war. Für den höchsten Preis, den das englische Publikum zahlen wollte, lieferte er den besten Wein, der überhaupt zu haben war, denn Sherrytrinker sind meist Leute von gesundem Menschenverstand und geben ihr Geld nicht fürs erste beste Getränk aus.

Im allgemeinen blieb sich der Umsatz von Jahr zu Jahr ziemlich gleich und stellte in der That nur den Ertrag des Weingutes von Macharnudo bei Xeres und ein gewisses Quantum des trockneren Amontillado von den Bergen bei Montilla dar, wozu dann noch einige leichtere und billigere Sherryarten kamen, die zur Versorgung des weiteren Londoner Marktes eingekauft wurden. Niemals wurde der Versuch gemacht, den Absatz durch billigere Qualitäten auszudehnen. Die Weine von Herrn Domecqs eigenem Gewächs waren über alle Konkurrenz erhaben, und auch die auf

sein Urtheil hin gekauften brauchten sie gleichfalls nicht zu fürchten. Wie ich früher erzählte, ärgerte es meinen Vater jedesmal, wenn die erwarteten Aufträge einmal ausblieben und die geringste Gefahr zu bestehen schien, daß ein anderes Haus ihn in der Einfuhr überflügeln könne. Dennoch versuchte er es nie, ja gab es nicht einmal zu, den Betrieb der Firma derartig zu vergrößern, daß nicht Herr Domecq oder sein erster Kellermeister die Ausführung jedes Auftrags aufs genaueste überwachen konnte.

Herrn Domecqs Lebensgewohnheiten waren luxuriös, aber nicht verschwenderisch. Er lebte in Paris hauptsächlich wegen der Erziehung und gesellschaftlichen Einführung seiner Töchter. Der Gewinn aus dem Geschäft, wenn auch nicht zu vergleichen mit dem moderner Handelsmagnaten, war ausreichend, um jeder seiner fünf Töchter ein Einkommen zu sichern, das ihre Heirat in die besten französischen Kreise ermöglichte. Sie wurden alle der Reihe nach Baroninnen und Gräfinnen. Ihr Vater wählte den Baron oder Grafen für sie mit dem gleichen Verständnis, das er bei der Wahl seines Partners bewiesen hatte, und alle Ehen schlugen zum Guten aus. Elise, Comtesse des Roys, und Caroline, Fürstin Bethune, kamen mit ihren Gatten später ein paarmal zu uns, theils um London zu sehen, theils um mit meinem Vater geschäftliche Rücksprache zu nehmen: und die Art und Weise wie diese Herren, Leute von Geist und Ehre, und ihre Frauen, die doch Frauen von sanftem und lebenswürdigem Charakter

waren, — Elise in der That eine der liebenswürdigsten, die ich je habe kennen lernen — von ihren spanischen Arbeitern und französischen Pächtern sprachen, gab mir den ersten Hinweis auf die wirklichen Fehler in den sozialen Verhältnissen des heutigen Europa und führte mich zu meiner volkswirtschaftlichen Arbeit, welche die ernsteste meines Lebens wurde. Diese Leute dachten gar nicht daran, ihre Weingärtner oder Gutspächter anders anzusehen als ein notwendiges Uebel; notwendig insofern, als sie durch ihre Arbeit das Geld einbrachten, das die Herrschaften in Paris ausgaben.

Aber diese Besuche und ihre unmittelbaren Folgen fielen etwa sieben oder acht Jahre nach der Zeit, von der ich hier eigentlich erzähle, nichtsdestoweniger drängte sich mir schon damals, wenn nicht die Frage so doch das Erstaunen darüber auf, warum die anmutigen Andalusier, die ich in John Lewis' Bildern dargestellt sah, von ihrem herrlichen Lande nichts genießen sollten als den Büschel Trauben und den Knoblauch, der ihr einfaches Mahl bildet; warum ihr köstlicher Wein nicht für sie ist und noch weniger das Geld, wofür er verkauft wird. Der Wein krönte unsere Wandalfeste, das Geld schmückte unsere Wände mit Bildern und versah unsere Gärten mit Milch und Honig und gewährte überdies noch fünf vornehmen Haushaltungen in Paris die Mittel, in den Champs Elysée ein großes Haus zu führen.

Ernstlicher als bisher wurde ich nun den Unterschied

zwischen den günstigen Umständen meiner eigenen frohen Tage gewahr, im Vergleich zu der Armut und Gebundenheit meiner Vettern; die in vergeblichen Versuchen und Anstrengungen daraus zu entinnen eine arbeitsreiche Jugend verbrachten.

In kurzen Zügen will ich ihre Lebensgeschichte hier zusammenfassen.

Durch eine seltsame Laune des Schicksals hatte jede meiner Tanten einen Herrn Richardson geheiratet, und jede hinterließ vier Knaben und zwei Mädchen. Die Kinder aus Perth waren Mary und Jessie, James, John, William und Andrew; die Croydoner Basen und Vettern Margaret, Bridget, John, William, George und Charles. Von allen ist heute nur noch Vetter William aus Croydon übrig geblieben.

Den ältesten meiner Vettern von Perth, James, nahm mein Vater nach London in sein Geschäft als er ein- oder zweiundzwanzig Jahre alt war, um zu sehen, was er aus ihm machen könne; doch zeigte er, trotz eines im übrigen tadellosen Benehmens, weder Fleiß noch Eifer und schien die meiste Aufmerksamkeit seinen Hosen und Handschuhen zu widmen. Ich entsinne mich seiner in seinem kleinen Zimmer im oberen Stockwerk unseres Herne Hill-Hauses als eines freundlichen, sanften, hochgewachsenen jungen Mannes. Er wurde bald leidend und starb rasch dahin.

Nicht lange danach starb auch sein jüngster Bruder Andreas. Er war der wenigst begabte von allen Brüdern, obgleich er dafür auch weniger Torheiten

im Kopf hatte als die andern. Nachdem er in Schottland unter einem guten Meister sich in der Landwirtschaft ausgebildet hatte, ging er nach Australien, um dort seine Kunst zu probieren; aber nach kurzem Ringen mit der australischen Erde überwältigte sie ihn und er wurde zur ewigen Ruhe darein gebettet.

Der zweite Bruder, John, der nunmehr als Haupt der Familie zurückblieb, war ein unterseßter, stumpfnasiger, gutmütiger Tropf mit roter Gesichtsfarbe und glänzenden Augen. Bei aller Einfalt legte er eine gewisse Bauernpffiffigkeit an den Tag. Zuerst versuchte er das Geschäft seines Vaters weiterzuführen; als er damit kein Glück hatte, machte ihn mein Vater zu seinem Agenten in Glasgow. Das blieb er einige dreißig Jahre, so gut es gehen wollte, lebte von der Hand in den Mund, ein steter Kummer für meinen Vater, umsomehr, als er in manchen anderen Stücken seiner Mutter so ähnlich war. Er war ein ausgezeichnete Schach- und Kartenspieler, der es auch im Geschäft liebte, mit seinen Kunden allerhand Kunststückchen zu machen, indem er sie übervorteilte, als wenn jedes Duzend Flaschen Wein eine Handvoll Karten gewesen wäre. Gutmütig, wie ich schon sagte, und im Grunde seines Herzens rechtschaffen, ließ er sich nicht einfallen, den Wein zu verfälschen; doch suchte er im Handel immer kleine Vorteile dadurch zu erlangen, daß er den Käufer für sein gutes Geld den schlechtesten Wein wählen ließ und dergleichen. Auch aus meinem Vater versuchte er auf die gleiche Weise soviel als möglich

herauszuschlagen, war aber im übrigen anhänglich und dankbar, ließ alles gehen, wie es wollte und war bis zuletzt eine Plage, aber doch immer ein Nefte.

Wilhelm, der dritte Bruder, hatte alle Fehler von John, aber größere Fähigkeiten und vor allem Entschlossenheit und Ausdauer, die sich nicht mit kleinen oder augenblicklichen Erfolgen begnügten, sondern zu einer ehrgeizigen Beharrlichkeit hindrängten.

Er wurde ein fleißiger, scharfsinniger Mediziner, besuchte in London die Hospitäler und nachdem er sein Examen bestanden hatte, richtete mein Vater ihm ein kleines Sprechzimmer am Baywater Road ein, wo er, ohne eine ältere Praxis zu kaufen, wie ein Zigeuner am Wege hauste und hauptsächlich unter den Armen praktizierte. Die ersten zwei Jahre hätte er nicht davon leben können, wenn nicht Denmark Hill zuweilen Schweinefleisch und Äpfel geliefert hätte; aber sein gewissenhaftes Aushalten lohnte sich reichlich durch wachsende Erfahrung und Einsicht. Nach ein paar Jahren promovierte er und wurde ein sehr guter Arzt — und war der beste Schachspieler, den ich je kannte.

Zehntes Kapitel.

Croßmount.

Meine treuesten Leser werden vielleicht erstaunt und enttäuscht sein, daß ich nicht mehr über die Unterhaltung mitgeteilt habe, welche bei den oben beschriebenen Bandalenschmäusen allezeit herzlich, und wenn Georg Richmond anwesend war, mehr als glänzend dahinsprudelte. Doch fürchte ich, bei einer umständlich erzählenden Wiedergabe gehe Kraft und Saft verloren, da man den Ausdruck des Sprechers doch nicht reden lassen kann. An unmittelbarem, greifbarem Nutzen zog ich ohnehin aus der ganzen Unterhaltung nur wenig. Turner sprach ein für allemal nicht über Kunst und jeder von uns wußte, daß wir in dieser Richtung keine Fragen an ihn stellen sollten; was hingegen einer der andern Maler darüber hervorbrachte, war mir verdächtig, weil ich jeden auf sein spezielles Gebiet beschränkt und damit außer Stande sah, mir auf dem meinigen behilflich zu sein.

Zweierlei war's, was mir besonders am Herzen

lag, als ich, mit jedem Tag höher entflammt, am zweiten Bande der „Modern Painters“ schrieb. Erstens, mir selbst und anderen die Art von Schönheit klar zu machen, die ich in aller glücklich zur Entwicklung gelangten Lebenskraft in der organischen Welt erkannte; und zweitens die Bedeutung zweier Kunstschulen anschaulich zu machen, welche dem britischen Publikum bis dahin unbekannt waren, derjenigen von Fra Angelico in Florenz und von Tintoretto in Venedig.

Ich habe kein Urtheil darüber, wie weit mein Buch dieser Absicht genügt. Gewöhnlich wird es nur um einiger schöner Stellen willen gelesen, ohne daß die darin ausgedrückte Schönheitstheorie je eingehende Beachtung fand; mein Lob Tintoretts hat nicht den Erfolg gehabt, die Erwerbung irgend eines guten Beispiels seiner Kunst seitens der Nationalgalerie herbeizuführen. Doch schmeichle ich mir mit dem Gedanken, daß ich einen wirksamen Anteil an der Bewegung hatte, die zur Gründung der Arundel-Gesellschaft in Italien führte, und nicht minder daran, daß die Nationalsammlung jetzt eine wertvolle Serie religiöser Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert besitzt.

Der Stil meines Buches lehnte sich an ein neues Muster, das Osborne Gordon mir empfohlen hatte. Ich war alt genug geworden, um zu merken, daß weder Johnsons elegante Glätte noch Byrons Alliterationen die höchsten Tugenden der englischen Prosa sein konnten; so las ich denn auf Gordons Rat, so-

wohl um ihres Inhalts wie der Schreibweise willen, Richard Hookers „Ecclesiastical Polity“. Ich neigte stets dazu, in meinem Stil das Buch nachzuahmen, das ich zuletzt mit Begeisterung gelesen hatte, auch schien mir Hookers Englisch das geeignetste Vorbild zu sein, wo es auf klare Beweisführung ankam. So machte ich mich daran, jedem Satz soviel Gedankeninhalt aufzupacken als er tragen konnte und die Worte mit äußerster Genauigkeit zu wählen.

Als ich den letzten Satz des zweiten Bandes geschrieben hatte, war ich zum erstenmal in meinem Leben wirklich müde. Wenn ich in Oxford zu lange hinter der Arbeit saß, wurde ich wohl stumpfsinnig und schläfrig, jedoch nicht eigentlich müde; jetzt aber hatte ich das Gefühl, daß mein Kopf nichts mehr leisten konnte und nachdem der letzte Korrekturbogen an den Drucker gesendet war, fand ich mich erleichtert und froh an Bord eines kleinen Dampfers und sah den Bug die grünen Wogen zwischen Dover und Calais durchschneiden. Welch unermessliches Vergnügen, wieder Zeit zu haben, ins Meer zu blicken, mit dem Bewußtsein, zum Frühstück in Calais zu sein und morgen im Wagen dem Mont Blanc entgegenzufahren! Es ist eine der wenigen Freuden, die mir als völlig ungetrübt im Gedächtnis blieben. Wenn ich eine Zeichnung von Turner erhielt, habe ich immer eine zweite gewünscht, aber niemals ist mir der Wunsch gekommen, gleichzeitig in mehr als einem Schiffe zu fahren.

Da mein zweiter Band sehr zur Zufriedenheit

meiner Eltern ausgefallen war, hatten wir beschlossen, daß sie diesen Sommer mit mir alle Orte und Kunstwerke ansehen sollten, von denen in meinem Buche die Rede war; den Campo Santo, Sa. Maria della Spina und St. Rochus' Schule.

Zwar ermattet, war ich doch in völlig guter Gesundheit und voll stolzer Hoffnung; auch die Eltern waren, jedes in seiner Weise, glücklich und vergnügt.

Calais trägt eigentlich mehr den flämischen Charakter als den französischen; es hat keine Holzhäuser, wie sie für das französische Bürgerhaus eigentümlich sind, sondern nur Backsteinhäuser, deren meiste noch die ursprünglichen hübschen Treppengiebel haben. Im Gegensatz zu den französischen Dächern, die meist mit Schiefer gedeckt sind, herrscht hier das Ziegeldach vor. Das französische Haus pflegt auch keine hohen Giebel zu haben, sondern statt dessen stattliche, die Front überragende Dachfenster; wo immer sie in Gruppen beisammen stehen, umgibt sie ein deutlicher Zug von Stolz. Das arme, kleine Calais jedoch hat nichts, worauf es stolz sein kann, dafür scheint es aber in seiner bescheidenen Art völlig selbstzufrieden mit der Würde seiner starken Wälle und der Tore, die durch Zugbrücken gesperrt werden können; stolz mit noch größerem Rechte, als auf seine Würde, auf die, dem allgemeinen Wohle und Nutzen dienenden, weit in die See hinausgebauten Wellenbrecher und den Hafendamm.

Nach unserem gewöhnlichen Aufenthalt in Champagnole, fuhren wir über den Mont Genis nach Turin, Verona und Venedig, wo ich meinem Vater alsbald meine neuen Entdeckungen in der Architektur und Malerei zu zeigen begann. Doch begann sogleich auch eine Verschiedenheit merklich zu werden, mit der ich nicht gerechnet hatte. Hier bemerkte ich zum erstenmal, daß mein Vater älter war als ich und sich durch seine Begeisterung nicht so ohne weiteres aus seinen geruhigen Wegen drängen ließ. Wir waren völlig gleicher Meinung über die reichgemeißelten Portale in Abbeville und die lebenatmenden Bildnisse Van Dycks; als er sich aber aufgefordert sah, flache, wie eine amerikanische Flagge gestreifte Mauern zu bewundern und schlitzäugige Heilige, die den Figuren auf chinesischen Tassen glichen, verhielt er sich ablehnend. Ferner konnte sich mein Vater trotz all meiner glänzenden Schriftstellerkunst in den „Modern Painters“ nicht damit ausöhnen, daß ich die Dichtkunst so völlig abgeschworen hatte; überdies beklagte er, zugleich im Gefühl des Verlustes, den er selbst dadurch erlitt, meine neue Gewohnheit, statt der früheren Zeichnungen in Prouts und Roberts' Art, nun allerlei Einzelheiten und Fragmente in mein Taschenbuch zu zeichnen. Doch blieb ich umso beharrlicher bei meiner Meinung, als Alle seine Ansicht unterstützten und wurde von Tag zu Tag sicherer, daß alle anderen Unrecht hatten.

Hier bitte ich meine Leser, mich recht zu verstehen:

mein stets wachsendes Selbstbewußtsein hatte seinen Grund nicht in Eitelkeit, sondern in dem bedrückenden Gewahrwerden, wie viele Leute ihre Fähigkeiten nicht zur Geltung brachten. Eitelkeit würde mich dazu geführt haben, beim Schreiben und Malen das beizubehalten, wobei ich ihres Lobes sicher war. Ich hatte damals beim Lernen und Lehren nur die eine Absicht, mit der Wahrheit, die ich erkannt, anderen zu dienen und dachte noch nicht daran, persönlichen Ruhm damit zu ernten; inzwischen freilich bin ich für Ruhm nicht so unempfänglich geblieben.

Die Presurteile über meinen zweiten Band waren zum Teil zurückhaltend, zum Teil anerkennend und soweit ich mich entsinne, keines abfällig. Meine Freunde nahmen viel liebenswürdigen Anteil daran, und die Schätzung, die mir in dem alten litterarischen Kreise Scotts und John Murrays zu teil wurde, fand ihren Ausdruck in einer Aufforderung Lockharts im Laufe des Winters ein Referat über Lord Lindsay in die „Quarterly Review“ zu schreiben. Ich trug einiges Bedenken es zu tun, da mir nicht unbekannt war, daß der Lord mehr über italienische Malerei wußte als ich; doch dachte ich schließlich, daß kein anderer zu dieser Arbeit geeigneter sei, als ich selbst, und überdies trieb mich noch ein weiterer Grund, ein Grund von unwiderstehlicher Kraft.

Die kleine Charlotte mit der hohen Stirn war inzwischen zu einer schottischen Fee herangewachsen, zu

einer weißen Dame und Zauberin verhängnisvollster Art, welche soeben aus dem Sturzbach in Rhymers Glen hervorgestiegen zu sein schien, nur in begünstigten Augenblicken im Mondlicht sichtbar. Ich jedoch sah sie manchmal beim trüben Scheine des gewöhnlichen Lampenlichts bei Lady Davy, der Witwe Sir Humphreys, deren Empfangsabende in der Parkstraße unter anderen die Leute aus der literarischen und wissenschaftlichen Welt zu versammeln pflegten, welche ehemals Scotts Kreis in Abbotsford angehört hatten. Es gelang mir nie, mit Charlotte Lockhart in ein erfreuliches Gespräch zu kommen, und so ging ich hinweg und reiste nach Cumberland, um mich — nach meiner alten Klugheit — ihr dadurch zu empfehlen, daß ich einen Aufsatz in die Zeitschrift ihres Vaters schrieb.

Den Vorfrühling des Jahres 1847 ging ich nach Ambleside, das damals noch ein Dorf mit ländlichem Wirtshause war. Dort verfiel ich, sei es nun infolge des gebackenen Salmen, den ich zum Frühstück bekam, sei es infolge gar zu tiefen Nachdenkens über die himmlische Hierarchie, in einen so kleinmütig verzagten Zustand, wie er mir zuvor kaum bekannt war und erst vierzehn Jahre später wieder bekannt wurde. Den ganzen Vormittag brachte ich damit hin, in heißem Bemühen schöne Satzgefüge aufzubauen und abzuwägen, und als ich nachmittags im Boote auf dem Windermere herumfuhr, schien mir das Wasser ringsum bleiern und die Berge unbedeutend. Und nachdem Lockhart mein sorgsam ausgearbeitetes Manuskript glücklich in Händen hatte,

verlangte er von mir, ich solle die besten Stellen darin streichen (gerade wie es mir vormals mit meinem Preisgedicht gegangen war). In beiden Fällen ließ ich mir meine Federn geduldig ausrupfen; als er aber obendrein noch das Ansinnen an mich stellte einen Satz zu unterdrücken, der sich in gerechtem Tadel gegen die Darstellung der St. Michele-Kirche in Lucca wendete, welche Gally Knight offenbar „aus dem Kopf“ gemacht hatte, — einfach weil dieser Herr ein Schützling der Zeitschrift sei, war ich sehr verstimmt. Dieser Einblick in die Künste des Buchhandels und der Kritik machte mich gegen beide mißtrauisch, und da ich auch kein Wort darüber hörte, daß Charlotte an meiner Arbeit das geringste Interesse genommen, war mein Gemüths- und Körperzustand bei meiner Rückkehr nach London derart, daß meine Eltern es für das Beste hielten, wenn ich wieder zur Kur nach Seamington ginge.

Auch mir schien es so und ich trat meinen Bußgang zu Dr. Jephson wieder an, der mir alsbald den gebakenen Salmen verbot. Wie ehemals mußte ich mich wieder an die Mineralquellen halten und bedächtig spazieren gehen.

Zufällig traf ich dort mit dem Sohne einer alten Freundin meines Vaters, Frau Farquharson, zusammen, der gleichfalls bei Jephson in Behandlung war. Obgleich erst zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt, erschien er mir doch immer älter als ich, da er bereits Stellung und Einfluß im Kreise von Berth hatte. Einige Jahre

zuvor war er durch Erbschaft in den Besitz eines ausgedehnten Hochlandgutes gekommen, dessen Uebernahme ihm die Verpflichtung auferlegte, seinen Namen in Macdonald zu ändern. Seine übrigen Besitzungen waren damals St. Martin bei Perth, wo seine Mutter lebte, Schloß Kossie, oberhalb Montrose, dann noch ein anderes Schloß, dessen Name mir entfiel, südlich vom Scheshallien, und schließlich das Jagdschloß Troßmount an dessen Fuße. Der junge Macdonald hatte uns mit seiner Mutter ein paarmal auf dem Dänemarkhügel aufgesucht, und, vielleicht theils auf Anstiften seiner Mutter, theils — ich weiß nicht warum, eine aufrichtige Neigung zu mir gefaßt, die ich nur mit überraschter Dankbarkeit erwidern konnte. Er war ein schlanker, dunkler Hochländer mit einem finstern Zug im Gesichte, solange er ruhig war; doch hatte er für seine Freunde ein so gewinnendes Lächeln, wie ich es nur noch bei einem Freunde meiner späteren Jahre wiedergefunden habe, von dem ich ein andermal erzählen will.

Dem aufmerksamen Leser ist es vielleicht befremdend aufgefallen, daß ich in bezug auf meine Gefährten, weder im College noch zu Hause, von „Freundschaft“ gesprochen habe. Ich bin mir über die eigentlichen Merkmale einer vorbildlichen oder poetischen Freundschaft nicht ganz klar. Wohl kann ich ausgesprochene Zuneigung empfinden für Dertlichkeiten, Bilder, Hunde, Katzen und Mädchen, auch danke ich dem Himmel, daß

ich viele treue Freunde gehabt, die mir unendlich viel halfen und Gutes erzeigten, und hoffe auch ihnen nicht ganz unnütz gewesen zu sein; doch konnte ich auf keinen George Herberts Aufforderung anwenden: „Deinen Freund nimm in deinen Busen, laß seine Augen dir ins Herz dringen, damit er sieht was darinnen ist; wenn die Gelegenheit es verlangt, sei Du sein Opfer“, u. s. w. Ohne mich für besonders schlecht zu halten, fand ich doch in meinem Herzen nichts, das mir für einen anderen des Sehens wert schien, auch muß ich bekennen, daß ich selbst keine Neugier empfand in die Herzen anderer zu schauen. Ich hatte nicht das Bewußtsein ihnen Opfer zu bringen, noch im mindesten den Wunsch, sie mir zuliebe andere Großtaten vollbringen zu sehen, als die Kunststückchen, die sie am liebsten vorführten: so wurde mir später Dawtrey Drewitt lieb, weil er auf dem Kopf stehen und Schlangen beim Schwanz fangen konnte, Gershom Collingwood weil er französische Lieder über das irdische Paradies singen, und Alice Wedderburn weil er, als vortrefflicher Schwimmer, für mich ins Wasser ging und Wasserlilien holte. Ich selbst erwartete nie, ein Gegenstand freundlicher Liebe zu sein und erwartete von meinen Freunden höchstens, daß sie meine Bücher gerne lesen sollten; doch wenn ich heute zurückblicke, will's mir scheinen, als ob sie mich ebenso geliebt hätten oder liebten, wenn ich nie eines geschrieben hätte.

Der erste meines Liebes-Heerbannes, William Mac-

donald, ließ sich von mir versprechen, in diesem Herbst zu ihm auf sein Jagdhaus Großmount zu kommen, wo es seine Christenpflicht von ihm verlangte, dem edlen Waidwerk obzuliegen.

Ich fuhr über Dunbar nach Schottland und ging nachdenklich über Killiecrankie zu dem Kieferngehölz hinauf, welches das Haus meines Freundes vor den wilden Winden schützte.

Nachdem ich einmal mit ihm und seinen Jagdhütern den Scheshallen hinauf gestiegen war und an einer Jagd teilgenommen hatte mit soviel Vergnügen, als ich bei dem flüglischen Wimmern und Schreien von siebzig oder achtzig grauen Hasen finden konnte, die in Säcken heruntergebracht und den armen Pächtern überlassen wurden, kam ich zu dem Schluß, daß es besser sei, wenn die arme Pächterschaft die Erlaubnis hätte, sich ihre Hasen auf eigene Hand zu holen. Ich verschwor alle weiteren vornehmen Vergnügungen und setzte mich statt dessen, wenn die Tage schön waren, an die mühsame Wiedergabe eines Distelfeldes, das auf einer sumpffreien Stelle des Tummelufers üppig aufgeschossen war.

Für mich war das Distelfeld von Großmount wie das Erbteil eines Amethystschazes; die Stunden, die ich dort arbeitete gehören zu den wenigen in meinem Leben, deren ich mich mit vollkommener Heiterkeit erinnere in dem sicheren Bewußtsein, daß ich sie nicht besser hätte anwenden können. Dort hatte ich in der That gescheite Gedanken, — obgleich ich mich damit

selbst lobe — zu viele, um sie hier nieder zu schreiben, und einen gesunden Schlaf trotz der Eulen, die in Scharen das Kieferngehölz am Tummelufer bewohnten.

Die Hälfte meiner Fähigkeit, über alles was sich auf Kunst bezieht Klarheit zu erlangen, erwarb ich durch meine Gewohnheit die Dinge mit den eigenen Händen zu tun, bis ich ihre Schwierigkeiten kannte; und obgleich ich es nicht darauf ablegte, die Geschicklichkeit bis zur Kunstfertigkeit zu steigern, so erkannte ich doch in jedem einzelnen Falle worauf es ankommt. Deshalb setzte ich mich auch, als ich zu Oxford den Bau eines Weges leitete zu einem Steinklopfer mit Drahtmaske an die Londoner Landstraße und klopfte Steine mit ihm, bis ich wußte, wie ich meine Schüler anweisen mußte, damit sie die Hämmer nicht durch ihr Ungestüm entzwei brechen möchten. Ein irischer Gassenfeger unterwies mich in seiner Kunst so gut er konnte, doch war ich darin beinahe so bewandert wie er selbst, aus der Zeit, da ich in unserem Garten den Besen geschwungen hatte. Ich arbeitete bei einem Schreiner, bis ich einen zwei Meter langen Hobelspahn glatt abhobeln konnte, und arbeitete auch zur genüge mit herrlicher grüner Tünche, um die Ueberlegenheit des Anstreichermeisters zu erkennen, wo es galt den großen stumpfen Pinsel anzuwenden. Die allerfröhlichste Erinnerung an Handarbeit solcher Art heftet sich an das alte Wirtshaus zu Samoens. Meine Mutter fand, daß die Steintreppe seit dem vergangenen Jahr unerträglich schmutzig ge-

worden sei, und da niemand im Hause daran zu denken schien, sie zu scheuern, holte ich selbst die nötige Anzahl Eimer voll Wasser aus dem Hofe und ließ sie in herrlichem Versailler Wasserspiel die fünfzehn bis zwanzig Stufen der großen Treppe hinabstürzen, indem ich die Staffeln mit dem stärksten Besen, den ich aufreiben konnte, bis in die Ecken hinein säuberte. Es war eine ganz vergnügliche Arbeit, das reine Wasser über die Treppe zu schütten und den Schmutz von einer Stufe zur anderen hinunterzutreiben.

Ich muß noch einmal flüchtig auf das Kieferngehölz und die Eulen von Großmount zurückkommen, weil mir der Eulenschrei immer Unglück prophezeit hat, was aufgeklärte Leute auch dagegen sagen mögen: und wenn mir, wie ich erzählte, auf jenem Distelfelde auch neue Weisheit aufgegangen ist, so schloß die schottische Athene mir gegenüber doch ihr Visir. Ihre Ungunst wurde mir in dieser Zeit fühlbar durch den Verlust Miß Lockharts, die ich auf einer Gesellschaft bei Lady Davy zum letzten Male traf. Ich führte sie zu Tische, mußte aber bemerken, daß sie auf keines meiner Worte achtete; und da Gladstone auf ihrer anderen Seite saß, verlor ich die kostbaren Minuten, indem ich über sie hinweg mit ihm über neapolitanische Gefängnisse disputierte. Er wollte nicht einsehen, daß die wirklichen Gefangenen die Leute außerhalb sind.

Zu Hause nahmen meine Arbeiten ungestört ihren Fortgang und halfen mir die Enttäuschungen des

äußeren Lebens lindern. Die Bewunderung des Baumwuchses, die Fontainebleau mich gelehrt hatte, führte mich zu einer sorgfältigen Unterscheidung der verschiedenen Arten, und während mein Vater wie früher nach dem Frühstück meiner Mutter und mir eine halbe Stunde lang vorlas, hatte ich einen frischgeschnittenen Baumzweig vor mir, nach welchem ich eine Studie ihres charakteristischen Wachstums, sowie eines einzelnen Blattes in natürlicher Größe in sorgfamer Umrißzeichnung anfertigte. An schönen Tagen legte ich mich in eine Wiese und zeichnete die Grashalme und dazwischen die kleinen Stauden von Butterblumen und Habichtskraut, bis jeder Quadratfuß Wiese mir ein Bild von unendlicher Reichhaltigkeit und ein beglückender Besitz für mich wurde. Die natürliche Anmut in der Anordnung der einzelnen Pflanzen und Blätter wurde für mich der Gegenstand tieferen Interesses, als die Komposition irgend eines Meisterwerkes der Kunst. Meine Liebe zu vielgestaltiger, bunter Fülle, von der ich schon sagte, sie habe mich das Flamboyant reinerer Baukunst vorziehen lassen, fand hier freudiges Genügen, indem ich mich in das unablässige Wirken der allmächtigen Güte versenkte, welche die Erde mit diesem nahrungsspendenden Gewande bekleidet, und mit jedem neuen Tage sah ich mit größerem Entzücken in das Gewölbe und die strahlenden Glasgemälde des Morgenhimmels.

Blumen, wie alles Liebliche in der sichtbaren Welt kann man weder mit Vergrößerungsgläsern noch

Brillen, sondern nur mit den Augen sehen, die uns Gott gegeben hat. Jene sind für die Neugierigen und Alten, Stelzen und Krücken für Leute, die durch den Sumpf gehen wollen oder nicht anders vorwärts kommen, als auf drei Beinen. Ist Körper und Gemüt gesund, dann sollen die Menschen mit eigenen Augen sehen, ohne Posaunen sprechen, ohne Hörrohr hören, zu Fuße gehen statt sich Rädern anzuvertrauen, arbeiten und Krieg führen mit der Kraft der eigenen Arme, statt mit Maschinen und Feuerwaffen, mit denen man auf einen Schuß zwanzig Menschen töten kann, ohne sie nur zu sehen. Wahrlich mag der Gebrauch der großen mechanischen Kräfte manchmal mit dem Gebrauch unserer eigenen vereinbar sein; aber die Benützung von Instrumenten, die unsere Sehkraft erhöhen, beraubt uns notwendigerweise der besten Freuden unseres Schauens. Eine Blume sollte man ansehen wie sie wächst, auf dem Boden in dem sie wurzelt, in ihrer Beziehung zur Luft und zum Tau; man muß ihre Blätter betrachten, wie sie sich im Sonnenschein entfalten, ihre Farben, wie sie die Felder umsäumen und im Walde glühen.

Man mag sie zergliedern und vergrößern so viel man will, schließlich ergibt sich aus all dem nichts, als daß Eichen, Rosen und Maßliebchen aus Fasern und Bläschen bestehen und diese wiederum aus Kohlenstoff und Wasser: — und doch, trotz allem Forschen und Prüfen, weiß niemand wie.

Elftes Kapitel.

Das Hotel zum Mont Blanc.

Das kleine Wirtshaus in Samoens, in welchem ich meiner Mutter zuliebe die Treppe scheuerte, lag dicht hinter jener Häusergruppe, von der ich eine sorgfältig gemalte Skizze an Frau John Simon schenkte, der vertrautesten Freundin meiner Mutter in ihren alten Tagen. Sie sowohl wie ihr Gatte liebten Savoyen fast noch mehr als ich selbst, zeigten sich Joseph Couttet gegenüber freundlich bis zu seinem Tode und ebenso sind sie es stets zu seiner Tochter Judith gewesen.

Dies Gasthaus in Samoens jedoch war ein zu ungünstiger Vertreter der Dinge, die man in meiner guten alten Zeit nachsichtig hinnehmen mußte, aber umso lieber hinnahm, als es in Savoyen war. Ein besseres Bild des Gasthauses, in welchem man sich für einige Zeit einnistete, bot das Hotel zum Mont Blanc in St. Martin; für mich wenigstens war es von allen Gasthöfen, in denen ich je gewohnt, der

ereignisreichste und durch das, was mir darin begegnete, vom Schicksal am meisten geheiligte. Wo ich mit seiner Beschreibung anfangen, wo aufhören soll, weiß ich nicht, doch finde ich in meinem Tagebuch drei aufeinander folgende Aufzeichnungen, die mich dabei ein kleines Stück Weges führen mögen:

„St. Martin, 11. Juli abends: Welch ein seltsamer Kontrast besteht zwischen diesen unteren Tälern mit ihrem üppigen Bodenreichtum, untermischt mit zerstreuten Anzeichen von Verwüstung und Krankheit, mit ihren wildwehenden Mittagswinden, unter deren Vorüberziehen die Blätter erbeben, mit den jähren Stürmen, die sich an den schroffen Felsenmauern brechen — und dem saftigen Weidegrün, den glänzenden Schneezacken und den Wolkenschäfchen von Chamonix. Es kann wohl nichts herrlicheres geben als dieses weite Tal hier, mit den ebenen Kornfeldern, die zum Teil geschnitten als ein warmer gelber Teppich die Erde bedecken, zum Teil mit goldenen Garben beladen sind, darüber die braun und weißen Hütten, umrahmt vom fatten Grün der Reben und Maisfelder.“

„13. Juli: Ich machte in der letzten Nacht mit meinem Vater einen Spaziergang hinauf zu den weinumrankten Häusern unterhalb der Aiguille de Barenz.“

„Samoens, 15. Juli: Gestern hatten wir mit dem Wagen eine Fahrt über steinigen Weg und heute früh machten wir einen heißen Spaziergang über Land von hier nach Sixt. Als ich durch die Korn-

felder schritt, fand ich mich erfreulich an Leamington erinnert."

"Wir" schließt in dieser Eintragung nur meine Eltern und mich ein, denn die arme Mary war nicht mehr bei uns. Sie hatte sich verheiratet, wie es die Mädchen nun einmal machen, so glücklich sie auch zu Hause oder auf Reisen bei ihren eigenen Leuten sein könnten.

Mary war ihrer Tante und ihrem Onkel in herzlicher Liebe zugetan und traurig sie zu verlassen. Dennoch ging's natürlich nicht anders, sie mußte heiraten und zwar ihren Schwager, einen gutmütigen, stillen Londoner Advokaten, und steckte nun tief in Haushaltsgeschäften in einer dumpfen Londoner Straße. Wie lustig hätte sie mir neulich beim Treppenscheuern helfen, wie glücklich in diesen Kornfeldern mit mir blaue Blumen pflücken können!

Die Bemerkung über den Mittagswind bezieht sich auf Witterungsverhältnisse, die den großen Tälern nördlich der Haupt-Alpenkette eigentümlich sind, und diese von denen auf der italienischen Seite merkwürdig unterscheidet. Diese nördlichen Täler sind hauptsächlich die vier folgenden: Das Rheintal (Graubünden), das Reustal (Uri), das Rhonetal (Wallis) und das Urvetal (Faucigny); in allen wird die drückend lastende Hitze schöner Sommertage gegen Mittag oder etwas später durch einen ungestüm durchs Tal brausenden Wind versencht. Der täglich wiederkehrende,

den Staub aufwirbelnde Sturm läßt die Bäume nicht zu schöner Entfaltung kommen; die Aeste werden täglich gemartert und zerbogen, die Blätter wirbelnd um die Stiele gedreht, so daß ihre beste Lebenskraft dadurch erschöpft wird.

Seltamerweise, und soviel ich weiß, ohne daß ein Gelehrter darauf hingewiesen hätte, ist die Mehrzahl der italienischen Täler von dieser unheilbringenden Naturerscheinung verschont. Zwar bin ich weder im Tal von Aosta noch im Veltlin gewesen und habe mich auch nie im oberen Etschtal aufgehalten; jedoch in den Tälern von Auzasca und Formazza so wenig, als in denen von Isella oder südlich vom St. Gotthard fand ich Spuren so bössartiger Winde, wie jener im Norden, der eine sommerliche Form der Bise sein mag. Durch ganz Savoyen erhebt er sich an den schönsten Frühlingstagen pünktlich gegen Mittag.

Mag es nun sein wie's will, für die Gegend um die beiden Dörfer, welche nach Osten und Westen die Mont Blanc-Kette abschließen, — ich meine Sallenches und Martigny, wo ich viele der nützlichsten Tage meines Lebens verbrachte, — hat dieser Mittagswind im Verein mit Ueberschwemmungen den hervorragendsten Anteil an der Ausbildung des ganzen landschaftlichen Charakters und des Naturells der Bewohner. So viele Cretins auch unter diesen sein mögen, so hat der Savoyarde und Walliser seinen kraftvollen Charakter und seine körperliche Schönheit überall bewahrt, wo schädliche Lebensbedingungen sie nicht unmöglich machen.

Ich hätte mich immer gern dort angesiedelt und habe wiederholt in Unterhandlung gestanden, um Ländereien in der Nähe der Mont Blanc-Kette zu erwerben. Wirklich habe ich auch ein Stück Wiese oberhalb der Chalets von Blaitière bei Chamonix gekauft, gab es jedoch wieder ab, als ich sah wie sehr es dem Thal zum Schaden gereichte, daß es zum Stellbichlein für Touristen wurde. Danach wollte ich von der Gemeinde Bonneville die Spitze des Brezon abkaufen, doch wurde nichts aus dem Handel, da es den Gemeinderäten unerfindlich war, warum jemand ein Stück unfruchtbaren Felsens sollte kaufen wollen; sie dachten nicht anders, als daß ich eine Goldmine oder ein Kohlenlager darin entdeckt hätte und trieben deshalb den Preis so hoch, daß ich ihnen den Berg ließ.

Später fühlte ich mich versucht ein großes Schloß aus dem vierzehnten Jahrhundert zu kaufen. Quadratisch angelegt, mit Mauern von sechs Fuß Dicke und vier Rundtürmen mit kegelförmigen Dächern an den Ecken, stand es auf dem westlichen Ufer der Arve, unterhalb La Roche. Aber diese Ritterburg war viele Jahre lang von dem Bauern, dem sie gehörte, als Vorratshaus für sein Obst benutzt worden, und die drei Stockwerke, die man nur auf Leitern durch Falltüren erreichen konnte, waren so völlig vom Saft und Geruch faulender Äpfel und Pflaumen durchdrungen, daß man nichts besseres hätte tun können um die Räume wieder bewohnbar zu machen, als das Ganze anzuzünden und das Holzwerk ausbrennen zu lassen.

So schlug ich mir diese düstere Herrlichkeit aus dem Sinn und trat dem Gedanken mich anzukaufen nicht mehr nahe bis 1870, als ich ein Gehöft, 700 Meter über Martigny, im Handel hatte; diesmal wurden meine Pläne durch meine Erkrankung in Matlock und das nachfolgende Leiden durchkreuzt und beendet.

Gegen Mitte Mai traf Richard Fall mit mir in Chambery zusammen und zur Entschädigung für die Tour, die wir damals in Wales aufgeben mußten (wie ich im Anfang des vierten Kapitels erzählte) ging ich mit ihm über Bevey nach Chamonix. Der Schnee lag noch bis ins Tal herunter und war hart gefroren. Der Pfad auf den Montanvert war noch gänzlich versteckt und die unbewaldeten Abhänge waren über Wege und Stege hinweg gleichmäßig zehn bis zwanzig Fuß tief verschneit.

Couttet und ich führten Richard bis zur Schutzhütte auf dem Montanvert, wobei die Erinnerung an unsere ausgedehnten Winterspaziergänge bei Herne Hill sich freundlich mit dem wolkenlosen Glanz des Mer de glace mischte.

Es war unser letzter gemeinsamer Spaziergang. Zwar starb Richard nicht wie Charles, sondern betätigte sich weiter erfolgreich an der Börse, heiratete eine hübsche kleine Frau, wurde mit der Zeit reich und teilte die nationalökonomischen Grundsätze der Reichen; kaufte schlechte Drucke von Seestücken, auf denen kleine Boote in grünen Wellen schwammen, und

allmählich gaben wir uns gegenseitig auf, nicht ohne die besten Wünsche von beiden Seiten. Da Richard nun keine Winterspaziergänge mehr machte, wurde er als er über fünfzig Jahre alt war zu corpulent und starb, für seine Schwester und mich gleich unerwartet. Der Verlust des Bruders brach ihr das Herz und bald darauf verschied auch sie.

Die fünfundvierzig oder fünfzig Jahre ihres Lebens war Elise Fall (wäre sie anstatt dessen Elisabeth genannt worden, so hätte ich sie nur umso lieber gehabt) ihrem Bruder und mir allezeit mit wahrer Dienstbereitschaft und treuem Rat entgegengekommen und sorgte für uns beide viel mehr als wir nur gewahr wurden; für meine Mutter war sie eine anhängliche, stets gern gesehene Besucherin. Sie war von jeher begabt, besaß eine liebenswürdige Einbildungskraft und gesunde poetische Anlagen. Sie schrieb weit bessere Verse als ich und hatte ein ganz leidliches Talent zum Zeichnen, hatte jedoch auch mancherlei grillige Eigenheiten, die sie in späteren Jahren zu einer typischen alten Jungfer werden ließen. Trotzdem sie keine unfreundliche Strenge an den Tag legte, war sie doch, glaube ich, im Herzen gut puritanisch, denn man hörte selten daß sie ins Theater, zu einer Theegesellschaft oder zu einem Cricketspiel gegangen sei, — wenn es überhaupt je vorkam. In Weihnachtsaufführungen dagegen war sie groß und stets bereit jede Rolle dabei zu übernehmen, und zu ihrer und anderer Freude war sie eine Mei-

sterin im Rätzellöfen. Als ihr Bruder heiratete fühlte sie sich in ihrem alten Hause und der Stellung, die sie darin einnahm, schmerzlich vereinsamt und verlebte ihre Sommer meist auf Reisen in Begleitung einer anderen alten Jungfer. Richard gründete sein Hauswesen in Clapham Park, während Elise noch einige Zeit in der Wohnung blieb, wo sie ihre Kindheit verlebt hatte; dann lief der Mietsvertrag ab, und sie erneuerte ihn nicht.

Als ich auf dem Zaman Richards Hand drückte, wo unsere Wege sich trennten, denn er ging ins Simmental hinab und ich nach Beven, dachte ich wenig daran, daß unser kameradschaftliches Wandern nun zu Ende sei. Meine Eltern erwarteten mich in Genf und nach kurzem Aufenthalt brachen wir nach St. Martin auf.

Etwa fünf Meilen südlich von Genf erreichte man auf dem Wege nach Chamoni das sandige Plateau bei Annemasse, wo die Pässe nachgesehen wurden und man dadurch eine Viertelstunde Zeit verlor.

Von der Straße des zerstreut liegenden Ortes sieht man über die sanften Hügel der näheren Umgebung und die blaue Ebene in der Ferne schroffe Bergmassen emporragen, zu ihren Füßen das freundlich besiedelte, jedoch selten von Reisenden besuchte Gebiet zwischen dem See von Annecy und dem Tal von Sallesches.

Von diesen ist der nächste — der schon erwähnte Brezon, ein großartiger, doch keineswegs wilder

Berggründen mit Felsen, Wald und Wiesenland, dazwischen kleine wie Nestchen versteckte Dörfchen, deren in stiller Einsamkeit gepflegte Gärten und Obstbäume unerwarteten Balsam und Honig spenden. Bei der Arve, die wütend durch eine enge Felschlucht schäumt, öffnet sich schließlich ein Weg, welcher, nachdem die Enge überwunden ist, Eintritt zu einem Tal gewährt, desgleichen es keines in dem ganzen Alpengebiet gibt. Bei allen andern Straßen, die in die zentralen Alpen führen, stürzen die Bergwässer steil herunter und scheinen an manchen Stellen ihr Bett noch heute immer tiefer auszuwaschen; ihre senkrechten Felsen, in früheren Zeiten verbunden, dann zerrissen, werden jeder für sich durch die Gewalt des Wassers und das Verwittern des Gesteins abgetragen.

Aber das Tal von Cluses ist in Wirklichkeit eine enge Ebene zwischen zwei Bergketten, die nie verbunden waren, sondern sich unabhängig von einander aufgehalten haben; die Umrisse derselben sind durch Verwitterung gemildert und der Fluß, anstatt das Tal zu vertiefen, hat es mit seinen wandernden Gluten mit Gletschersand ausgefüllt. Heute ist dies Tal tatsächlich eingeebnet und zum größten Teil angebaut, der Fluß ist an seinen Biegungen mit Holzwerk gedämmt, um das gewonnene Land zu schützen.

Bei verschiedenen Windungen des Tales steigen die Felsen senkrecht aus den Feldern, wie aus einem grünen See empor. Die Abhänge von verwittertem Gestein, jetzt von Wald bedeckt, steigen meist sechs bis

siebenhundert Fuß hoch an, ehe die Felsen beginnen und diese umgeben den Berg zum Teil wie Festungsmauern, zwischen denen Stücke von Rasen liegen, vor den Lawinen durch höher gelegene Felsen oder Wald geschützt. Der Schnee schmilzt schon bald im Frühling und fällt in zahllosen Kaskaden über die Klippen und läuft in seinem harmlosen Geriesel über die Rasenbänke zu Tal.

Den Rücken, gegenüber dem Nant d'Arpenas, der aufwärts den Blick auf die Berghörner bei Chamonix und abwärts auf das ganze Tal bis Cluses gewährt, könnte man gut den Turm von Arpenas nennen. Nachdem man die Felspartie, über welche der Wasserfall herunterstürzt, hinter sich hat, ändert sich das Material der Klippen vom blauen Kalkstein in dunkeln Schiefer, der die untern Bergabhänge zum Teil öde und trostlos, zum Teil, wo er verwittert ist, fruchtbar macht, bis zur Talöffnung von Chamonix. Ein oder zwei Meilen jenseits, des Nant d'Arpenas steigt der Weg über eine Welle dieses zerkrümelten flockenartigen Gerölles, welches von dem kleinen Fließchen, das wie ein weißer Faden über die Klippen herunterläuft, mitgeführt wird, als ob es welke Blätter wären. Der Wagen sank tief in den Sand des trockenen Flußbettes ein, die sanft ansteigende Böschung hinauf und bog in den Hof des Wirtshauses durch einen flachgewölbten Torbogen ein, der solche gastlichen Häuser wie dieses stattlich auszeichnet. Das Quadrat des Hofes war auf zwei Seiten von Ställen begrenzt,

die dritte nahm das Haus ein, dessen Giebelseite nach der Straße und dessen Rückfront nach dem vernachlässigten Garten und dem unberechenbaren Fließchen stand; ein zweistöckiges Haus von hartem, grauem Stein mit Giebelbach und Dachkammern; im zweiten Stock führte ein Gang durch die Mitte, zu drei oder vier Schlafzimmern und mündete auf eine offene Galerie, die an der Giebelseite entlanglief. Das letzte Zimmer zur Linken, größer als die andern, mit einem Fenster auf die Galerie, war gewöhnlich das Zimmer meiner Eltern und das nächste, mit einem quadratischen Fenster in der festen Mauer, lag nach dem Hof und war das meinige. Fußböden und Wände bestanden aus rohem Holz, die Dielen auf dem Gang waren so dünn, daß sie sich unter jedem Schritt bogen und die Furcht erweckten, man könne durchbrechen. Das Staatszimmer meiner Eltern machte sogar den Anspruch tapeziert zu sein. Das Gastzimmer, ungefähr so groß wie mein gegenwärtiges Studierzimmer, zwölf auf sechs Schritt innerhalb der Geschirrschäfte und gewöhnlich voller Fliegen, räumte uns das Ende seines Tisches für unsere Mahlzeiten ein und bot den ganzen Tag ungestörten Aufenthalt, bis auf die Stunde, zu welcher der Postwagen die hungrigen Reisenden brachte.

Ich hätte oben lieber sagen sollen: mein Fenster sah über den Hof hinweg, denn was da unten vorging konnte man nur sehen, wenn man den Kopf zum Fenster hinausstreckte. Die Aussicht, die es bot, zeigte

zunächst die Zweige des Wallnußbaumes im Hof, dann die bemooften Stallböcher und darüber weg den zierlich mit Zinn gepanzerten, glitzernden Turm der Dorfkirche, weiter in der Ferne die überflutenden Schneefelder des Mont Blanc von St. Gervais, links davon die Aiguille de Bionnassay, dann den Mont Blanc selbst, hinter der Aiguille und dem Dôme du Gouté. Soviel trat in das Gesichtsfeld des nur vier Quadratfuß großen Fensters!

Hatte man Lust ein wenig herumzustreifen, so war man in einer halben Minute bei der Kirche, um welche der Friedhof die eisernen Kreuze einschloß, die mit Immergrün geschmückt waren oder am Sonntag mit frischen Blumen. Hier zweigt die Straße zum oberen Dorf vom Weg nach Chamonix ab. Nach etwa fünfzig Meter kommt man zu der Brücke, die in schön geschwungenen Bogen die Arve überspannt, deren Wasser rasch talabwärts stürzen.

Weder Wort noch Farbe hat je das bunte Durcheinander von Häusern und Gärten geschildert, durch welches sich die Pfade, oberhalb der Kirche, in die Höhe winden. Sowohl Gärten wie Häuser sind mit Mauern eingefriedigt, nicht zum Schutz für das Gütchen, außer vielleicht vor vorüberziehenden Kuh- oder Ziegenherden, sondern, um die Steine auf einen möglichst kleinen Raum zusammenzutragen; im übrigen huldigen sie dem einfachen Gärtnersystem: pflanze alles und laß wachsen, was wachsen kann! die ungepflegten Erbsen, Kartoffeln, Kraut, Hanf und Mais

müssen zufrieden sein mit der Sonne, die durch das dichte Laubwerk der Apfel- und Zwetschenbäume und den turmartigen Schatten der Wallnußbäume, welche acht bis zehn Fuß im Umfang messen, zu ihnen gelangen kann. Ein kleiner freier Platz vor dem Haus gibt diesem das nötige Licht; der Wein scheint zu denken, Dach und Galerien seien nur um seinetwillen da, nimmt kletternd und rankend von ihnen Besitz, wirft seine jungen Schößlinge im Frühling weit hinauf in den blauen Himmel, und bekränzt im Herbst alles mit seinen corregianischen purpurnen Fresken, die sich scharf abheben von dem hängenden Gold des geernteten Weises.

Die vollständige Abgeschlossenheit und Unabhängigkeit ihres Landlebens läßt die Leute nicht daran denken, Vorräte aufzuspeichern oder durch fremde Hilfe den Ertrag ihrer Felder zu erhöhen; sie trinken ihren Wein aus den Trauben und erübrigen von der Ernte des letzten Jahres nur die Saat für das nächste — ein heiteres *laissez faire*, das sie Gott und der Natur mit Dank für das Gute entgegenbringen. Das zeitweilige Uebel eines Mißjahres oder einer Ueberschwemmung ertragen sie mit gefügiger Unterordnung als gebührende Sühne für die sündige Menschheit und halten in Freuden und Nöten beharrlich an der Art und den Werkzeugen, sowie den Namen und dem Besitz ihrer Väter fest, wie die Bäume an ihren Wurzeln und die wilden Blumen an ihren Felsen. Diese ganze Umgebung mit den grauen Wänden des

Turm von Arpenas in undeutlicher Ferne und die durch das Leuchten der Gletscher zweimal so helle Morgenluft schenkten mir bei unsern Sonntagsspaziergängen tiefere und reinere Freuden, als all die gepflegte Schönheit des Berner Oberlandes und die stolzesten Straßen meiner liebsten Städte in Italien.

Hier will ich ein Stückchen aus meinem Tagebuch wiedergeben, eine Skizze des ungestörten Katholizismus, der sich seit den Tagen des hl. Bernhard von Anneck in diesen Bergen erhalten hat.

„Sallanches, Sonntag, 10. Juni 1849. Die Tochter des Wirtes, die bei Tisch bedient, fragte mich heute, als sie mich mein Tischgebet sprechen sah, ob das alle Protestanten tun. Wir gerieten daraufhin in eine Unterhaltung, bei der ich einiges herausbrachte, was ich festhalten will. Ich erfuhr, daß manche Leute hier nur einmal im Jahre zur Beichte gehen, und daß einige, um ihr Gedächtnis nicht zu belasten, ihre Sünden aufschreiben, die sie dem Beichtvater dann vorlesen müssen. Luise schien sehr entsetzt bei dem Gedanken, daß man sein Sündenregister verlieren könne, wodurch es doch in die Hände eines Unberufenen fallen möchte.“

„Sie sprach mit großem Vergnügen von den Kapuzinern, die zuweilen kommen und «des morales superbes» halten und so gut predigen, daß alle Zuhörer ganz unter ihrem Banne stehen; man könne irgend einem von ihnen auf die Schulter klopfen, ohne

daß er sich umdrehe oder es überhaupt bemerke. Von den Jesuiten sprach sie mit weniger Zuneigung."

Einen Tag nachdem ich meine Eltern in St. Martin verlassen hatte, wurde mir eine der eindringlichsten Warnungen meines Lebens zu Theil. Bei dem Aufstieg nach dem Col de Bonhomme hielt ich mich, als ich heiß hatte in dem kalten Luftzug eines der Eisströme auf, wodurch ich mir eine starke Erkältung zuzog. Nächsten Morgen erwachte ich im Chalet von Chapiu mit heftigen Halschmerzen; nur mit Mühe konnte ich mich auf dem Rücken meines Maultiers halten, als wir den Col de la Seinge überschritten, und unter einem Dach von Courmayeur brachte Couttet mich in einem kleinen Zimmer zu Bett und pflegte mich wie seiner Zeit in Padua. Er gab mir heißen Kräuterthee und nach ein paar Tagen setzte er mich wieder auf das Maultier und wir trabten über den Col de Ferret. Aber ich wurde einige Stunden in der Nacht so vom Fieber geschüttelt, wie damals auf meiner Heimreise durch Frankreich, und wundere mich, die Einzeichnungen in meinem Tagebuch nicht ernster zu finden. Sie verlieren sich jedoch in geologische und theologische Betrachtungen, die hundert und fünfzig Seiten einnehmen, und sind nur wichtig als Beweis dafür, daß ich anfang einzusehen, was James Forbes von dem Vorrücken der Gletscher nachgewiesen hat.

Auf all diesen Wanderungen trug Georg unermüdblich seinen Daguerreotypkasten mit und nahm das erste Bild des Matterhorns und der Berghörner von

Chamonix auf, eine Leistung, auf die er noch immer stolz sein darf, wiewohl er heute irgendwo in Australien Friedensrichter ist.

Die folgenden beiden Aufzeichnungen sind die letzten, mit denen ich für diesmal des Lesers Geduld in Anspruch nehme:

„Chamonix, Dienstag den 26. Juni. Schwere, runde, etwas schmutzige Wolken auf dem Pavillon.¹ Die Spitze hell und klar, alles vielversprechend. Abends: Nach einem der herrlichsten Spaziergänge, die ich je in der Gegend um Chamonix machte, komme ich heim und erfahre den Tod meiner armen Cousine Mary. Wie gut kann ich mich erinnern, wie ich mit ihr auf den Abhängen des Breven saß und wir über die Höhe von la Cote disputierten.“

„Chamonix, Mittwoch den 27. Juni. Einer der himmlischsten Alpenmorgen, alles strahlt im Licht. Ich habe versucht, etwas von der Wirkung des Sonnenaufgangs auf dem Montanvert und von dem durchsichtigen Schimmer der Felszacken festzuhalten, doch vergebens. Huschende Strahlen berühren jetzt den Rasen bei dem Chalet von Blaitière, wie sie vielleicht das Grab der armen Mary berühren.“

¹ Der grüne Berg am Fuße der Aiguille du Gouté.

Zwölftes Kapitel.

Otterburn.

Indem ich mich selbst tadle, wie ich das schon so oft tat und wohl noch oft werde tun müssen, wegen meines Mangels an Liebe zu andern Menschen, muß ich mich wundern, daß überhaupt jemand Neigung zu mir faßte. Ich dachte, sie könnten ebenso gut eine camera lucida oder ein elfenbeinernes Ellenmaß lieb haben: denn meine einzige Fähigkeit bestand darin, zu zeigen, daß diese oder jene Dinge so oder so waren. Ich war weder Redner, noch Schauspieler, noch Maler und konnte es nicht ertragen, bei irgend einer Beschäftigung unterbrochen zu werden.

Trotzdem gewannen mich einige vernünftige erwachsene Leute lieb! — die besten unter ihnen in der freundlichen Absicht mich zu schützen, da sie bei mir gleicherweise Leitung und Teilnahme mangeln fühlten; andere religiösere Seelen in der Hoffnung, mich zu den goldenen Pforten hinzuführen.

Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Male

Pauline, Lady Trevelyan, sah; aber sie wurde mir sogleich eine beratende Freundin, der ich vollkommen vertraute, — allerdings ohne je ihren Rat zu befolgen! — und ihr Glück wurde durch mich und meine Bücher gewiß erhöht. Sir Walter Trevelyan, der ein gründlicher Botaniker war und viel allgemeines wissenschaftliches Interesse hatte, war wohlwollend nützlich, wie es ein Gutsherr in seiner Grafschaft sein sollte und — jagte nicht. Hatte ich auch zu jener Zeit kein Interesse an Verwaltungsgeschäften, so führte ich doch gern landwirtschaftliche und botanische Gespräche mit Sir Walter und bewunderte dabei die ehrgeizlose, würdevolle Beständigkeit in seinem ländlichen Leben, dort inmitten der northumbrischen Winde.

Lady Trevelyan wohnte in Wallington; sie hatte keine eigenen Kinder, aber ihre kleine Nichte, Constance Hilliard, neun Jahre alt, als ich sie kennen lernte, flatterte in einer außerordentlich drolligen und witzigen Art überall umher und fand, wie ihre Tante, ein wenig Gefallen an mir.

Späterhin zählte ich sie und ihre Mutter, in ihrem kleinen Pfarrheim in Cowley bei Hillingdon, zu meinen bedeutsamsten Frauenfreundschaften und sie verhätschelten und neckten mich nach Frauenart, manchmal mehr als genug.

Aber die Liebe zu Wallington befestigte sich erst im Laufe der Jahre tiefer in mir, als ich dort einen der besten und treuesten Freunde meines Lebens fand,

Dr. John Brown. Der beste, wegen seiner Stammesverwandtschaft mit meinem Vater (er stammte wie dieser aus Edinburg) und der treueste, weil er uns beiden stets zu helfen wußte und dabei immer das Rechte traf. Er wohnte in Wallington, als ich auf dem Wege nach Edinburg, wo ich Vorträge halten wollte, dort Halt machte. Wir gingen zusammen mit der kleinen Constanze auf dem Moor spazieren. Bei diesem Gange begann ich zu erkennen, welch eine Art Mensch er war. Nur wenige werden einen Schotten vom alten klassischen Schlag verstehn können. Wer dessen überhaupt fähig ist, wird ihn am besten aus dem kennen lernen, was Brown selbst von seines Vaters Leben erzählte. Ich gebe hier einen Abschnitt aus seiner Kindheit. Sein Vater, damals ein junger Pfarrer, ausgezeichnet durch treue Pflichterfüllung lebte zufrieden mit seiner „einfachen, ruhigen, sparsamen, vernünftigen, herzensglücklichen“ Frau, seiner Studentenliebe; ihr Sohn war fünf Jahre alt zur Zeit, als ich zuerst den Mönchsfelsen (Friars Crag) bei Derventwater sah, und auf welche ich zurückblicke als auf die Erschaffung meiner Welt.

Meine Mutter, gleichfalls haushälterisch und vernünftig, sorgte mittlerweile dafür, daß nicht mehr als zwei Pflaumen in meine Mittagspastete kamen; mein Vater, auch haushälterisch und vernünftig, genoß in vollen Zügen seine bescheidenen Geschäftsreisen in Whitehaven; wir allesamt so glücklich wie Grillen, — vielleicht noch ein wenig glücklicher. Nun höre man Dr. John Brown:

„Am Morgen des 28. Mai 1816 schlieſen meine älteſte Schweſter Janet und ich im Küchenbett mit Tibbie Meek, unſerm einzigen Dienſtmädchen. Wir erwachten alle drei durch einen ſcharfen Schmerzſchrei, ſo ſchmerzhaft, als ob einer tief verwundet wäre. Jahre nachher, als wir Geſchwister einſt am Ufer des Baches ſaßen, vertrauten wir einander an, jener „laute Schrei“, der um Mitternacht Aegypten durchbebte, müſſe ebenſo geweſen ſein. Wir erkannten ſofort, weſſen Stimme es war und lieſen in unſern Nachtgewändern durch den Flur in das kleine Wohnzimmer linker Hand, das einen Ofen hatte. Vor uns ſtand unſer Vater, ſeine Hände in die ſchwarzen Haare gewühlt, ſeine Augen voll Kummer und Entſetzen, ſein Angeſicht weiß wie der Tod. Wir ſtanden erſchreckt. Er, dies ſehend und mit kräftigem Willen ſeine Aufregung bemeiſternd, ſagte, indem er ſeine verzweifelte Stellung überwand, langſam und freundlich: „Laſſet uns Gott danken.“ Er wandte ſich nach einem kleinen Sofa in dem Zimmer, da lag meine Mutter tot.

„Sie hatte lang gekränkelt. Ich erinnere mich ihrer noch, wie ſie in einen Shawl gehüllt dazuliſen pflegte, in einen Shawl mit indiſchem Muſter, kleine, dunkelgrüne Flecke auf hellem Grunde, und ſah, wie ſie immer bleicher wurde; ſpäter wußte ich, daß es von ſchwerem Leiden kam.

„Sie war im Fieber aus dem Bett geſchlüpft, und Großmutter, die ihre „Verwandlung“ kommen ſah,

hatte meinen Vater gerufen. Sie beide sahen sie ihre blauen, freundlichen, treuen Augen öffnen, diese Augen, für uns Alle „trostreich wie das Licht“, — ich erinnere mich ihrer besser als derjenigen irgend eines Menschen, den ich gestern sah — und mit einem Blick des Erkennens auf meinen Vater sie schließen, bis zur Wiederherstellung aller Dinge.“

Wohl blieb ihm eine köstliche Schwester; aber auf seinem Gemüt lag seitdem, wie immer bei den besten Schotten, eine edle Traurigkeit und grenzenloses Mitfühlen.

Noch niemand hat, Scotts Seele zergliedernd, das Mitgefühl vom Stolz getrennt, niemand in Carlyles Seele das Mitgefühl vom Zorn.

Da ich es vielleicht nicht erleben werde, einen weiteren Band Praeterita zu schreiben, will ich hier einige Worte Carlyles anführen, die ein liebenswürdigeres Licht auf seinen Charakter werfen, als irgend eins seiner geschriebenen Worte. Das war in der That immer der Fall; und es ist mir bitter leid und beschämend, daß ich die Worte, die er so oft in Vertrauen und Liebe zu mir gesprochen, nicht aufgezeichnet habe. Aber folgenden Abschnitt finde ich fast Wort für Wort in meinem Tagebuch vom 25. Oktober 1874. Er hatte Goethes letzte Worte angeführt: „Deffnet das Fenster, ich will Licht, mehr Licht!“ Ich nahm bezug auf Adams Wort, des großen Meisters der Edinburger Hochschule: „Es wird dun-

fel, Knaben, ihr könnt heim gehen"; worauf Carlyle sofort eine schöne Beschreibung von Adams Jugend gab: von dem durchdringenden Eifer und Fleiß des armen Knaben in seiner Hochlandshütte, wo er platt auf dem Herd lag und seine lateinische Grammatik beim Schein eines Torffeuers lernte. Carlyles persönliche Erinnerung an ihn war nur Adams Leichenbegängnis, als er (Carlyle) ein Knabe von vierzehn Jahren war und unter der wartenden Menge stand nahe beim Tor der Hochschule, von der noch ein Teil des alten schwarzen Gebäudes aus der Zeit Jakob I. erhalten war. Den Knaben war ein halber Tag freigegeben worden, damit sie den Leichenzug sehen konnten, der aus nur ungefähr fünfundzwanzig Leuten bestand; wie Carlyle sagte, wohlbeleibte Personen und mitleidige Leichenträger, die abwechselnd die Zipfel des Bahrtuches trugen. Die Knaben standen in einer Gruppe beisammen als der Sarg vorbeigetragen wurde und murmelten „O Gott!“ und dergl. halb seufzend, halb klagend „nun ist er für immer fortgegangen“. „Das wehklagende Murmeln der Buben klingt mir noch in den Ohren“, schloß Carlyle, als er das erzählte.

Sein eigener Lateinlehrer war ein alter Pfarrer gewesen. Vorher hatte man Carlyle allerdings zu einem Dorfschullehrer geschickt, „dem vergnügtesten Männchen von der Welt“, wie er meinte; dort lernte er seine Deklinationen aus einem kleinen Übungsbuche und bot seinen ganzen Knabenscharfsinn auf,

um daraus klug zu werden. Sein Lehrer, unfähig ihm etwas zu erklären, machte ihn von Tag zu Tag verwirrter, so daß er schließlich gar nichts mehr verstand und sich ganz gebrochen und krank fühlte, bis seine Mutter es merkte und ihn zu jenem Pfarrer schickte, „einem vollkommenen Weisen der demütigsten Art“. Siebzig Pfund war sein Einkommen als wohlbestallter Geistlicher zu Anfang seiner Laufbahn und zeitlebens stieg es nicht über hundert; dabei hatte er sechs Töchter und zwei Söhne. „Die älteste Schwester war ein kleines zierliches Geschöpf“, sagte Carlyle und fügte dann mit leiserer Stimme hinzu: „für mich die Blüte der ganzen Schar“. Wenn sie in ihrem einfachen Sonntagskleid von ihren kleinen Besuchen bei den Armen zurückkehrte, war sie „das lebenswürdigste Mädchen, das man sich denken konnte“. Später konnte man sie durchaus nicht hübsch nennen, aber „freundlich und gut war sie im höchsten Grade“. Mit pflichttreuer Anmut war sie stets „die rechte Hand ihres Vaters“ und starb, als sie siebenundzwanzig Jahre alt war: „ich denke bei ihrem Tode ist es gewesen, daß ich zum letzten mal laut geweint habe“.

Unser Gespräch lenkte sich dann auf Mills Essay, über den Ersatz der Religion durch Patriotismus „Tatsächlich das elendeste Zeug von“ — dann sprudelte er eine ganze Kette von Ausdrücken der geißelndsten Verachtung hervor, zu schnell, als daß ich sie niederschreiben konnte — „mit dem ich mich herumschlagen muß. Ich habe wahrlich noch niemand über Dinge

sprechen hören, von denen er so wenig versteht, wie Mill über diesen Gegenstand". Der Grund dieses Unwillens lag in Mills Annahme, daß, wenn Gott nicht jedermann „glücklich" macht, es geschehe, weil er es nicht vermöge, „nicht genügend mit diesem Artikel vorgeesehen sei". Und nichts konnte Carlyles Verachtung mehr herausfordern, als derartige Begier nach „Glück".

Dreizehntes Kapitel.

Die Grande Chartreuse.

Als ich am stärksten unter dem Eindruck der Berge, des Mont Blanc, Monte Rosa und der Jungfrau, stand, versuchte ich — und meine Darstellung war, denke ich, so richtig als ich sie damals bieten konnte — im letzten Kapitel der „Modern Painters“ die Macht der Berge zu schildern, die Macht, Kopf und Herz der größten Völker des Altertums und der größten Lehrer der christlichen Welt zu erheben und zu läutern. Doch verweilte ich damals nicht bei dem, was ich zwar fühlte, aber nicht überzeugend klar machen konnte: der Zerstörung aller Empfänglichkeit so erhabener Art in der Bevölkerung des modernen Europas; sie wurde verschuldet, erst durch den spitzfindigen Luxus des fünfzehnten, dann durch die rohe Ueppigkeit des achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts. So tief ging die zerstörende Wirkung, daß sogar religiös veranlagte Menschen einer Gr-

ziehung durch die Herrlichkeit oder Erhabenheit der Natur unfähig wurden.

In den Tagebuchfragmenten, die ich bisher in dieser Lebensgeschichte abgedruckt habe, ist mit keinem Wort unseres Besuchs in der Grande Chartreuse erwähnt, noch irgend etwas, was wir dort sahen und hörten und einigen Eindruck auf uns gemacht hätte. Doch fiel dort ein Wort, das bedeutungsvoll genug war, um meinem religiösen Denken für immer eine neue Richtung zu geben.

Meine Enttäuschung über das ganze Kloster war groß; der Weg hinauf, die Berge ringsum, der Mönch, der uns herumführte: nichts wollte mir recht gefallen. Die Gebäude waren uninteressant in der Anlage und winklig gruppiert; der Weg bei weitem weniger großartig wie die meisten andern Wege in den Alpen; die umgebenden Berge ohne ragende Zacken, ohne Gletscher und Wasserfälle, ohne dunkle Tannenwälder, die groß genug gewesen wären, einen majestätischen Eindruck zu machen; und der Mönch, der uns in den Gängen herumführte, hatte keine Kapuze, die des Tragens, noch einen Bart, der des Streichens wert gewesen, keinen Ausdruck im Gesicht, als den der Anmaßung und eine unangenehme, brummige Art, die zu zeigen schien, wie sehr er dieses Ortes, mehr noch seiner selbst und vor allen Dingen unser überdrüssig war.

Nachdem wir ihm eine Weile durch die Gänge des weitläufigen Gebäudes gefolgt waren, in dem nichts zu sehen war, kein Gemälde, keine Statue, kein altes

Glasfenster oder schöngearbeitetes Meßgewand, kein Geschmeide noch irgend ein architektonisches Gebilde, das im geringsten geistreich oder anmutig gewesen wäre, kamen wir schließlich in etwas wie einer modernen Karthäuser Zelle zur Ruhe; ich lehnte an der Fensterbank und sagte etwas im Stil der „Modern Painters“ über die Wirkung der landschaftlichen Umgebung auf religiöse Gemüther. Der Mönch verzog verächtlich den Mund und erwiderte: „Wir kommen nicht hierher um die Berge anzusehen“, worauf ich schweigend mein Haupt beugte und bei mir dachte: „weswegen kommt Ihr denn überhaupt daher, Du Einfaltspinsel?“ Das ist etwas, das ich bis auf den heutigen Tag nicht begriffen habe, noch bin ich im geringsten klüger geworden, nachdem ich die jüngste ausführliche Darstellung über die Karthäuser mit voller Aufmerksamkeit durchgelesen habe. (La Grande Chartreuse, par un Chartreux, Grenoble, 5, Rue Brocherie 1884.) Der Autor belehrt mich, daß die Mitglieder seiner Bruderschaft, mehr als die irgend einer andern, Einsiedler sind, — sie schwelgen in Einsamkeit und verbringen in dieser lebenswürdigen Verfassung ihr Leben in engelhafter Reinheit, indem sie über die Freuden des Jenseits und die Vergänglichkeit dieser Welt nachdenken.

Ich stimme vollkommen mit ihnen überein in ihrer Liebe zur Ruhe, aber halte diese Vorliebe nicht im geringsten für fromm oder lebenswürdig an mir. Mir ist unverständlich, warum ihr Gründer, der heilige

Bruno, — ein Lehrer, Mahner und Führer von den herrlichsten Gaben, welchen das gute Glück an den rechten Platz gestellt hatte, indem es ihn lehren und leiten ließ, noch dazu im Mittelpunkte der europäischen Bildung in der Königsstadt Rheims — warum er es für angemessen halten konnte, das Zeichen seiner Würde, den Krummstab von sich zu werfen, fortzugehen und in Grübeleien über das künftige Leben zu enden.

Und warum wählte er für seine Betrachtungen gerade die Alpen? Er und seine Nachfolger hätten die übrige Menschheit ebenso gut vermieden, wenn sie sich ihre Büsserzelle irgendwo in der Ebene in der Gegend, wo sie zufällig geboren waren, gegründet und sich dort eingeschlossen hätten. Dort hätte keine Gefahr gedroht, durch Lawinen verschüttet zu werden und ihre verehrenden Besucher hätten nicht so hoch bergan zu steigen brauchen.

Am allerwenigsten aber verstehe ich, wie sie ihre Tage der Betrachtung widmen konnten, ohne daß unwillkürlich ein Interesse für Pflanzen oder Steine in ihnen erwachte; noch begreife ich, wie sie dabei beharren konnten mit Scharlach und Gold verzierte Bücher zu schreiben (denn sie waren gute Schreiber und hatten eine schöne Bibliothek), und Jahrhunderte lang stets die gleichen Muster zu verwenden ohne den Versuch zu machen, einen Vogel oder ein Blatt richtig zu zeichnen.

Ohne mich auf eine Erklärung dieser Dinge einzulassen, will ich in diesem Kapitel darlegen, wie ich

die Mönche und Nonnen befunden habe, mit denen ich bei Gelegenheit zusammentraf, und inwiefern sie mir förderlich gewesen sind.

Den ersten Eindruck vom Leben in einem Schwesternorden¹ empfing ich 1840 im Kloster des hl. Michael, auf dem Gipfel des einsamen Lavaberges bei Le Puy in der Auvergne. Die Wirtschaftsschwester, ein heiteres einfaches Mädchen, zeigte meinem Vater und mir, was dem Fremden zugänglich war. Wir gefielen ihr gleich durch unsere Höflichkeit gegen sie, unsre Bewunderung ihrer Gebirgsheimat und unsern Glauben an ihr heiliges Leben. Da protestantische Besucher damals in der Auvergne noch selten waren und noch feltner ehrerbietig und freundlich, so ließ sie ihrer niedlichen Neugier freien Lauf. Sie befragte uns ernstlich, was für eine Art Geschöpfe wir seien, wie weit wir an Gott glaubten und versuchten gut zu sein, und ob wir hofften in den Himmel zu kommen. Und da unsere Antworten im Ganzen befriedigender waren, als sie erwartet hatte und zu ihrer größten Freude und Verwunderung christlichen Geist verrieten, der, soweit sie beurteilen konnte, im Einklang stand mit allem, was man sie gelehrt hatte, fuhr sie fort, uns theologische Kreuz-

¹ Die erste Bruderschaft, die ich kennen lernte, war natürlich die St. Bernhards. Aber diese war nicht wegen ihrer eignen geistigen Wohlfahrt von der Außenwelt abgeschlossen; so wenig wie unsere Küstenwächter am Strand von Goodwin. An einer andern Stelle und in ganz anderer Verbindung mit der modernen Welt werde ich ihrer erwähnen.

und Querfragen zu stellen, um wo möglich herauszufinden, warum wir etwas anders waren, oder uns unnötigerweise anders nannten, als katholisch? Der einzige Fehler unseres Glaubens, an den sich ihre Nächstenliebe schließlich heftete, war, daß wir unserer Erlösung durch Christus nicht sicher wären, sondern nur hofften in den Himmel zu kommen, — und deshalb durchaus nicht von der Furcht vor dem Tode befreit seien, wenn dieser einmal an uns herantrete. Darauf geriet sie unwillkürlich in eine eifrige, prächtige, kleine Predigt und ihr vollkommen glückliches, unschuldigtes Gesicht gab jedem Wort lebendige Frische und die Ueberzeugungskraft der Aufrichtigkeit. Wir mußten unserer Erlösung durch Christus gewiß sein, sagte sie, und jeder könne es, der zu Ihm käme und zu Ihm bete; alle guten Katholiken seien des Himmels so sicher, als ob sie schon darin wären. So entließ sie uns am Tore mit wahren Mitleid, bittend, daß wir der Güte Gottes vertrauen und in Frieden ziehen möchten. Diese Ermahnung habe ich nie vergessen; nur schien es mir immer, daß ich eine Ruhe wie die ihre nur erlangen könnte, wenn ich gleichfalls auf dem Gipfel eines solchen St. Michaelsfelsens lebte, wozu ich jedoch, wie mir schien, nicht bestimmt war.

Bei dieser Beschreibung des Eindrucks, den mein Vater und ich empfangen, muß ich zurückverweisen auf das, was ich im ersten Bande von unserm gemeinsamen Gefühl sagte, daß wir im Vergleich mit meiner

Mutter, ruchlose und weltliche Charaktere seien, die ihr Erstgeburtsrecht verachteten wie Esau, oder um ihrer Spottlust willen ausgestoßen wurden, wie Ismael. Denn mein Vater wagte nie mir eine religiöse Belehrung zu geben; und obgleich er mit einem ergebenen Gesicht zur Kirche ging, wußte ich doch sehr gut, daß er es ebenso ungern tat wie ich.

Den zweiten und vierten Sommer danach, 1842 und 1844 verlebten wir glücklich und stillvergnügt in der Prieuré bei Chamoni.¹ Wir machten natürlich die Bekanntschaft des Pfarrers und sahen die ganze Lebensweise eines durchaus katholischen Dorfes und Tales. Wir alle erkannten, wie ich hoffe, in unseren Herzen, daß sie so christlich war, wie alles andere Christentum, das wir kannten und viel erfreulicher und schöner als unsere englischen Sonntagsgottesdienste, die das bischen Glauben, das uns noch geblieben ist, so schwer auf die Probe stellen.

Auf mich machte noch tieferen Eindruck die dauernde, reine Ausübung ihres beglückenden Glaubens im Leben, Sonntags wie Werktags, zu jeder Stunde und unter allen Verhältnissen der Jugend wie des Alters. Sie hat sich in allen katholischen Gebirgsgegenden Savoyens, der Schweiz und Tirols, zu ihrer Ehre und ihrem Frieden erhalten. Dabei sind die Leute verträglich und freundlich gegen Andersgläubige.

¹ Nicht im Kloster selbst, sondern im Hotel de l'Union. Das ganze Dorf heißt „la Prieuré“.

Im Jahre darauf (1845), sah ich in Florenz, wie ich schon erzählte, die innere Einrichtung der Klöster in Santa Maria Novella, der Franziskaner Klöster von Fiesole und in denen des Fra Angeliko in San Dominiko und San Marko. In allem worin sie ihren althergebrachten Gedanken und Gebräuchen treu geblieben, waren sie durchaus schön, und die Mönche, mit denen ich in zufälligen Verkehr trat, zeigten allzeit freundliches Interesse für meine Arbeit und erwiesen sich ganz und gar über den „Weltmenschen“ stehend, was allgemeines Verständnis, Höflichkeit und moralischen Sinn anbetrifft. Unter Menschen der „äußern Welt“ meine ich natürlich, der Beamten- und Handelswelt.

So sehr ich aber die Mönche liebte und beneidete, so sehr ich die modernen Barbaren der Handels- und Geschäftswelt verachtete, umso klarer fühlte ich, daß die katholischen politischen Hierarchien und die vereinsamten Ueberbleibsel einer himmlischen Begeisterung hoffnungslos unterlagen im Kampfe mit diesen Gegnern; und da sie auch Keime der Verdorbenheit in sich selbst bergen, mußten sie sich gerechtermaßen die grimmige Feindschaft von Männern wie Garibaldi in Italien und anderen redlichen, offenherzigen, freidenkenden Führern in anderen Ländern zuziehen. Im Verlauf der geschichtlichen Studien, die ich als Vorarbeit zu meinen *«Stones of Venice»* betrieb, wurde ich gewahr, daß im Welt- wie im Kirchenleben die Herzen des Menschen irregeführt werden durch ähnliche Trugge-

anken und Wünsche. Ob sie göttliche Vollkommenheit suchen oder irdisches Vergnügen, so verstoßen sie gegen Gottes Gebot, wenn sie — in selbstquälerischem oder selbstgefälligem Leben — sich der nächsten und einfachsten Pflicht entziehen und aufhören den Nächsten zu lieben wie sich selbst.

Während diese Ueberzeugung mich daran hinderte, durch meine Verehrung der katholischen Kunst der großen Jahrhunderte zur Annahme der katholischen Lehre hingeführt zu werden, wurde ich täglich gewisser, daß der Friede Gottes in allen pflichttreuen und kindlichen Herzen der arbeitssamen Armen ruhe; und daß die einzig dauernde Form reiner Religion sich in nützlicher Arbeit, treuer Liebe und uneingeschränkter Mildthätigkeit fund gibt.

Weder dem heiligen Bruno, noch irgend einem seiner treuen Nachfolger mangelte es an dieser reinen Religion: und schließlich muß man es ihnen anrechnen, daß sie, die arm waren durch freiwillige Wahl eines Lebens voll Mühsal, sich frei hielten von sentimentaler und trügllicher Verherrlichung „heiliger Armut“, als ob Gott volle Scheunen nicht als einen Segen betrachtet wissen wolle, und daß sie stets Leute von hoher Geisteskraft zu Vorstehern ihrer Gemeinschaft wählten. Sie haben dadurch einen heilsameren Einfluß auf die äußere Welt ausgeübt, als irgend ein anderer Mönchsorden von so geringer Mitgliederzahl oder so beschränkter Verbreitung. Zur Zeit ihrer Kraft, von der Gründung des Ordens, am Ende des elften Jahr-

hundreds, bis zum Anfang des vierzehnten, lebten sie in ihren Bergfestungen und sandten eine Reihe von Männern von größten geistigen Fähigkeiten und achtungsgebietender Herzensreinheit als Lehrer in alle Welt. Unter ihnen ist unser Hugo von Lincoln, in seinen Beziehungen zu Heinrich dem Ersten und Richard Löwenherz, meines Erachtens die schönste Priestergestalt, die mir aus der Geschichte bekannt ist. Große Päpste haben eine so riesige Gewalt, daß sie kaum ohne Grausamkeit, und dabei soviel Spielraum, daß sie nicht ohne Irrtum angewandt werden kann, und große Heilige sind immer bis zu einem gewissen Grade unverständlich: Hugos Macht dagegen besteht in persönlichem Mut und Gerechtigkeit, und seine Heiligkeit ist so klar, frei und kindlich, wie die Wellen der Quelle seiner Karthause.¹

Die Ereignisse der zehn Jahre von 1850—1860, die größtenteils in nutzloser Arbeit vergeudet wurden, zähle ich hier der Reihe nach kurz auf, bevor ich dazu übergehe, im einzelnen zu erzählen, was sich in diesem Zeitraum ereignete. Der Zusammenbruch meines puritanischen Glaubens, dessen Verlauf wahrscheinlich vielen Lesern meiner späteren Bücher am wichtigsten ist, soll in diesem Kapitel bis zu seinem traurigen

¹ Das ursprüngliche Gebäude war rings um eine Felsenquelle gruppiert, von welcher ein Rinnsal durch alle Zellen geleitet war.

Ende erzählt werden. Hier gebe ich zuerst die Haupt-
tatsachen dieses Dezenniums.

1851. Turner stirbt, während ich in Venedig mit
den wichtigsten Vorarbeiten für „Die Steine von
Venedig“ beschäftigt bin.

1852. Ich schließe, gleichfalls in Venedig, die Vor-
arbeiten für „Steine von Venedig“ ab. Das Buch
wird im Winter fertig werden. Sechshundert Quart-
seiten Notizen dafür, schön und eng geschrieben, sind
schon aufgearbeitet und jetzt nutzlos. Ebenso viele,
sorgfältige Zeichnungen, haben ebenfalls ihren Zweck
erfüllt.

1853. Henry Aland war in Glenfinlas bei mir.
Die Zeichnung vom Gneißfelsen gemacht, die jetzt
in Oxford ist. Die Arbeit zweier Monate, so oft das
Wetter sie erlaubte.

1854. Mit meinen Eltern in Bevey und Thun. Ich
beschäftige mich mit der Geschichte der Schweiz und
beabsichtige, die Bilder zu einer Stahlstichserie folgender
Schweizer Städte zu zeichnen: Genf, Freiburg, Basel,
Thun, Baden und Schaffhausen. Ich beginne die Zeich-
nungen für dies Werk, deren erste, Thun, den ganzen
Sommer in Anspruch nimmt und dann erst halb
fertig ist. — In Bevey schrieb ich, über den See
nach Chillon hinschauend, die Definition von Poesie
für „Modern Painters“. Sie übergeht den Rhythmus,
was ich jetzt für einen Mangel darin ansehe; im
übrigen ist sie gut, — „Die Gestaltung edler Be-

weggründe zur Erzeugung edler Bewegungen" ich vergaß den genauen Wortlaut, aber dieser ist ebenso gut, wenn nicht besser.

1855. Die Bemerkungen über die Hauptbilder in der Ausstellung der königlichen Akademie angefangen. Der Frühling ist so kalt, daß der Weißdorn am 5. Juni erst in Knospen steht. Ich hole mir einen Husten, der zwei Monate dauert, bis ich nach Tunbridge Wells zu William Richardson, meinem Vetter Doktor gehe, der mich ins Bett steckt, einen Syrup trinken läßt und in drei Tagen wieder gesund macht. Er entläßt mich mit einer ziemlich ärgerlichen Warnung, daß ich lieber nicht wieder einen Husten zwei Monate lang unbeachtet lassen solle. Der dritte Band von „Modern Painters“ wird fertig, und da ich nicht wußte, wie ihn nennen, so nannte ich ihn „Of Many Things“.

1856. Mit meinen Eltern in Genf und Freiburg. Zwei Zeichnungen in Freiburg machen die Arbeit des Sommers aus. Mein Vater fängt an des beabsichtigten Werkes über Schweizer Städte müde zu werden und fragt, ob der Rest von „Modern Painters“ jemals fertig wird.

1857. Meine Mutter wünscht, daß ich die Bucht von Cromarty und die Wasserfälle von Kilmorock sehe. Ich willige mürrisch ein und lasse mich nach Schottland mitnehmen. Papa und Mama, aufmerksam die Wirkung auf mein Gemüt beobachtend, zeigen mir ihre schottische Heimat. Auf meine eigene Bitte sehe ich

Craig-Elachie und die Wälder bei Lachin-y-Gair, erreiche schließlich die Bucht von Cromarty und die Fälle von Kilmorock, zweifellos den nördlichsten Punkt meiner Entdeckungen auf dem Erdball. Ich gebe zwar großmütig zu, daß die Bucht von Cromarty und die Fälle die lange Reise lohnen, bitte aber meine Eltern zu bedenken, daß es bis zur Spitze des Ben Wevis noch ein Weg von zwanzig Meilen durch Sümpfe und daß Dingwall nicht Mailand oder Venedig ist — und daß ich glaube, wir hätten genug von Schottland gesehen.

1858. Nachdem ich die Zeichnungen Turners, die jetzt in den „Katakomben“ der National-Galerie sind, habe herrichten, aufziehen, einrahmen und einschließen lassen, komme ich zu dem Entschluß noch zwei weitere Schweizer Städte, Rheinfelden und Bellinzona, meiner Liste beizufügen, als Erläuterung von Turners Skizzen dieser Orte; mein Vater erlaubt mir widerstrebend Couttet wieder mitzunehmen und läßt mir ganz meinen Willen. Ich bringe den Frühling in Rheinfelden und den Sommer in Bellinzona zu. Aber da Couttet der Meinung ist, daß diese Städtebilder zu keinem guten Ende kommen, und daß die Zeit, die ich auf dem Dache „dieser Baracke“ in Bellinzona zubringe, vollständig vergeudet ist, gebe ich die Städteansichten auf und kehre zu Van Dyk und Paul Veronese in die Turiner Galerie zurück. Bei meiner Rückkehr ist mein Vater von meinen Studien über diese Meister nicht befriedigt und bittet mich zum Erbarmen um das Ende der

„Modern Painters“; er sagt, er werde sterben, bevor es beendet sei. Beschämt verspreche ich, ohne weitere Abschweifungen mein Möglichstes dafür zu tun.

1859. Angestrenktes Schreiben und Zeichnen zu diesem Zweck. Der vierte Band wurde fertig. Mein Vater denkt selbst, ich solle Berlin, Dresden, München und Nürnberg sehen, ehe ich das Buch abschließe. Er und meine Mutter unternehmen ihre letzte Kontinentalreise mit mir nach diesen Städten. Ich mache meinen letzten glücklichen Spaziergang mit meinem Vater bei Königstein.

1860. Ich arbeite tapfer den ganzen Winter und Anfang des Frühjahrs, beende das Buch, — so zu sagen. Meinem Vater gefällt das letzte Kapitel und die Stiche nach meinen Zeichnungen von Nürnberg und Rheinfelden. Auf die Kraft dieser Leistung kindlicher Pflicht vertrauend bin ich grausam genug, auf eigene Faust wieder nach St. Martin zu gehen um darüber nachzudenken, was ich zunächst in Angriff nehmen soll. Von da gehe ich nach Chamoniix hinauf, — und hier beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens.

Ich muß nun so einfach und kurz als möglich meine Beziehungen zu der Handwerkerschule (Working Men's College) darstellen. Von den Lehrern kannte ich nur den Vorsteher, F. D. Maurice und meinen Freund Rossetti. Man muß es Rossetti nachrühmen, daß er der einzige unserer modernen Maler war, der Schüler nur aus Liebe zu ihnen selbst unterrichtete. Er war eigentlich kein

Engländer, sondern ein in dem Fegefeuer Londons schmachtender großer Italiener, der sein Bestes tat und sein Bestes lehrte. Dies Beste aber litt durch die Gewalt seiner sinnlichen Leidenschaft. Er wußte sich nicht zu zügeln und hatte keinen Glauben, der ihn leitete. Von ihm später mehr. Frederick Maurice liebte ich, wie es jeder tat, der ihm näher trat und hege keinen Zweifel, daß er auf seinem Lebensweg so viel Gutes tat, als er konnte. Das konnte man keineswegs von Rosssetti oder von mir sagen: leider war Maurice von Natur aus verwirrt und, wenn auch in liebenswürdiger Weise, im Irrtum; sein reines Gewissen und hitzigen Neigungen machten ihn egoistisch und bei seinem Bibellesen so unleidlich, wie nur irgend einen Ungläubigen. Nur einmal ging ich in eine seiner Bibelstunden, sie war bezeichnend für ihn und entscheidend für mich.

Der Gegenstand der Besprechung war Jael, die Sissera erschlägt. Maurice hielt einen glänzenden modernen Ueberblick über das, was recht ist und was nicht, und sprach in leidenschaftlicher Entrüstung; er belehrte seine Zuhörer aufs nachdrücklichste und feierlichste, daß so schreckliche Taten nur in jenem dunklen biblischen Zeitalter mit kaltem Blut vollbracht werden konnten; daß keine fromme, patriotische Engländerin daran denken solle, Jael nachzuahmen und den Kopf eines Russen oder Preußen am Boden festzunageln, — besonders wenn sie ihm zuvor mit einer stattlichen Schlüssel Butter aufgewartet hatte. Am Schluß dieser

Betrachtung, während deren ich schweigend darsaß, wagte ich die Frage, warum dann die Prophetin Debora Jael preise mit den Worten: „Gefegnet sei vor allen Frauen das Weib Hebers des Keniters“? Maurice, mit erschreckten und blitzenden Augen, brach in eine halb verächtliche, halb polternde Verleumdung Deboras aus, nannte sie eine flammende Amazone und ihren Gesang einen rhythmischen Sturm der Schlachtenwut, dem man mit nicht mehr Erbauung und Glauben zu lauschen brauche, als dem Schwertgesang der Normannen in der Schlacht bei Hastings.

Danach blieb mir, dem Deboras Gesang so heilig war wie die Seligpreisungen, nichts andres übrig als völlige Zerknirschung inummer und Erstaunen; die Augen der ganzen Zuhörerschaft waren auf mich gerichtet in unwilliger Ueberraschung über meine verdunkelte Erkenntnis und unchristlichen Gefühle. Ich schlich mich fort und kam niemals wieder.

Dies war das erste Mal in meinem Leben, daß ich dem erhobenen Haupte ernsthafter und religiöser Kezerei begegnet war in einem Manne, der weder eitel noch ehrgeizig, instinktiv und unbedenklich seinem eigenen lebenswürdigen Gefühl als dem endgültigen Beurteiler aller Dinge vertraute; an ihm maß er alle Gefühle von Menschen und Engeln, die Gefänge der Propheten und die Wege Gottes.

Natürlich folgte daraus logischer- und notwendigerweise, daß jeder einzelne Schüler von Maurice sich auch seine persönliche Ansicht über die Propheten

bildete — oder eigene Gefänge schrieb, die den Bedürfnissen der Schule und der Ethik Londons besser angepaßt waren.

Ich für meinen Teil suchte mir unter den Böglingen dieser Volkshochschule zwei Schüler aus, um sie auszubilden so gut ich es vermochte. Den einen wählte ich, der andere wählte mich, oder genauer gesagt, meiner Mutter Magd Hanna. Aus Liebe zu ihr besuchte er die Schule, lernte dort unter Rossetti und mir zeichnen und wurde schließlich Mr. George Allen von Sunnyside, mein Verleger. Hoffentlich sieht er auf diese Zeit, da er als ehrenwerter und musterhafter Tischlergeselle die Schule besuchte, als auf diejenige zurück, die den Grund zu seinem späteren Lebensglück legte.

Den andern Schüler wählte ich selbst; es war ein geschickter und talentierter Zimmermann; sein Stolz, Eigensinn und eine gewisse eckige Beschränktheit im Verein mit dem tödtlichen Einfluß Londons und der Handwerkerclubs drückten ihn nieder. In seinem wie in vielen andern Fällen habe ich gefunden, die geeignetste Schule für Handwerker sei die Lehre unter Meistern, die tüchtiger sind als ihre Gesellen und ihr Geschäft in Biederkeit und Gottesfurcht führen.

Kurz bevor ich dem Mauriceschen Freidenkertum lebwohl sagte, war ich in noch offeneren Widerstreit mit den puritanischen Dogmen gekommen, welche

das Denken überhaupt verbieten. Ich war von meinem Freunde Macdonald schüchtern eingeladen worden, einer vornehmen Sitzung bei dem Grafen Ducie beizumohnen. Herr Molyneux, ein damals berühmter puritanischer Geistlicher, führte den Vorsitz; er saß, das eine Bein über dem andern Knie, in einer Stellung, wie sie in mittelalterlichen Skulpturen Herodes bei Darstellungen des bethlehemitischen Kindermords einnimmt, und redete im Tone voller Ueberzeugung und Befriedigung und zur großen Erbauung seiner gleichgestimmten Zuhörerschaft über das schöne Gleichnis vom verlorenen Sohn. Von welchen oder wievielen seiner Zuhörer er voraussetzte, daß sie sich von Trebern genährt und ihres Vaters Gut verpraßt hätten, erhellte natürlich nicht aus seinem Sermon; aber daß etwas derartiges notwendig sei, um die Freude im Himmel vollkommen zu machen, das stand außer Frage.

Ich wartete bis das laute Entzücken der bekehrten Gesellschaft ein wenig nachzulassen begann; dann wagte ich Herrn Molyneux zu fragen, was wir von dem Beispiel des andern, nicht verschwenderischen Sohnes lernen sollten, der, wie sein Vater von ihm rühmt, „allezeit bei mir war, und alles, was ich habe ist sein“? Die ganze Gesellschaft wurde von plötzlichem Entsetzen gepackt in dem einmütigen Gefühl, daß die Schlange irgendwie über die Mauer ihres Gartens Eden gekommen sei; und einige schienen mir nach den Kerzen zu schielen, als ob sie erwarteten dort blaue Flammen zu sehen. Nach einer kurzen Pause sammelte

sich Herr Molhneux zu einem Ausdruck von Mitleid und Nachsicht und erklärte mir, den verborgenen Donner zurückhaltend, daß der daheimgebliebene Sohn nur eine schmückende Figur sei, eingeführt, um den Hintergrund der Parabel vorteilhaft auszufüllen; für den verständigen Schriftforscher enthalte er weder Belehrung noch Vorbild, sondern sei im Gegenteil eine Falle für den Unbedachten und eine Versuchung für die Selbstgerechtigkeit, die Sünde, welche Gott am meisten beleidigt.

Unter dem Bannstrahl dieser Antwort entfernte ich mich schweigend aus der Sitzung, wie seiner Zeit aus derjenigen des Herrn Maurice. Auch hier ging ich fort und kam niemals wieder. Aber weder der Puritanismus in Belgravia Square, noch der Liberalismus des Red Lion Square interessierten oder beleidigten mich mehr, als andere fragenhafte Begebenheiten unseres frankheitbergenden, rauchgedörrten Londoner Lebens. Meinem alten schottischen Schäfer-Puritanismus und dem entsprechenden edeln französischen Protestantismus brachte ich jederzeit schuldige Liebe und Ehrerbietung entgegen.

Schon mehrmals habe ich davon gesprochen, wie ich in meinen Architekturzeichnungen auf so billige Art die Ornamente durch geschickt angebrachte Tüpfelchen und Schnörkel darstellte. Wiewohl ich bereits im Jahre 1845 korinthische Kapitäle von normannischem und gotischem Bildhauerwerk auf meinen Zeichnungen mit

großer Genauigkeit unterschied, hatte ich mich doch nie um das rein Ornamentale gekümmert, bis ich 1850 oder 51 bei einem Buchhändler in einer kleinen Seitengasse ein Büchlein aus dem vierzehnten Jahrhundert fand, das den Titel „Stunden der Jungfrau“ trug.

Es war zwar keine feine, jedoch außerordentlich reiche Arbeit, grotesk und voll lebhafter Farben.

Die neue Welt, die jedes Blatt dieses Buches mir eröffnete, und die Freude, die ich empfand, indem ich seine Buchstaben zählte, seine Verzierungen entwirrte, als ob sie alle aus Gold getrieben wären — wie es viele von ihnen wirklich waren — kann ich nicht beschreiben, so wenig wie alles andere Gute, das ich gern erzählen möchte. Die Welt, die sich mir da eröffnete, war mir an sich nicht neu, aber der Besitz eines Stückes derselben; denn lange vorher hatte ich die bemalten Missalien in Adelschlössern gesehen, mit tieferer Bewunderung und Teilnahme als ich sie jetzt dafür hege. Denn immer und immer muß ich wiederholen, daß meine Natur die eines Arbeitsmannes und eines Geizhalses ist. Ich freute mich und freue mich noch, an der bloßen Zahl der Meißelhiebe im Marmor und der Stiche in der Stickerei, und wurde nie müde die Goldsacke und Juwelengkästchen in „Tausend und eine Nacht“ zu zählen; und, obgleich ich auch großmütig bin und gern gebe, ist es doch nicht mein Begriff von Mildthätigkeit, mein letztes Stück Brot mit einem Bettler zu teilen, sondern wie ein

Beherrscher der Gläubigen, durch eine Stadt zu reiten, die Satteltaschen mit Zechinen und Dukaten gefüllt und rings um mich her den leuchtenden Regen und Hagel mit vollen Händen auszuwerfen; freilich bedürfte es noch weiterer Säcke zum Ersatze der leeren.

Aber nun, da ich mich selbst im Besitz eines Missale fand, seine Blätter berühren und umwenden konnte, sogar hier und dort das Latein darin verstand, konnte kein Mädchen von sieben Jahren stolzer und glücklicher über seine Puppe sein: doch war das Gefühl ein Mittelding zwischen dem des Mädchens mit seiner Puppe und dem Alladins mit seinem dienstbaren Geiste, der ihm Paläste baut mit Juwelenfenstern. Denn sicherlich ist ein schön gemaltes Gebetbuch wie eine Märchenkirche voll farbiger Fenster, zusammengefaltet, daß man sie in die Tasche stecken kann, mitsamt der Musik und dem Segen aller ihrer Gebete.

Und dann folgte die Entdeckung, daß alle schönen Gebete katholisch waren, und alle weißen Bibelerklärungen katholisch; während jede Art geschriebenen protestantischen Gottesdienstes entweder entstellte Nachbildungen, oder verwaschene, zerrissene Fetzen und Trümmer der großen katholischen Kirchenlieder, Litanen und Lobgesänge sind.

„Aber warum wurden Sie damals nicht Katholik?“

Man könnte mich ebenso gut fragen, warum ich nicht ein Feueranbeter wurde. Ich konnte nichts anderes werden, als was ich war oder allmählich wurde.

Ich glaubte an den lebenden Papst nicht mehr, als an den lebenden Khan der Tartarei. Ich sah in der That, daß die Psalmen des zwölften Jahrhunderts schön und gut waren, die presbyterianischen Gebete dagegen unschön und schlecht, da die Menschen gar nicht erwarteten durch sie gebessert zu werden. Doch hatte ich weder den Koran, noch Confucius, weder Plato, noch Hesiod gelesen und fing gerade erst an, meinen Vergil und Horaz zu verstehn.

Lassen Sie mich die Beichte meines endgültigen Abfalls von der puritanischen Lehre beendigen.

Die härteste Vorschrift dieser Lehre, die mich noch festhielt, war die Sonntagsheiligung: der Gedanke, daß man am Sonntag weder sein Vergnügen suchen, noch irgend etwas Nützliches tun dürfe. Allmählich sah ich bei ehrlichem Bibellesen, daß es ein Hauptpunkt der Lehre Christi war, das Joch des Sabbats fortzunehmen, während er selbst, als Jude, doch dem Mosaischen Gesetz in diesem Punkte gehorchte. Auch fand ich, daß St. Paulus ihn mit Bewußtsein ganz abgeschafft hatte, und daß das Andenken an die Auferstehung nur durch Mißverständnis und willkürliche Hartnäckigkeit mit dem Sabbat der Juden verquickt worden war.

Trotzdem behielten die Stellen im alten Testament, die von der Sabbathheiligung handeln, Gewalt über mich und haben sie nie verloren. Und doch erfüllte die eingenistete Gewohnheit, sich den ganzen Tag unglücklich zu fühlen, in keiner Weise den Befehl, den Sabbat ein Entzücken zu nennen.

Ich habe das Jahr 1858 als das nächste nach 1845 bezeichnet, in dem ich ganz mein eigener Herr war. Couttet traf mich in Basel, worauf wir sehr vergnügt nach Rheinfelden gingen und dort blieben, um Zeichnungen von der Stadt und ihren Brücken zu machen (zwei davon sind in „Modern Painters“ abgebildet).

Nachdem ich am zweiten Sonntag dort mit Georg das Kirchengebet gelesen hatte, machte ich allein einen Spaziergang in ein liebliches Thal auf der Schwarzwaldseite des Rheines. Jedes der hübschen Häuschen hat dort eine Inschrift, in schönen gotischen Buchstaben, mit dem Datum der Erbauung, den Namen des Ehepaars, das es baute, und einem frommen Spruch, der den Segen Gottes für sie und ihre Kinder ersuchte. Natürlich nicht immer in den gleichen Worten, sondern in den mannigfaltigsten Versen der gleiche Sinn.

Auf diesem Sonntagsspaziergang sammelte ich voll Freude allerlei Blumen und kam heim mit einem vielfarbigen Strauß, in dem die dunkelpurpurne Orchis vorherrschend war. Da ich ihren Bau noch nie näher betrachtet hatte, kam es mir bei, es im klaren Sonnenlicht dieses Nachmittags mit aller Sorgfalt zu tun. Auch schien es mir ganz recht zu zeichnen, was ich beobachtete; obgleich ich dabei ein dumpf beunruhigtes Bewußtsein hatte, daß es für mich etwas ganz Neues und Unerhörtes war, am Sonntag zu zeichnen.

Seitdem tat ich es immer, wenn mir die Gelegenheit dazu günstig schien. Wie es jedoch auch kommen

mochte, meine Zeichnungen in diesem Jahre wollten mir nicht gelingen und gelangen im eigentlichsten Sinne, niemals wieder. Sie glückten nicht, dem Lauf der Dinge gemäß, und konnten nicht glücken, ohne bessere Anleitung als meine eigene; und gerade in Rheinfelden wurde zum erstenmal der Umschwung bemerkbar, denn nach zwei wirklich netten farbigen Bignetten, die ich hier machte, versuchte ich in allzu ehrgeizigem Bestreben eine Zeichnung der Felsen in der Bucht von Uri, woran meine Kraft scheiterte. Hätte ich fortgefahren, einfache Dinge zu malen, wie jene Bignetten, so wäre meine Reise in jedermanns Augen sichtlich erfolgreich erschienen. So aber folgte auf die Felsen bei Uri das noch waghalsigere Unterfangen, die ganze Stadt Bellinzona, samt ihren drei Bollwerken und den umgebenden Bergen zu zeichnen, ein Unternehmen, das sich allmählich zu dem bescheidenen Wunsche zusammenzog, wenigstens jeden Ziegel an dem Dache eines Turmes in den Weinbergen richtig zu zeichnen, — „dieser Baracke“ wie Couttet es nannte.

Diesen Entschluß führte ich aus, dazwischen las ich in zwei Monaten den „Plutos“ des Aristophanes drei oder vier Mal und machte jeden Nachmittag große Spaziergänge. Gesamtergebnis am 1. August: allgemeine Niedergeschlagenheit und Widerwillen gegen Bellinzona, — „diese Baracke,“ — und am meisten gegen mich selbst, weil mein Griechisch noch nicht ausreichte, um „Plutos“ zu übersetzen. In diesem Gemüts-

zustand erfaßte mich ein wahrer Hunger nach dem Stadtleben, Militärmusik, hübsch gekleideten Leuten und Läden wo etwas zu haben war. Mit Freuden begrüßte ich Couttets Mißbilligung der ganzen Reise und kündigte ihm plötzlich an, daß ich nach Turin gehen wolle.

Der Luxus des Hotel de l'Europe wirkte nach den Ziegelfußböden und schlechten Mittagessen von Bellinzona außerordentlich angenehm; zudem gab es ein ruhiges, kleines Opernhaus, das man schon aus Freundlichkeit gegen die Sänger besuchen mußte; endlich so viel militärisches Treiben der besten Truppen Italiens, als man nur wünschte, mit vortrefflicher Musik, flatternden Federbüschen und hübschen Zuschauerinnen. So ließ ich mich denn für den Herbst in Turin nieder.

An einem Sonntagmorgen lenkte ich meine Schritte in die südliche Vorstadt nach einer kleinen Kapelle an der staubigen Straße, in welcher sich unbeachtet die wenigen Schäflein des alten waldenser Glaubens sammelten, die von ihren Weiden am Fuße des Monte Viso in die weltliche Hauptstadt von Piemont eingewandert waren.

Die Versammlung zählte im Ganzen drei- oder vierundzwanzig Personen, von denen etwa fünfzehn grauhaarige Frauen waren. Ihr ungelehrter Prediger, eine etwas kümmerliche Gestalt in einfachem schwarzem Rock, geleitete sie mit krächzender Stimme durch die einschläfernden Gebete hindurch, die wirklich das Aeußerste sein müssen für Leute, deren gegenwärtiges Leben langweilig und deren irdische Zukunft unabänderlich ist. Dann warf er sich mit größtem Eifer

in eine tröstende Rede über die Schlechtigkeit der weiten Welt, insbesondere der Ebene von Piemont und der Stadt Turin, und über die ausschließliche Gnade Gottes, deren sich die neunzehn bis vierundzwanzig ausgewählten Mitglieder seiner Kongregation dereinst in den Straßen von Udmach und Zeboim zu erfreuen haben.

Ich selbst, durch diese Lehre weder sonderlich getröstet, noch beunruhigt, ging in die verdammungswürdige Stadt zurück und in die Galerie hinauf, wo Paul Veroneses „Salomo“ und die „Königin von Saba“ in vollem Nachmittagslicht erglühten. Durch die offenen Fenster fluteten mit der warmen Luft bald kräftig schwellend, bald leise verhallend die Töne der Militärmusik vom Palasthofe herein. Und indem allmählich die Vollkommenheit der Farben und Töne Macht über mich gewann, schien sie mich schließlich in dem alten jüdischen Glaubenssage zu befestigen, daß alles, was freudig und recht getan werde, mit Hülfe und im Geiste Gottes geschieht.

Natürlich schlossen die Betrachtungen jener Stunde in der Turiner Galerie nur Gedankenreihen ab, die mich seit Jahren zu diesem Ziele hingeführt hatten. Von einer plötzlichen Befehrung konnte bei mir nicht die Rede sein, weder durch Prediger, noch durch farbige oder tönende Harmonien; aber an jenem Tage legte ich meinen puritanischen Glauben beiseite, um ihn nie wieder zu erörtern.

Vierzehntes Kapitel.

Mont Velan.

Mein Vater war äußerst überrascht und betroffen, daß ich als beste Frucht meines Sommeraufenthalts in Italien nur eine Kopie aus der „Königin von Saba“ heimbrachte. Es war nicht einmal die Königin selbst, sondern nur eine ihrer Edeldamen, von deren Staatskleid aus Goldbrokat sich die Gestalt des Mohren abhebt, welcher auf einem Teller zwei grün und rote Papageien hereinträgt. Dazu kamen noch ein dunkler Gewittersturm auf dem Monte Rosa, ein anderer auf dem Mont Genis und ein oder zwei traumhafte Nebelbilder auf dem Monte Viso. Die Anordnung der Felsen auf der Monte Visospitze darzustellen war mir unmöglich; und nachdem ich in Turin etwa hundert Pfund für Trauben, Feldhühner und die Oper ausgegeben hatte, sandte mir meine Mutter fünf Pfund, um meinen Frieden mit dem Himmel zu machen, indem ich das Geld den Kirchen von Waadt schenken sollte. Ich verbrachte einen Sonn-

tag unterhalb des Monte Viso, fand, daß er weder erwähnenswerte Felsen noch Gletscher habe und daß ich mit den Hirten zu keinem vertraulichen Geplauder kommen konnte, weil ihre Hunde unversöhnlich bellten und knurrten. Sie hatten von ihren Herrn anscheinend gelernt, die ganze Menschheit als Diebe zu betrachten.

Ich führte eine gottesfürchtige, fromme Unterhaltung mit der Person, der ich die fünf Pfund meiner Mutter übergab; ungleich angenehmer war mir jedoch die Dankesbezeugung einer alternden Ballettänzerin, der ich ebensoviel aus meiner eignen Kasse schenkte. Sie war durchaus nicht hübsch und mußte von einem geringen Gehalt leben, in steter Sorge arbeitsfähig zu bleiben, doch machte sie ihre Sache gut und sah hübsch aus, beim Schein des Kampenlichtes.

Damals bemerkte ich mit Verwunderung, daß die Zeichnungen, die ich zu meinem eigenen Vergnügen machte, niemand zu gefallen schienen, während die kleinen Tuschkizzen, die für meinen Vater bestimmt waren, um ihn mit meinem Aufenthaltsort bekannt zu machen, mir immer gut gelangen; eine davon, auf der die untergehende Sonne eine lange Straße hinab durch einen Wald von Bajonetten scheint, den man zum Klang von Militärmusik sich fortbewegend denken muß, gefällt mir noch heute. Nachgerade jedoch begann Turin mich nicht minder zu langweilen wie Bellinzona, sodaß ich ebenso gut nach Hause zurückkehren konnte. Ende August fuhr ich bis Susa und wanderte am nächsten Tage mit Couttet gemächlich über den

Mont Genis nach Lans-le-bourg. Am zweiten September beglückwünschte ich telegraphisch um die Frühstückszeit meine Mutter zum Geburtstag, und schon vor Mittag hatte sie dankend zurück geantwortet; da kam mir der Gedanke, die Telegraphie sei am Ende doch nicht so unnütz.

Wie schon gesagt starb Turner 1851; Prout hatte uns schon früher verlassen, ich konnte von nun an meinen Geburtstag nie mehr mit ihm feiern. Anscheinend vollkommen gesund und heiter begab er sich eines Abends von Denmark Hill nach der De Crespigny-Terrasse — und wir sahen ihn niemals wieder.

Und mein Hund Wisie, ist er auch gestorben? In diesem Augenblick kommt es mir ganz wunderbar vor, daß er jemals hat sterben können. Es war ein weißer Spitz, gerade wie der Hund auf Carpaccios Gemälde des hl. Hieronymus; ich erhielt ihn von einem jungen österreichischen Offizier, dem Grafen Thun, der später bei Solferino fiel. Bevor sich der Hund genug an mich gewöhnt hatte, nahmen Georg und ich ihn zum Lido mit, um ihm ein kleines Seebad zu geben. Georg hielt ihn bei den Vorderpfoten aufrecht in den sich kräuselnden Brandungswellen. Wisie riß sich los und rannte in größter Eile — ins Feenland, wie Friedrich der Große bei Mollwitz. Er war drei Tage und Nächte vom Lido verschwunden und fristete sein Leben durch gemeinen Diebstahl. Die Fischer und Hüttenbewohner taten ihr möglichstes, um ihn zu

fangen, aber sie erzählten mir: er rannte wie ein Hase und sprang wie ein Pferd. Schließlich ging er bei helllichem Tage in das tiefe Wasser und schwamm gerade aus nach Venedig, entweder vom Hunger überwältigt oder da er eingesehen hatte, daß sein Dienst bei mir der Freiheit auf dem Lido vorzuziehen sei. Ein Fischer sah ihn aus einiger Entfernung, ruderte hin, nahm ihn, der ganz ermattet durch den Tang schwamm, auf und brachte ihn zu mir. Die Madonna della Salute war versöhnt durch sein reuiges Kämpfen mit der See.

Von da ab wurde er ein gehorsamer und treuer Hund, obwohl er einen äußerst eigenwilligen und selbstbewußten Charakter hatte. Ich wohnte damals an der Nordseite des St. Markusplatzes, und er pflegte den größeren Teil des Tages außerhalb des Fensters auf dem Gesimse zu sitzen und die Sitten und Gewohnheiten Venedigs zu beobachten. Als ich nach England zurückkehrte nahm ich ihn mit über den St. Gotthard und fand ihn gänzlich unerschrocken bei jeder Teufelsarbeit, mochte sie groß oder klein sein. Durch Abgründe ließ er sich nicht beunruhigen, wenn er nur Platz genug hatte die Pfoten aufzusetzen, und der Hund, der wie toll vor einer sich kräuselnden Seewelle geflohen war, trottete an der Seite des Reußfalles dahin, gerade als wenn sein Schaum ein zweiter weißer Hund, nur ein wenig größer gewesen wäre.

Als wir nach Paris kamen, hielt er es für seine

Pflicht, so zu tun, als gäbe es diese Stadt gar nicht, noch die Tuilerien und die Rivolistraße, da sie ja nicht der St. Markusplatz waren; — eines Abends aber, als er im Halbschlummer auf dem Sofa im Vorzimmer von Meurice lag und auf der Straße ein venetianisch klingendes Bellen vernahm, sprang er durch das Fenster in dem Glauben, sich auf dem altgewöhnten Vorsprung zu befinden und fiel fünfzehn Fuß tief auf das Pflaster hinab. Als ich hinunterrannte, kam er mir blutend und taumelnd auf der Treppe des Hotels schon entgegen (er hatte sich sofort wieder vom Pflaster aufgerafft), schwankte zwei oder drei Mal hin und her und fiel hilflos auf dem Flur nieder. Ich weiß nicht, ob die Hündchen der jungen Damen ohnmächtig werden, wenn sie verletzt sind, Wisie fiel weder in Ohnmacht, noch winselte er, konnte jedoch nur mit krankhaftem Sprung und unter Zittern aufstehen. Ich schickte nach dem nächsten Tierarzt, welcher versicherte, der Hund werde wieder gesund werden, wenn man ihn einige Tage in einem Hundespital unterbringe. Mein Wagen zum Zug nach London stand vor der Thür; zur rechten Zeit erfuhr ich noch, daß Macdonald im Hotel war, und für Wisie Sorge tragen wolle solange es nötig war. Das arme, kleine, stumme, unglückliche, aufmerksam blickende Hündchen wurde sorgsam in einen netten Korb gebettet (wohin wird man es tragen, denkt sein banges Herz) und blickt seinen Herrn an, um in dessen traurigem Gesicht zu lesen — und kann nichts entzif-

fern; dann wird es eilig hinuntergetragen und findet sich am nächsten Tag halbtot unter Fremden, zwei Meilen vom Hotel am Boulevard entfernt.

Darüber machte sich das kleine Tier im geheimen Gedanken. Es trinkt und ißt dankbar, was man ihm gibt, es verschluckt gehorsam seine Medikamente und dehnt von Zeit zu Zeit die Glieder. Es sieht, daß zwischen dem Boulevard und ihm nur ein Gitter von Weidengeflecht ist. Beim Morgengrauen des vierten oder fünften Tages, glaube ich, sprang es über das Gitter und kam die zwei Meilen dem Pariser Boulevard entlang zu Maurice zurück. Ein bewundernswerteres Beispiel von Instinkt ist wohl kaum je gegeben worden. Macdonald empfing Wifie staunend und der Hund hoffte zuversichtlich, daß dieser ihn wieder zu seinem verloren gegangenen Herrn bringen werde. Der Häuptling von Schellhallien nahm ihn dann mit auf Denmarkhill. Wifie schien zu fürchten, daß noch weiteres Uebel bevorstehe, und wußte nicht ob er bleiben dürfe. Aber er durfte bleiben, ein Lichtpunkt für meine Mutter sowohl wie für mich bis zum Jahre 1858 oder länger.

Jetzt muß ich aber auf die Jahre 1854—56 zurückgehen.

1854. Der Erfolg des ersten Bandes meiner „Modern Painters“ gab mir natürlich Zutritt zu den vornehmen Kreisen Londons, aber damals mehr noch als heute war es mir nur eine Qual, ja, ein Schrecken

mit hohen Persönlichkeiten, aus denen ich mir nichts machte, sprechen zu müssen. Zuweilen allerdings kam dabei auch etwas vor, was mich belustigte oder belehrte. Ich hörte Macaulay das erste Kapitel des Jesaja rezitieren, ohne eine Silbe davon zu verstehen; sah den Bischof von Oxford, wie er von Sir Robert Inglis gelehrt wurde Sherry-Cobbler durch einen Strohhalm zu trinken; und war einer von der andächtigen Menge, die von der Familie Bunsen eingeladen wurde, um sie bunsenisch sprechen zu hören und ihrer Weihnachtsfeier beizuwohnen. Aber in der Regel waren die Stunden, die ich diesen vornehmen Kreisen widmete, eine ärgerliche Strafe für mich, bis, ich weiß nicht nach wie viel Zeit eine Gelegenheit kam, die all diese Buße-Stunden aufwog.

Eines Abends wurde ich, mit mehr Feierlichkeit als gewöhnlich, einer Dame vorgestellt, neben welcher einige Minuten zu stehen oder sich mit ihr zu unterhalten von mir offenbar als eine Auszeichnung aufgefaßt werden sollte. Ich stimmte damit überein, nachdem ich augenblicklich bemerkt hatte, daß man sie nicht ansehen dürfe, wenn man nicht durch ihre Schönheit verwirrt werden wollte, und folgte ihrem Gespräche mit zu Boden geschlagenen Augen. Plötzlich fiel in Verbindung mit Raffael oder Michelangelo das Wort „Rom“ und gleich darauf kam die Rede auf „Weihnacht 1840“. Ich sah auf und blickte in ihr Gesicht, oval, schön, von lichtbraunem Haar umflossen. Nach einer kleinen Pause war ich unhöflich genug,

ihre letzten Worte zu wiederholen: „Weihnacht 1840 — waren Sie damals in Rom?“ „Ja“, erwiderte sie ein wenig überrascht, und nun trafen sich fragend unsere Augen.

Einige Sekunden verstrichen ehe ich wieder zu sprechen wagte.

„Jenen ganzen Winter über verlor ich meine Stunden, um Gelegenheiten aufzuspüren Sie zu sehen.“

Es war wirklich Miß Tollemache, meine Nymphe Egeria von damals, nunmehr Frau Comper Temple.

Sie nahm meine Worte nicht ungnädig auf, ja sie wurde später eine hilfreiche Freundin für mich; hilfreich in der schönsten und glücklichsten Weise. Denn während Lady Trevelyan, der manches in ihrem Hause wider ihren Willen ging, mich lehrte das Leben als einen Kampf mit dem Widerwärtigen aufzufassen, dachte Egeria, der stets alles nach Wunsch ging, auch ich sollte meinen Willen haben und wußte ihn gewöhnlich für mich zu erlangen.

Beinahe unmittelbar danach verwendete sie sich für mich bei Lord Palmerston durch ihren Gatten, der damals gerade der Privatsekretär des Lords war.

Im Jahre 1845 stand ich zufällig mit der Regierung in Unterhandlung wegen der Erwerbung von Tintoretto's Kreuzigung für die Nationalgalerie, — nicht der großen in der Schule des hl. Rochus, sondern jene andere herrliche mit dem Lanzenwalde in der Kirche St. Cassan. Ich schrieb deswegen an Lord Palmerston und glaube, daß wir sie erlangt hätten,

wenn uns nicht Herr Eduard Cheney, aus lauter Aerger einen Stock ins Rad geworfen hätte. Indessen glaube ich, daß Lord Palmerston mit dem, was ich getan hatte zufrieden war und vielleicht einige vertrauenswürdige brauchbare Eigenschaften in mir entdeckt hatte, denn er erlaubte Herrn Comper-Temple mich eines Samstagabends mit nach Broadlands zu bringen. Es war finster, als wir den Süd-West-Bahnhof erreichten. Lord Palmerston empfing mich ungefähr gerade so, wie Lord Oldborough Herrn Temple in Scotts „Patronage“ empfängt. Er überließ mir den Rücksitz und saß selbst mit dem Rücken gegen die Lokomotive. An meiner Seite saß Herr Comper-Temple, Lord Palmerstons Tasche mit Geschäftssachen neben sich. Dieser öffnete sie und sah die Papiere flüchtig durch, sagte einige gastfreie Worte, ich sollte es mir bequem machen, und schloß ein oder blieb wenigstens ruhig, bis wir Romsey erreichten.

Ich kann mich nicht mehr auf unser Diner erinnern, aber jedenfalls mußte ich Lady Palmerston zu Tisch führen und muß mehr oder weniger gefallen haben, denn am folgenden Sonntagmorgen holte mich der Lord zum Gottesdienst in der Romsey-Abtei ab, taute mich auf der Fahrt durch das Dorf auf und setzte mich an diesem Tag zu seiner Rechten. Er leitete die Unterhaltung auf die wildesten politischen Theorien, für die ich bekannt war, stellte spielend ein Kreuzverhör mit mir an und ging ernsthaft auf meine verschiedenen Punkte ein, wobei er mir freundlich und

deutlich zeigte, wo ich in der Praxis Mißerfolg haben würde. Er stritt über kein Prinzip mit mir. Ich glaube, er war zum Teil derselben Ansicht darüber wie ich, nur nicht über die Anwendbarkeit; in jedem Gespräche dagegen, das ich mit Herrn Gladstone führen durfte, focht dieser die Grundsätze vor der Ausführbarkeit an, und was aus dem Streit siegreich hervorging, dessen praktische Brauchbarkeit bezweifelte er. D'Israeli unterschied sich von beiden, indem er sowohl über die Prinzipien, als über deren Anwendbarkeit scherzte, aber nur einmal war er wirklich ganz und gar im Unrecht. Es ist eine lange Geschichte, die sich aus Kleinigkeiten zusammensetzte, aber in ihrer Wirkung war sie folgereicher als manche großen Ereignisse.

Ich ging nie zu offiziellen Dinern, sobald ich es vermeiden konnte; nicht daß ich dort ja unbedingt nötig gewesen wäre, aber zuweilen empfand ich es in meiner Eigenschaft als Professor der Kunst gewissermaßen für meine Pflicht hinzugehen. Und als eines Winters die Prinzessin von Wales kam, um die Kunstgalerien zu besuchen, mußte ich natürlich zugegen sein und machte mich so nützlich als möglich. Und dann kam der Befehl, am Festmahl beim Defak teilzunehmen, wo ich mich nicht besser zu bewegen wußte als ein junges Murmeltier. Indessen, zwischen mir und d'Israeli war nur noch ein Platz, so daß ich seinen Kopf, der mich interessierte, gut sehen konnte, und auf

der andern Seite des Tisches im Mittelpunkt saß die Prinzessin, die ich als Entschädigung für die Kümmernisse dieses Lebens hin und wieder ansehen durfte. Niemand verlangte von mir, daß ich über irgend etwas sprach, und ich gewann nach einiger Zeit so weit meine Seelenruhe wieder, daß ich d'Israelis Unterhaltung zuhören konnte, was sehr hübsch war. Ich glaube, wir sprachen sogar einmal ein paar Worte zu einander über den Salm. Und dann bemerkte ich, wie ein lebhaftes Gespräch um die Tafel ging, sah, wie es bis zur Prinzessin gelangte und ein Blick d'Israelis ließ mich denken, es handle sich um mich, was auch in der That der Fall war.

Einen oder zwei Tage zuvor hatte Saturn, mein böser Stern, mich mit der gewohnten Feindseligkeit behandelt, als ich mit „Alice im Wunderland“ ein Komplott geschmiedet hatte. An diesem Abend waren nämlich Defan Liddell und seine Frau zum Diner nach Blenheim befohlen, und da ich mich bei Alice beklagt hatte, daß ich sie nie sähe, nachdem ich sie doch von Kind auf gekannt hatte, empfahl sie mir hinüberzukommen, wenn ihre Eltern nach Blenheim gefahren wären; dann würden Edith und sie mir eine Tasse Thee geben und ein bißchen vorsingen, während Rhoda mir zeigen sollte, wie weit sie mit ihren Zeichnungen und ihrer Geometrie gekommen sei. So wollten wir's also machen. Da es eine tolle Schneenacht war, stand nicht zu erwarten, daß jemand nach Dunkel-

werden zum Dekan kommen würde. Alice muß mir wohl eine kurze Notiz geschickt haben, daß die Luft auf dem östlichen Ufer von Tom Quad rein sei. Ich schlüpfte aus meinem College in den Beckwater-Hof, schüttelte den Schnee von meinen Kleidern, fand einen Armstuhl für mich bereit, ein helles Kaminfeuer, fröhliches Lachen, hübsche Musik in Aussicht und Thee in Vorbereitung.

Edith hatte den Thee gerichtet und Alice machte sich mit dem Gebäck zu schaffen, ob Rhoda da war, weiß ich nicht mehr (denn wo Edith war kümmerte ich mich nicht viel um die Anwesenheit anderer), als sich plötzlich in das Säusen eines heftigen Windstoßes, dem man zutrauen konnte, er habe am Himmel einige Sterne ausgeblasen, das Geräusch knirschenden Schnees mischte, das von der Haustür hereindrang. Die Kinder liefen alle hinaus, um zu sehen was es gäbe und ich folgte langsam: und draußen, mitten in der Eingangshalle standen der Dekan und seine Gemahlin, und die Lakaien voller Bestürzung. Und ringsum herrschte tiefe Stille — und —

„Wie unangenehm muß es Ihnen sein, uns zu sehen, Herr Ruskin!“ begann schließlich Frau Liddell.

„In der That, es ist mir nie unangenehmer gewesen“, gab ich zurück, „aber was gibt es?“

„Ja“, sagte der Dekan, „wir konnten nicht einmal durch die Parks hindurch kommen; der Schnee muß einen Klaster tief auf dem Woodstockweg liegen. Aber lassen Sie's gut sein, wir wollen uns ganz artig und

ruhig verhalten und nicht im Wege sein. Gehen Sie zu Ihrem Thee zurück, wir wollen unsere Mahlzeit unten einnehmen."

Und so geschah es, aber wir konnten Papa und Mama nicht aus dem Wohnzimmer fern halten, nachdem sie gegessen hatten und ich ging, um schöne Stunden betrogen, zu meinem College-Gebäude zurück.

Ob nun der Defan es der Prinzessin erzählt hatte oder seine Frau, oder die Mädchen selbst, weiß ich nicht; jedenfalls ging die Geschichte rings um die Tafel und d'Israeli war in zehn Minuten genau über jede Einzelheit unterrichtet, niemand wußte, wie. Als die Prinzessin aufstand, hatte sie offenbar die mitleidige Regung mir eine Freundlichkeit zu erweisen und sehr bald kam sie in den Salon, um den Bericht des Glade-Professors entgegenzunehmen.

Im Salon des Defans wartete, wer nicht bei der Tafel zugegen war, um sein Teilchen von der Prinzessin zu haben, das jedem Oxforder offiziell gebührte, und am nächsten Tage in den Blättern erwähnt zu werden. Die Prinzessin, welche wußte, wen sie mit ihrer Unterhaltung auszeichnen mußte oder nicht auszeichnen durfte, ohne daß ganz Oxford am nächsten Tag auf dem Kopfe stand, schritt einfach auf die Leute zu, denen sie die Ehre einer Audienz angedeihen lassen wollte und hielt dann inne, um zu hören was sie vorbrachten. Ich sah, daß ich nun an die Reihe kam und der Tierkreis brachte mir das freundlichste

Bild nahe. Sie stand vor mir und die anwesenden Sterne und sonstigen Geschöpfe horchten auf, was das kleine Mürmeltier zu sagen habe.

In der kurzen Zeit von etwa anderthalb Minuten erzählte ich der Prinzessin, daß die Landschaftsmalerei von den Leitern der Colleges nur wenig und von den Untergraduierten noch weniger gepflegt werde, und daß meine Schülerinnen stets von mir erwarteten, ich könne sie in sechs Stunden malen lehren wie Turner. Als ich sah, daß ich mich in Schwierigkeiten verwickelte, hielt ich inne und die Prinzessin mochte wohl fühlen, daß ich sie auf ein heikles Gebiet führte; sie neigte sich höflich und schritt zum nächsten Professor weiter.

Die Menge, welche ein Kompliment im schwungvollen Stil der Modern Painters von mir erwartet hatte, war außerordentlich enttäuscht und es schien plötzlich ein freier Raum um mich zu entstehen, als die Thür des Kinderzimmers sich öffnete und Rhoda in Gesellschaftstoilette heraustrat.

Allerliebste! Nur das Kleid ein wenig zu kurz, die Knöchel ein wenig zu zierlich und der Ton des rosafarbenen Bandes ein wenig zu tief; keineswegs das Mädchen, das meine Vorlesungen besuchte, sondern das reizendste kleine Reis Rhododendron, das je im Alpental glitzerte.

D'Israeli ersah sogleich seinen Vorteil. Indem er sich zu voller Höhe aufrichtete, schritt er vor und Rhoda entgegen. Aller Augen richteten sich auf ihn.

Mit freundlicher Ehrerbietung bewegte er die Hand und stellte der Welt vor: „Hier ist, so viel ich weiß, die junge Dame, für deren Ausbildung in Kunstgeschichte sich Professor Ruskin so sehr interessiert.“

Und ich hatte nichts zu erwidern, denn ich hatte ihr nie in meinem Leben eine Stunde gegeben und konnte doch mein Interesse nicht in Abrede stellen. Ich konnte mich nur wie ein Murmeltier verbeugen und floh aus dem Gesichtsfeld der Gesellschaft auf mein Zimmer.

Diese Plauderei hat mich abgeleitet von dem, was ich eigentlich in diesem Kapitel erzählen wollte, von dem Eindruck, den das Hospiz auf dem St. Bernhard im Gegensatz zur Einsiedelei des heiligen Bruno auf mich machte. Ich muß einige Züge aus der alten schweizerischen Geschichte entwerfen, an welche ich den Leser zuerst erinnern muß, ehe er verstehen kann, warum ich den Wunsch hatte, die zerfallenen Türme von Freiburg, Thun und Rheinfelden zu zeichnen.

In dem Bergkönigreich, das ich durch das Recht der Liebe beanspruchte, als ich es zum ersten Mal vom Col de la Faucille sah, stehen die himmelhohen Berge, die „ewigen Wolken“, deren Herrlichkeit nicht verbleicht, in Gruppen von so ausgeprägter Gestalt beisammen, daß jeder sorgfältige Beobachter, der sie einmal von Norden oder Süden gesehen hat, jede einzelne in ihrer eigenartigen Schönheit wiedererkennt. Von diesen ist in der ganzen Schweiz und, so viel ich

gelesen und erfahren habe, in der ganzen Welt, die Jungfrau bei Lauterbrunnen der herrlichste Berg; nach ihr das Wetterhorn und das Wellhorn mit ihrem Gletscher von Rosenlauri und schließlich die Aiguille von Bionnassay, der Strebepfeiler des Mont Blanc im Süd-Westen; nach diesen schönsten folgen die verschiedenen Gipfel der Alpen von Bern, Chamonix und Zermatt, je nach ihrer Größe und der mehr oder minder vorteilhaften Lage, die sie für den Beschauer einnehmen. Deshalb macht die Blümlisalp weit mehr Eindruck als der Mont Combin, der doch beinahe so hoch ist, wie der Mont Blanc, aber nur mit Schwierigkeit und in keinem Zusammenhang mit tiefer gelegnem Lande zu sehen ist.

Unter den untergeordneten Gipfeln sind es fünf, die als vorgelagerte, mächtige Berge überwältigend groß vor einem stehen, wenn man sich der großen Alpenkette nähert: die Tournette bei Annecy, der Dent du Midi von Bex, das Stockhorn südlich von Thun, der Pilatus bei Luzern und der Hohe Säntis bei Appenzell. In der Kette selbst aber kann keiner der niederen Berge sich mit dem Mont Velan messen, dem Gipfel, der den großen St. Bernhard beherrscht.

Er ist das weithin sichtbare Wahrzeichen der großen natürlichen Verbindungsstraße, die über den großen St. Bernhard Frankreich und Italien verbindet. Man sieht ihn von beiden zuführenden Tälern aus, dem von Aosta und dem von Martigny und das Rhonetal hinunter von St. Moritz bis Vevey.

Der Paß selbst ist zur Sommerzeit, zu Pferd wie zu Fuß, leicht gangbar und sogar im Winter nur bei Sturm gefährlich. Von den frühesten Zeiten bis auf Napoleon war es der erkorene Paß der größten Herrscher und weisesten Missionare. Die Simplon-Schlucht war im zwölften Jahrhundert noch unpassierbar und das Bistum Wallis infolgedessen ein isoliertes Gebiet, das bei Martigny abzweigte. Von oben unangreifbar, außer in Verbindung mit dem Kloster St. Bernhard und der Abtei St. Moriz, die sowohl der burgundischen und schweizerischen Heeresmacht, als den Horden der Sarazenen die Spitze boten.

Ich muß den Leser daran erinnern, daß zu der Zeit, da die Schweizer Geschichte beginnt, Frankreich noch nicht in seiner heutigen Größe bestand. Es gab eine heilige Isle de France und eine Anzahl Städte: Amiens, Paris, Soissons, Rheims, Chartres, Sens und Troyes, alle durch und durch französisch in Kunst und Glauben. Aber rings um dieses fränkische Zentrum lagen die Picardie, Normandie, Bretagne, Anjou, Aquitanien, Languedoc und die Provence, als unabhängige, nationale Mächte, und im Osten der Côte d'Or das starke, selbständige Königreich Burgund, das Jahrhunderte lang mit Deutschland um die Herrschaft in der Schweiz rang, und von deren hohem Alpenthron aus um die Herrschaft in Europa.

Das war, wie gesagt, um die Zeit, da die Geschichte der Schweiz als solche beginnt. Als ein

Teil der allgemeinen christlichen Geschichte fängt sie ein Jahrhundert früher an, als im Jahre 773 Karl der Große seine Franken nach Genf zusammenrief, um in Italien einzufallen. Er teilte sein Heer, stellte an die Spitze jeder Abteilung Schweizer Bergvolf und ließ die eine unter seinem Oheim Bernhard, dem Sohne Karl Martells, über den großen St. Bernhard gehen, während er selbst die andere über den Mont Genis führte. Es heißt, Karl der Große habe für diesen Marsch den Waldbewohnern der Mittel-Alpen ihre Banner verliehen, Uri den Stier, Unterwalden die Kuh und Schwyz das Horn; gewiß ist, daß nach seinen italienischen Siegen die Schweiz der lebendige Mittelpunkt der Zivilisation für sein ganzes Reich wurde. „Deshalb“, sagt Gaullieur, „ist die Heldengeschichte des alten Zürich und die Annalen des Thurgau und Rätliens voller denkwürdiger Taten des Kaisers des Westens. Beiläufig erwähne ich hier der Legende, welche die Gründung der Wasserkirche zu Zürich an das Erscheinen einer wunderbaren Schlange knüpft, die an die Stelle am Ufer der Limmat kam, wo der Kaiser all seinen Untertanen Recht sprach, um seine Gerechtigkeit auch für sich anzurufen.“

Der Leser muß wissen, daß das bernstfarbige Wasser des Zürichersees und der Limmat in alten Tagen vor allen Alpenwässern für das Urbild der Reinheit galt. Das tiefere Blau der Reuß und Rhone wird in geringerer Tiefe dunkel und gibt immer die Vorstellung, als ob irgend eine mineralische Bei-

mischung die Farbe verursache, und die Aar ist schon lehmig, ehe sie nach Bern kommt. Aber der blaßblaue, kristallklare Zürichersee mit den munteren Fischen, und die Limmat mit ihrem raschen Gefäll und fleckenlosen Wirbeln, die ihren ganzen Weg von den Felsen von Baden an bis zur Mündung zieren, bleiben Sommer wie Winter von einer beständigen, heiligen, unverletzten, übernatürlichen Lieblichkeit.

An diesem Limmatufer saß Kaiser Karl, um Recht zu sprechen, wie einst Rnut am Meere. Die Züricher „Wasserkirche“ am Austritt der Limmat aus dem See ist von ihm gebaut; während die Kathedrale aus einer Zeit stammt, die sich weniger ins Dunkel der Sage verliert.

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts erhoben gleichzeitig Rudolf der Zweite, König von Burgund und Burkhard, Herzog von Schwaben Anspruch auf die Schweiz; im Kampfe siegte zuletzt der deutsche Herzog bei Winterthur, doch mit so großer Anstrengung, daß er es vorzog, seinen Gegner zu seinem Verbündeten zu machen und so gab er ihm seine Tochter Bertha als Friedensunterpfand zur Gemahlin.

Bertha, die Tochter Herzog Burkhards und Regilindas, war damals dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Die Hochzeit fand erst im Jahre 921 statt, eine denkwürdige Feier; manches Gebet mag zum Himmel emporgestiegen sein als Dank für den Beginn einer glücklicheren Zeit für Burgund, die Schweiz und Deutschland. Während der ersten zehn Jahre nach

seiner Vermählung, vertrieb ihr Gemahl im Verein mit Heinrich dem Vogler die Sarazenenhorden und die Ungarn aus den Alpen. Darauf machte sich Bertha ans Werk, die Spuren ihrer Verwüstungen zu tilgen; durch das ganze Land baute sie Burgen, Klöster, befestigte Städte und Zufluchtstürme. Im Jahre 930 richtete sie Stadt und Kirche zu Solothurn wieder auf, im Jahr 932 die Kirche zu Montiers im Jura und gründete im selben Jahre das Stift Amfoldingen bei Thun und die Kirche in Neuchâtel; endlich, um 935 die Kirche und den Konvent zu Zürich, wo ihre Mutter Regilinda 944 Äbtissin wurde und es bis zu ihrem Tode blieb.

Die Königin Bertha selbst residierte meist nicht weit von diesem Kloster entfernt, in einer Burg auf dem Albis. Im Jahr 950 betrauerte sie den Tod ihres Schwiegersohns Lothar und die Gefangenschaft ihrer Tochter Adelheid auf dem Garda-See. Aber Otto der Große rächte Lothar, vertrieb Berengar aus Italien und vermählte sich mit Adelheid. Er setzte Konrad von Burgund wieder auf den Thron von Burgund und der Schweiz; und nun begann Bertha, stark durch den Schutz des Königs, ihres Sohnes, und des Kaisers, ihres Schwiegersohnes, unterstützt von ihrer Mutter, der Äbtissin im Konvent der „Dames Nobles“ zu Zürich, ihr umfassendes Wohltätigkeitswerk in der ganzen Schweiz.

Zur Sommerszeit, wenn sie, von ihrem Rocken spinnend, durch ihre Lande zwischen dem Jura und

den Alpen ritt, pflegte sie wie die Legende berichtet, nur einen Bauernknecht bei sich zu haben, der ihr Pferd führte. Auf diese Weise lernte sie ihr Landvolk und seine Hütten und Felder kennen durch das ganze Land von Zürich bis Genf und erwies sich hilfsbereit, wo sie konnte, zwölf Jahre lang.

Im Jahre 962 gab ihr Sohn ihrer Abtei Bayerne eine beinahe monarchische Autorität und Münzrecht. Bald danach, als ihr Vetter Ulrich, der Bischof von Straßburg war, auf Besuch kam, suchte Bertha mit ihm und dem König (ihrem Sohn) alle Stiftungen auf, die sie gegründet hatte, und weihte die Kirche von Neuchâtel der heiligen Jungfrau. Um dieselbe Zeit wurde auch das Kloster auf dem Großen St. Bernhard gegründet.

Ihr Todesjahr finde ich nicht aufgezeichnet, aber ihr Sohn Konrad starb im Jahr 993 und wurde neben seiner Mutter in Bayerne beigesetzt.

Während des ganzen elften Jahrhunderts und über die Hälfte des zwölften nahm in der Schweiz die Macht von Berthas Einrichtungen und der Kirche stetig zu; doch allmählich wuchs ihr Reichthum an Grundbesitz zu einer Art feudaler Hierarchie heran, gegen welche, sowie gegen die Macht der Adelligen, die beständig miteinander in Fehde lagen, Herzog Berthold der Vierte von Zähringen im Jahre 1178 die Gründung von Freiburg im Aechtland ins Werk setzte.

Der höchste Punkt der neuen Stadt war das Schloß Tyr oberhalb der steilen, abgedachten Felsen, welche

die Sarine begrenzen, der alte Sitz der Grafen dieses Gaues, und wie man annimmt, die Wiege des Hauses Thierstein. Berthold nannte seine neue Stadt Freiburg, wie seine Hauptstadt im Breisgau, weil er ihr in der That dieselben Freiheiten und Gerechtsame verlieh, wie dem badischen Freiburg. Ein Gebiet von etwa vierzig Kilometer im Umkreis, wurde Freiburg im Achtland verliehen, der Landstrich, der noch heute „die alten Lande“ heißt. Ein Teil der neuen Kolonisten kam aus dem Breisgau, andere aus dem romanischen Waadtland; die Deutschen lebten im Tal, die andern auf den Höhen. Erbaut auf der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland war Freiburg der Berührungspunkt zweier bisher feindlichen Nationen und die „Handfeste“ von Freiburg diente allen übrigen Stadtverfassungen in der Schweiz zum Muster. Bis auf den heutigen Tag ist die Stadt in zwei Teile und zwei Sprachen geteilt.

Das war im Jahre 1178. Zwölf Jahre später machte Berthold der Fünfte, der größte und beste aller Zähringischen Herzöge, aus dem Dorf Burgdorf im Emmental die Stadt Berthoud, die wahrscheinlich nach ihm genannt ist, und legte im Jahre 1191 den Grundstein zur Stadt Bern.

Er wählte dafür einen Platz in königlichem Gebiet, weil er eine Reichsstadt gründen wollte; die Stelle, die er dazu auswählte, lag nahe einer Burg, die im Jahrhundert vorher den Habsburger Königen gelegentlich zum Wohnsitz gedient hatte. Es ist eine

lange hochgelegene Landzunge, beinahe eine Insel, deren zerrissene Abstürze von der Aar umspült werden. Runo von Babenberg, des Herzogs Marschall erhielt den Auftrag, die Insel mit der unbedeutenden Ansiedelung darauf, zu befestigen; daraus ist inzwischen die mächtige Stadt Bern geworden, deren Ruhm zunächst in dem demokratischen Sinne ihrer Bürger und später in der Gewandtheit ihrer Aristokraten bestand, deren feine Staatskunst, fest, beharrlich und ehrgeizig, sich in alle bedeutungsvolle Angelegenheiten der benachbarten Länder mischte und eine Macht wurde, mit der die größten Herrscher zuweilen rechnen mußten.

Schließlich erbaute Berthold noch das Schloß in Thun, an der Stelle, wo die Aar aus dem See heraustritt, eine Burg, welche, wie man noch heute sehen kann, die ganze Ebene bis nach Bern hin und die Heerstraße zum Oberland beherrschte.

So bildeten die drei Städte Freiburg, Bern und Thun die dreifache Festung der Herzöge von Zähringen, verstärkt durch ein Bürgerthum, welchem sie bis dahin unerhörte Vorrechte eingeräumt hatten. Diese verbündete herzogliche und bürgerliche Macht nahm die ganze Gewalt über die eigentliche Schweiz für sich in Anspruch, gegen die Grafen von Savoyen im Süden, die burgundischen Fürsten im Osten und die kirchlichen Herren Italiens; setzte die Bischöfe von Sion im Wallis ein, das sich damals von der Seemündung der Rhone bis ins Waadtland

hinab erstreckte, und besetzte, dem Vermächtnis der Königin Bertha gemäß, den Thron von Bayerne.

Die Mönche dieser königlichen Abtei, welche ihre alten Rechte über das Waadtland durch die Existenz Freiburgs bedroht sahen, widersetzten sich dem Bau der St. Niklauskirche dort, indem sie behaupteten, daß der Grund und Boden, der dafür bestimmt sei, ihrer Abtei gehöre. Berthold der Vierte war schon im Begriff die Mönche auf ihrem eigenen Felsen anzugreifen, als die Edelleute von Waadt sich ins Mittel legten.

Vier von ihnen, Amé Graf von Genf, Bauthier von Blonay, Konrad von Estavayer und Rudolf von Montagny zwangen Berthold, den Mönchen das strittige Land zu überlassen und ihre Privilegien durch eine Urkunde zu bestätigen, die im Jahre 1178 ausgefertigt wurde. Kirche und Kloster zu Freiburg wurde gegründet unter ihrer Herrschaft. Die Stadtverfassung von Freiburg wurde, ob es die Zähringer Herzöge voraussehen oder nicht, der fruchtbare Keim zu einer neuen sozialen Gestaltung. Die „Kommune“ entwickelte sich zum „Kanton“, und „aus der wohlthätigen Aera kommunaler Freiheit wuchsen die konstitutionellen Freiheiten und die legislative Gewalt der modernen Gesellschaft hervor“.

So weit Gaullieur, von dessen Witwe ich mein Chalet in Morney mietete und dessen Sohn ich nach besten Kräften lehrte, den Abhang des Salève unterhalb der Ruinen des alten savoyischen Schlosses, von nutzlosen Steinen zu säubern.

In der Nähe desselben, auf dem Gipfel eines kegelförmigen Bergthrones, wohnte in seinem Landhaus den ganzen Sommer hindurch mein lieber Freund und Arzt, der alte Doktor Goffe von Genf, dessen Berggarten, ungefähr dreihundert Fuß oberhalb des meinigen, von den noch stehenden Mauern und Ecktürmen des Schlosses von Savoyen eingeschlossen wurde; der Doktor hatte den untersten Turm ausbessern lassen, damit das Regenwasser, das den steilen Gartenabhang herunterschloß, darin aufgefangen werden konnte, und der goldene Sonnenschein des Salève es nicht wieder auffog.

„Das war ein Kriegsturm“, sagte der alte Doktor triumphierend, als er mich zum ersten Mal an den Grenzen seines Gutes entlang führte, „sehen Sie, das war ein Kriegsturm, ich habe eine Flasche daraus gemacht.“

Aber diesen Spaziergang an den Burgmauern entlang machte ich lange nach den Zeiten des Mont Velan, von denen ich hier erzähle, und wenn ich jetzt dazu zurückkehre, mag sich der Leser die Heimat der vier Ritter aus dem Waadtland ins Gedächtnis zurückrufen, die für das Kloster der Königin Bertha eingetreten waren: Amé von Genf, Bauthier von Blonay, Konrad von Estavayer und Rudolf von Montagny.

Amés Schloß zu Genf stand auf der Insel, wo sich jetzt der Glockenturm erhebt und ist seit lange zerstört; von Estavayer und Montagny weiß ich nichts, aber

Schloß Blonay steht noch, wie Chillon, oberhalb Vevey am Haupte des Sees, doch hat es sich allmählich zur Behaglichkeit einer gemüthlichen Wohnstätte umgewandelt; seine Kriegstürme tragen hölzerne Ballustraden und sind in heiterer Vornehmheit gekrönt von hübschen kleinen Thürmchen und Spizen. Ringsum Obstbäume und kletternde Blumen; die Burggräben alle zu Gärten gemacht, die umliegenden Gefilde voller Lilien und Mehlkraut, dazwischen leuchtendes Blau von Veilchen oder Enzian. Die vormals zum Schloßgut gehörenden Bauern sind noch heimisch in dem freundlichen Dorf oder wohnen in ihren zerstreut liegenden Häusern, hier in Apfelblüten versteckt, dort von Kirschblüten wie von Schnee überschüttet.

Ich erzählte schon, wie vergnüglich es mein Vater fand, sich in den Drei Königen zu Vevey aufzuhalten, während ich oben zwischen den Aiguilles von Chamoni herumkletterte; in späteren Jahren anerkannte ich seinen Geschmack und blieb zufrieden mit ihm in Vevey, so lange er wollte, und fühlte mich für mein Teil auf den Feldern und den Bergabhängen rings um Schloß Blonay immer ganz glücklich. Da es meinen Eltern nicht schwer fiel, bis dort hinauf zu steigen, so begleiteten sie mich gewöhnlich bis hierher, wenn ich höher in die Berge wollte und warteten mit unserer alten Dienerin Lucy Tovey, (die wir zuweilen mit auf Reisen nahmen, damit sie die Orte sah, von denen wir immer erzählten), bis ich mit meinem Zeichnen oder Hämmern fertig war und

wir alle zum Mittagessen um vier Uhr durch die Weinberge heimgingen. Den Abend hatte ich dann für mich, damit ich den Dent d'Oche und die südlich nach Genf hinabziehende Felsenkette bei Sonnenuntergang studieren könne.

So wurde uns Bevey mit der Zeit die vertrauteste aller Heimstätten in der Fremde. In Venedig dachte meine Mutter immer, die Gondeln könnten umschlagen, zu Chamoniß fürchtete mein Vater, ich könne in die Spalten des Mer de Glace fallen, in Pisa hatte er mich einmal, als wir an der Spina-Kapelle vorbeifuhren, in deren Anblick ich versunken war, durch die Frage gekränkt, „was soll ich dem Rutscher geben“? und in Florenz gefiel es ihm, die entzückende Schönheit der Bilder Cimabues zu bestreiten. — Aber in Bevey waren wir alle eines Sinnes: mein Vater fühlte sich in den Weinbergen zu Hause, meine Mutter hatte Obstgärten und Narzissenwiesen so gern wie ich, und ich selbst hatte den Dent du Midi für den Anblick ewigen Schnees, wenn auch in der Ferne, den Rochers de Naye erreichbar, sobald ich bergsteigen wollte, Chillon als geschichtliche und poetische Anregung, den See in seiner ganzen Breite von Lausanne bis Meillerie um Turnerische Morgennebel und Sonnenuntergänge daran zu studieren und Mondnächte, in denen der Mond herunterstrahlte wie ein Gletscher frosterstarrten Goldes. Mußte man einmal nach Genf hinunter, so standen kleine Dampfer zur Verfügung — klein wie kein Sterblicher von heute

sie sich vorstellen kann; man konnte wahrlich Angst haben, ein weiterer Korb Äpfel sei zu viel für das kleine Fahrzeug, nachdem es an den Landungsstegen das zahlreiche Marktvolk aufgenommen hatte. Das Schiff hielt an allen kleinen Orten am nördlichen Ufer, und da die Mehrzahl der Fahrgäste Landleute zu sein pflegten, waren die kleinen Kabinen oft ganz unbenutzt.

So trafen wir es eines Tages, als wir von Bevey nach Genf fuhren. Da es auf dem Verdeck heiß war, gingen wir in die kleine Kajüte hinab, an deren Fenstern das von den Rädern gepeitschte Wasser als herrliche Ströme von Smaragd und Silber vorbeischoß. Außer uns — das heißt, meinen Eltern, der alten Anna und mir — war nur noch eine Familie im Zimmer, die wir, und wie sich herausstellte mit Recht, für Amerikaner hielten. Es war eine Mutter mit drei Töchtern und ihrem Sohn von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, unter dessen Führung sie reisten. Wir waren durch den Tisch getrennt, auf dem ein paar Zeitungen mit den gewöhnlichen, wenig interessanten schweizerischen Neuigkeiten, und ein oder zwei alte Karikaturenbücher lagen. Draußen rauschte nach wie vor das grünsilberige Wasser; keine der beiden Familien sprach etwas, doch bemerkte ich, wie der junge Amerikaner gelegentlich mit seinen hellen Augen forschend zu meinen Eltern herübersah.

Wenige Minuten nachdem ich seine aufmerksamen

Blicke bemerkt hatte, stand er auf und schritt mit dem gewinnendsten Lächeln, das ich je auf einem Gesichte sah, quer durch das Zimmer auf unsere Seite und wandte sich mit dem aufrichtigen Ausdruck wirklichen Vergnügens, uns zu treffen, an meinen Vater. Er wisse, wer wir sind, sagte er, sei froh uns hier zu finden und bitte um die Erlaubnis seine Mutter und Schwestern vorstellen zu dürfen.

Die hellen Augen, die klangvolle Stimme, das liebenswürdige Auftreten des jungen Mannes hatten meinen Vater im ersten Augenblick gewonnen. Der Neuengländer setzte sich zu uns und seine Mutter und Schwestern schienen die kleine Dampferkabine sofort in das Empfangszimmer ihres eigenen Hauses zu verwandeln. Die Zeit bis zur Ankunft in Genf verstrich nur zu rasch und wir verabredeten, uns nach ein paar Tagen in St. Martin wieder zu treffen.

So lernte ich, nach Dr. John Brown, meinen zweiten Freund kennen, der mir mein erster wahrer „Tutor“ geworden ist: Charles Eliot Norton.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Esterel-Berge.

Sallenches, 9. September 1888.

Mein Zusammentreffen mit Norton in St. Martin war ein sehr glückliches Ereignis. Die ganze Familie war geistreich und liebenswürdig, mit der ganzen Spannkraft und Schärfe des amerikanischen Geistes. Charles selbst war ein Mann von höchsten geistigen Gaben, mehr scharf beobachtend und kritisch, als schöpferisch, doch mit einem alles durchdringenden, feinfühligem Verständnis, gleich frei von Neid und Ehrgeiz.

Er war mir in jedem Zweige klassischer Literatur überlegen, kannte die alten englischen Schriftsteller besser als ich und übertraf mich erst recht an alt-französisch; auch verband ihn lebhafter Verkehr und enge Freundschaft mit den führenden Männern in der Geisteswelt seiner Heimat, mit Longfellow, Lowell und Emerson.

Meine „Modern Painters“ hatte er nicht nur mit vollem Verständnis und eindringender Kritik gelesen,

sondern auch meine Theorien nachprüfend verfolgt. Deshalb war es ihm in der That lieb, mit mir zusammenzutreffen und es war eine helle, einzigartige Freude für uns beide, als ich im Hotel zum Mont Blanc früh um fünf Uhr an seine Thür klopfte, um ihn die gewundenen Pfade durch die Bergwiesen von Sallenches zu führen, während das rosige Morgenlicht um die höchsten Schneegipfel flutete.

Wenn ich die altmodischen Fensterflügel des Esszimmers im Hotel Bellevue öffne, kann ich vom Schreibtische, an welchem ich dies Kapitel schreibe, auf diese Bergwiesen hinausschauen; ja, dort drüben windet sich der Pfad, den wir damals empor kletterten, anscheinend unverändert. Aber was damals die ewigen Berge zu sein schienen, hinter denen die rosige Dämmerung wolkenlos emporstieg, was der Himmel, in den sie sich verlor und was das menschliche Gemüt und menschliche Tugend — wie sehr sich das alles veränderte, wie bedrückend, kann ich nicht ausmessen und will ich hier nicht sagen.

Dieser Morgen schenkte mir, wie ich schon sagte, denjenigen meiner Freunde, der den tiefsten leitenden Einfluß auf mich ausübte; denn Dr. Brown, so hoch er sowohl an allgemeinen Fähigkeiten, als an Kenntnissen in seinem eigenen Fache über mir stand, schätzte in seiner kindlich einfachen Zuneigung zu mir alles was ich schrieb, um des Wahren willen, das er darin fand, mochte es auch lücken- und fehlerhaft ausgedrückt sein. Norton hingegen sah meine Schwächen

und Beschränktheiten und gewann gleich von Anfang an unmerklich eine Art väterlicher Autorität über mich und ein Recht mich zu leiten, wiewohl er etwa zehn Jahre jünger war. Er ließ meine Talente ihren eigenen Weg gehen, ja mehr als das, er förderte und regte sie auf die liebenswürdigste Weise an. Mit niemand, an dem er Interesse nahm, sprach er ohne Seitenblitze witziger Komplimente und mir ganz besonders wurde sein unendlich mannigfaltiges, liebendes Lob ein beständiger Sporn zur Anstrengung und eine Hülfe bei allem, was ich unternahm; jedoch erlaubte er mir nie die geringste Verletzung der Geseze, weder der des guten Stils, noch gesellschaftlicher Klugheit, ohne sofortigen Tadel oder Warnung.

Ich war mir vollständig seiner lenkenden Kraft bewußt und unterwarf mich ihr in Liebe, sodaß er alles mit mir hätte machen können, wenn nicht die unglückselige Verschiedenheit unserer angeborenen, unabänderlichen politischen Anschauungen gewesen wäre.

Seit jenem Tage in Sallenches habe ich manchmal darüber nachdenken müssen, was aus Charles Norton geworden wäre, wenn er das Licht der Welt als englischer Tory, schottischer Jakobite, französischer Edelmann oder savoyischer Graf erblickt hätte. Als Savoyardengraf würde er mir wohl am besten gefallen haben, etwa als Herr des Turmes von Sallenches, eine Viertelmeile über mir. Unbewohnt, aber noch bewohnbar steht er an der Schlucht, halb verborgen durch die ihn umrankenden Reben.

Ich kann hier nicht mit der Erzählung unseres Kriegs und Friedens fortfahren; denn das Schicksal wob für mich, bald nachdem es mir in dem Tal von Sallenches jenen Freund zugeführt hatte, ein anderes Netz der Liebe, in dem sowohl Kette als Einschlag von tieferen Farben waren.

Bald nach meiner Heimkehr, im ereignisreichen Jahr 1858, schrieb mir eine Dame, — von irgendwo aus der Nähe der Green Street, W. — einen Brief, worin sie sagte, — wie das die Leute zu jener Zeit manchmal taten, — sie sehe, daß ich der einzige vernünftige Lehrer in Kunstdingen sei; sie habe den ernstlichen Wunsch, ihre Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben, in den Anfangsgründen der Kunst auf rechte Art unterweisen zu lassen; hauptsächlich das jüngere Mädchen, in welchem ich, wie sie meinte, ein entwicklungsfähiges Talent finden werde, — ob ich sie besuchen wolle? Ich ging hin und fand die Mutter nicht nur dem Bilde entsprechend, das ich mir von ihr gemacht hatte, sondern noch ein gut Teil vorteilhafter. Sie war selbst noch außerordentlich hübsch und durchaus nicht zu alt, um noch vieles zu lernen, doch hauptsächlich für ihre Kinder besorgt. Emily, die älteste Tochter war nicht zu Haus, aber Rosie war da, — sollte sie aus dem Kinderzimmer geholt werden? „Ja“, sagte ich, „wenn es das Kind nicht ängstlich macht.“ Gleich darauf öffnete sich die Thür und Rosie kam herein, mich ruhig mit ihren blauen Augen messend, indem sie durch das Zimmer auf mich zuging; sie gab

mir die Hand, wie ein guter Hund die Pfote gibt und trat dann ein wenig zurück. Neun Jahre alt, am 3. Januar 1858, also jetzt bald zehn; weder groß, noch klein für ihr Alter, ein wenig ungelenk in ihrer Art zu stehen; die Augen tiefblau und größer und sanfter als späterhin. Ihre Lippen waren im Profil vollkommen lieblich, von vorn betrachtet ein wenig zu breit und hart im Winkel; im übrigen war ihr Gesicht das eines hübschen, wohlgezogenen irischen Mädchens, das Haar vielleicht anmutiger als gewöhnlich, in seinen kurzen die Stirn umrahmenden Locken und dem weichen offenen Haar, das im Nacken mit einem Bande zusammengehalten war.

Ich hielt es für wahrscheinlich, daß sie ein wenig zeichnen lernen könne, wenn sie sich die Zeit dazu nehmen wollte; doch erwartete ich nicht, daß sie sich sonderlich anstrengen werde und hielt mit dieser Meinung ihrer Mutter gegenüber nicht zurück. Rosie sagt kein Wort, aber wir fassen uns gegenseitig recht ins Auge. „Ich dachte Sie müßten so häßlich sein“, sagte sie später zu mir. Ihre Mutter hatte ihr nämlich viel von meiner „Größe“ erzählt und so erwartete sie, daß ich etwas wie Garibaldi oder der Elgin-Theseus sei, und war in dieser Hinsicht gründlich enttäuscht.

Ich erklärte mich bereit zu versuchen, was aus Rosie zu machen sei; nur konnte ich nicht jeden zweiten Tag den langen Weg zur grünen Straße machen. Mama ließ sich den Weg nach Denmark Hill erklären. Ich setzte die Einfachheit und die Schönheit seiner

Verzweigungen um das Schloß auseinander und wie man so ganz auf dem Lande sei, sobald man das dreieckige Feld beim Champion Hill hinter sich habe. Nachdem noch die Wildnis beim Obelisk auf der Karte aufgesucht und für passierbar erklärt worden war, wurde der Tag für die erste Stunde auf dem Dänemarthügel angelegt und Emily kam mit ihrer Schwester hinaus.

Emily war eine liebliche, reine, zartgemeißelte Marmornymphe von vierzehn Jahren, mit sanften dunklen Augen, sehr zart und anmutig in allem, was sie tat und sagte. Ich sah niemals ein solches Talent, Dinge schön zu arrangieren. Wenn sie eine handvoll Blumen ordnete, kamen sie aus ihrer Hand wie ein verschlungenes Kleinod von Farbe und Form, als ob sie so gesäet und erblüht wären. Ihre Mutter hatte die nämliche Gabe, nur geistreicher, durchdachter, abgerundeter, während sie bei Emily der reine, natürliche Instinkt war. Für ein irisches Mädchen war sie nicht wichtig; denn sie konnte keinen Fehler machen, man lachte nie über das was sie sagte und doch verlieh es dem Zimmer Freudigkeit. Für Rosie und mich war sie bald nicht mehr Emily, sondern „Wissie“, nach meinem gestorbenen Spitz.

Die Kinder waren alle, wie ihr Vater, Tierfreunde; als ich ihn zum erstenmal sah, liebte er einen grünen Papagei, der fast ganz in seinem Rock hineinschlüpfte. Emilys Pony „Schwalbe“ und Rosies Hund „Bruno“ werden vielleicht noch in diesen Memoiren an die Reihe

kommen; aber Emilys „Bully“ war der bevorzugte Liebling aller; sie brachte den halben Tag in der Luft über ihrem Kopfe oder hinter ihren Schultern zu, einen kleinen Strang ihres langen Haares, so langgestreckt sie konnte, auf dem Flügel haltend.

An jenem ersten Tage, als sie auf Denmark Hill kamen, gab's dort viel für die Mädchen zu sehen; — zunächst meine Mutter, um mit ihr anzufangen, welche sie auch zu sehen wünschte; beide Teile waren voneinander befriedigt. Dann gab es die dreißig Turners, einschließlich des großen Rialto, ein halbes Duzend Hunts und einen schönen Tintoretto; ferner meine Mineralien im Studierzimmer, den fruchtbeladenen Apfelbaum im Obstgarten und die leuchtenden Pfirsiche an der alten roten Gartenmauer. Die Unterrichtsstunde verlor sich an diesem Tage in einem Gespräche über Äpfel, mit ländlichen Zwischenspielen in den Ställen und dem Schweinekoben. Die Schweine insonderheit waren, wie schon bemerkt, sehr wohlerzogen und sprachen ausgezeichnet irisch. Als die Mädchen das nächste Mal kamen, begann der Unterricht mit Perspektive und der Erklärung der hauptsächlichsten Eigenschaften des Dreiecks. Beiläufig sei erwähnt, daß ich seit dem Jahr, als ich selbst über der Dreiteilung des Winkels brütete, die Erziehung im Zeichnen sowohl, als in der Ethik auf die erfreulichen und hübschen Geheimnisse der Dreieckslehre gründete. Dies tat ich um so entschlossener, als ich Unkenntnis der Größen immer als die Wurzel des modernen schlechten Geschmacks

und Leichtsinns fand; und ferner, weil all' die Anmut der Pflanzen= wie der Bergformen und viel von ihrer Wirkung auf dem Winkel des Kegels beruht, den sie mit ihren Zweigen ausfüllen, oder in den sie mit ihren Zacken hineinragen.

Diese geometrischen Lehren sind, wenn ich Mädchen unterrichte, immer begleitet von äußerst sorgfältigen Bleistiftstudien von Blattformen.

Was botanische Kenntnisse und die Auffassung des Pflanzencharakters anbelangt, war mir meine älteste irische Schülerin, die Mutter der beiden Mädchen, und an Zeichentalent diese meilenweit überlegen; aber die feinen Methoden der Messung und des Abrisses waren ihnen allen neu; ebenso der Reiz treu wiedergegebener Farbe im vollen Tageslicht und im Freien. Da wir Turners Gebirgszeichnungen aus seiner besten Zeit neben uns hatten und eine beliebige Menge Winden, Stockrosen, Pflaumen, Pfirsiche und Äpfel aus dem Garten hereinholen konnten, vergingen die Unterrichtsstunden schnell, doch so viel mehr im Geplauder als bei der Arbeit, daß ich bald fand, den Dreiecken wie den Winden werde es besser bekommen, wenn ich meine Stunden in das Schulzimmer in der grünen Straße und unter die Oberaufsicht der Erzieherin verlegte, statt unter Mamas.

So schlug ich ihnen vor, wenigstens an zweien von drei Unterrichtstagen zu ihnen nach Hause kommen zu wollen. Zu meiner Freude waren beide Kinder damit zufrieden und schließlich forderten sie mich noch

auf, sie im Kinderzimmer aufzusuchen, wann immer ich zufällig durch die grüne Straße käme; und von dieser Zeit an führten mich die meisten meiner Londoner Wege durch die Green Street.

Es war für mich keine geringe Annehmlichkeit, daß die Erzieherin eine sehr verständige, energische Frau war, welcher die Kinder sehr zugetan waren, und deren Autorität im Schulzimmer sich selbst die Mutter willfährig beugte.

Rosie hatte kürzlich ihr Gefühl für die Nettigkeit ihrer Erzieherin in dem Rosenamen „Bun“ (Bezeichnung eines süßen Backwerks) ausgedrückt, und ich hatte kaum den Rücken verwendet, als sie auch für mich einen Namen suchte, der gleichfalls ihre Befriedigung ausdrücken sollte. Nach einigem Nachdenken taufte sie mich „Crumpet“ (gleichfalls der Name einer Kuchenart); später, bewegt durch meine Güte gegen einen Bettler, kanonisierte sie mich als „Heiliger Crumpet“, oder kurz und praktisch „St. C.“, der ich immer blieb.

Die Zeichen- und bald genug die Malstunden gingen inzwischen erfolgreich voran; beide Mädchen arbeiteten mit schneller Auffassung und bestem Verständnis, so daß ich mit der kräftigen Hülfe ihrer Mutter, ihnen bald die hauptsächlichsten Eigenschaften guter Malerei und Bildhauerei begreiflich machen konnte. Rosie machte auch Fortschritte in der Geologie, aber nur so weit, um einen andern Spitznamen für mich zu finden: „Archigiosaurus“. Dies sollte teils meine wissenschaftliche Kenntnis der geologischen Schichten und

Zeitalter andeuten, teils mich in Beziehung zur Familie bringen, da ihre Mutter von ihrem klügsten und liebsten Freund wegen ihrer Anmut und Klugheit „Lacerta“ genannt wurde.

Die Dinge gingen so weiter — gute Mädchen werden wissen wie — den ganzen Winter hindurch; im Frühjahr brachte das Schicksal den ersten Wirbel in den ruhigen Strom. Die Familie beschloß, (ich weiß nicht mehr warum eigentlich) den Frühling in Florenz und am Ufer des Arno zuzubringen, statt im Londoner Parke. Ich hatte nur den Trost, daß Rosie wirklich ein bisschen traurig war fortzugehen, und daß sie in der drolligsten Weise begriff, wie traurig ich war.

Einige weise und wohlerzogene Leute haben mir gesagt, ich solle lieber gar nichts über Rosie berichten. Doch bin ich jetzt zu alt um Rat anzunehmen, und möchte nicht, daß der folgende Brief, der erste, den sie mir je schrieb, dahinmodere, wenn ich selbst ihn nicht mehr lesen kann, — ein Verlust für alle liebenden Herzen.

Nizza, Montag den 18. März.

Liebster St. Crumpet — Es tut mir so leid — ich k o n n t e nicht früher schreiben, ich hatte auch kein bisschen Zeit — es tut mir so leid, daß Sie enttäuscht waren. Ich bekam Ihren Brief erst gestern (Sonntag), und wir kamen doch erst Samstag

gegen Abend in Nizza an. Da bin ich nun heute morgen so früh aufgestanden, um zu versuchen eine volle Stunde vor dem Frühstück zu haben, um Ihnen zu schreiben; Sie sehn, daß ich es tue. — Sie dachten also an uns, lieber St. Crumpet, und auch wir dachten so viel an Sie. — Vielen Dank für den Tagebuchbrief; es war sehr freundlich von Ihnen, einen so langen zu schreiben. — Ich hab' Ihnen auch so viel zu erzählen, Archigiosaurus, deshalb will ich gleich bei Dover anfangen und schreiben, was uns bis Nizza begegnete. Emily bittet mich Ihnen zu sagen, daß sie in Dover ein Bild vom Dover-schloß im Nebel machte — ich glaube sie tat es Ihnen zu Liebe.

Wir hatten eine stürmische Ueberfahrt, aber wir saßen auf Deck und kümmerten uns nicht darum. Wir dachten und schwägten über Sie. Jede große Welle, die kam, nannten wir eine neunte Welle, und wir dachten, wie lustig es sein müsse, in einem Sturm zu sitzen und sie zu zeichnen, und ich glaube, wenn Sie es gewünscht hätten, hätte ich mich schon daran gewagt, lieber St. Crumpet. — Was meinen Sie, was am Vorderteil unsres Dampfers gewesen ist? Ihr Bruder, Archigiosaurus, ein Alligator, und wir sagten, das wären Sie selbst. So kamen wir nach Calais, frühstückten an der table d'hôte, und dann fing die langweilige Eisenbahnfahrt von Calais nach Paris an. Die Landschaft war auf dem ganzen Weg die gleiche; Sie werden sie kennen. Diese langen geraden

Pappelreihen, am Gipfel gleichmäßig abgeschnitten, und flaches, uninteressantes Land. Ich habe die Pappeln perspektivisch für Sie gezeichnet, St. Crumpet.

Wir kamen Freitag Abend nach Paris und blieben bis Mittwoch. — Nein, ich konnte Ihnen nicht schreiben, ich hatte wirklich gar kein bißchen Zeit, oder denken Sie, ich würde es nicht sofort benutzt haben? Ich weiß wohl, Sie denken: „Warum schreibt sie nicht?“ — Es würde zuviel sein, alles zu erzählen, was wir in Paris taten und nicht taten, deshalb will ich nur vom Louvre und Notre Dame erzählen. Wir gingen in den Louvre. St. Crumpet, wieviel dachten wir dort an Sie! Wie betrachteten wir die Tizians, von denen Sie sagten, daß wir sie hauptsächlich anschauen sollten, besonders die Bilder mit der Glasfugel und dem weißen Kaninchen. Ja, wir sahen sie ganz genau an, und finden alle, daß sie sehr schön sind. Ich glaube, mir gefallen zwei Porträts von Tizian, zwei dunkle Herren mit ernstesten Augen, besser als irgend welche andere. Wir meinten, daß seine Haut (d. h. die Haut, die er seine Gemäldedeute haben machte) so besonders schön gemalt ist, und wir beachteten das Rosa in den Augenwinkeln und dachten an das Porträt des Lord Bute und wieder an Sie, St. Crumpet.

Paul Veroneses Bild der Kinder, die mit dem Hunde spielen, gefiel uns sehr, besonders das vor-
derste davon mit den dunklen Augen, das nicht auf den Hund schaut. Ich möchte wohl wissen warum Paul Veronese seine eigene Familie in Bildern aus der

heiligen Geschichte anbringt? Der kleine Hund, den der Anabe in den Armen hat, ist so nett. — Die Statuen im Louvre, denke ich, sind wunderbar schön.

Ist es Unrecht, St. Crumpet, jene edle Venus Victrix ebenso schön zu finden, wie Tizian? Wenn es das ist, bin ich eine verhärtete kleine Sünderin. O, aber sie sind so schön, diese Statuen! Da ist eine Venus, die sich an einen Baum lehnt, an welchem sich eine Eidechse hinaufschlängelt. — Notre Dame verderben sie, so schnell sie können, indem sie jene großen alten Pfeiler mit häßlichen grünen und gelben Flecken bemalen. Ist das nicht das „Leichte“ der Franzosen? ¹

Es ist unmöglich alles zu erzählen, was wir von Paris dachten, ich muß jetzt zu den Bergen kommen, um nicht Alpen zu sagen — seien Sie nicht königsfischerig ² — lieber St. Crumpet. Wie gut war es von Ihnen, Ihre Turners, die sie so lieben, dem Oxford-Museum zu schenken.

Von Paris brachen wir Donnerstag früh auf und reisten den ganzen Tag und die ganze Nacht mit der Eisenbahn. — Ja, Sie würden gewiß „Arme Posie“ gesagt haben! Ich war sehr müde, aber wir kamen ganz gut darüber hinweg. Es war so lustig hinter

¹ Bezieht sich auf eine Debatte über ein Gedicht von Mrs. Browning, in dem sie die Franzosen verteidigt; sie behauptet darin mit Recht, daß sie nicht leichter sind als eine Flintenkugel.

² Wie der Königsfischer (Eisvogel), der mürrisch auf seinem Aste sitzt.

der Sonne her nach dem Süden zu laufen (seien Sie nicht königsfischerig) und am andern Morgen um fünf Uhr beim Aufwachen weite Ebenen mit grauköpfigen, silberigen Oliven zu sehen, zwischen denen hier und dort fette rosa Pfirsichbäume tanzen. — Dann gab es Gruppen von dunklen, kühlen Cypressen, die spitzig in den Himmel deuten, Hügel und graue Felsen, die ins Meer, — das mittelländische Meer — abfallen. So schüttelten wir denn unsre Schläfrigkeit ab, wenigstens Papa, Mama und ich taten es, denn Emily und Adele schliefen noch, und sahen, wie hinter den Zacken zerklüfteter Hügel ein rosa Lächeln über den Himmel zog, das uns sagte, daß der Morgen nun endlich gekommen sei. Da hielten wir Wache und plötzlich erhob sich, (platzte hervor, würde ein besseres Wort dafür sein; denn sie ging wirklich in einem Augenblicke auf) eine Sonne „weder trüb noch rot“ (Sie kennen den Bers) und dann duckte sie sich wieder hinter die Hügel. Es war so schön! Aber ich entsetzte Mama, indem ich sagte: „Kasperle in der Schachtel“. — Das weckte Emily auf, die natürlich erklärte, daß sie hell wach gewesen sei und alles gesehen habe. Warum tun das die Leute immer, St. Crumpet? — Das war gerade ehe wir nach Marseille kamen. Es hatte tags zuvor geschneit, und es war hübsch, im Winter schlafen zu gehen und im Sommer aufzuwachen. — Wir kamen nach Toulon und blieben dort einen Tag, und o, Archigosauros, wir sahen dort so viele Eidechsen und dachten wieder an Sie. — Wie können Sie wünschen,

ein Papagei zu sein? — Sind Sie nicht unser Heiliger? Sie würden kein bißchen hübsch aussehen in einer goldverschmückten Mütze; Sie wissen doch, daß Blau die Farbe ist, die Sie tragen sollten! — In Toulon war es wie im Juli. Ich liebe diese Hitze nicht; so verpflanzt und versengt werden ist zuviel für eine irische Rose. — Aber ich saß mit Mama und Emily auf einem Felsen und skizzierte den Hafen von Toulon (oder vielmehr versuchte es) für Sie, St. Crumpet. Die nächste Strecke fuhren wir mit der Post. Die Gegend war an manchen Stellen sehr schön, und gegen Abend sahen wir Schneespitzen; das waren die Savoyer Berge. Ich war jene Nacht tüchtig müde, und wir mußten in Fréjus schlafen, solch einem unangenehmen Orte. Am nächsten Tage hatten wir sechs Pferde vor unserm Wagen, denn wir hatten einen hügeligen Weg. Wir gingen ungefähr zwei Stunden des Weges über die Berge zu Fuß.¹ Sie wissen, welche Aussicht dort auf dem Gipfelpunkt ist, St. Crumpet, wie man steht und starrt und nichts sagt, weil die Worte „groß“, „prächtig“, „schön“ 2c. nicht zum vierten Teil ausdrücken können, was man denkt. Sie, der Verfasser von „Modern Painters“ könnten es beschreiben, irische Rosen können es nicht. Aber ich kann Ihnen erzählen, wie meine Vasen, die Moorlandrosen mir zunichten, als ich vorüberging, und wie

¹ Der Paß von Esterelle, zwischen Frejus und Nizza, der mir immer schöner erschien, als alle Haine und Felsen der Riviera. — J. R., 1889.

sie nicht verstehen konnten, warum irische Heckenrosen im März blühen statt im Juli. Ich muß Ihnen noch erzählen, wie die Felder weiß von Narzissen, und die Wege umsäumt waren mit violetten Anemonen und wie die scharlachroten Anemonen auf den Wiesen standen und mir im Wagen Tantalusqualen bereiteten, weil ich sie so gern näher gesehen hätte. Und wilde Myrten wuchsen hart am blauen mittelländischen Meere, und Mama legte sich mitten hinein, während Papa und ich mit einem gänzlich tauben, alten, französischen Fischer plauderten, der mir die Fische gab, wenn er sie fing, indem er sie halb lebend in meine Hände legte.¹ O, das wäre was für Sie gewesen, Archigosaurus! Wie wünschte ich, daß Sie dabei gewesen wären!

Also wir kamen hier (in Nizza) am Samstag Abend an und kletterten auf ein altes römisches Amphitheater und sahen den herrlichsten Sonnenuntergang. Und wieder dachten wir an Sie. O, St. Crumpet, ich denke so viel an Sie und an all' Ihre Liebenswürdigkeit gegen mich, ich möchte so gern, daß Sie glücklich wären — Gott kann das machen. — Wir wollen versuchen, von dem was Sie uns lehrten, nichts zu vergessen. Es war so gut von Ihnen, wir danken Ihnen beide sehr dafür. — Mama ist sehr erfreut darüber, daß Sie zu Dr. Ferguson gingen.

¹ Man muß wohl verstehen, daß der Fischer nicht vollständig taub war; denn Papa hätte nicht bloß mit seinen Augen sprechen können wie Rosa es konnte.

Sie sagt, Sie müssen ihn nicht aufgeben. Wie freundlich von Ihnen, zu dem alten Mann zu gehen und mit ihm zu schwätzen. Freilich ist sein Name nicht schön. Wir alle haben Ihren Brief gelesen und uns sehr darüber gefreut. Ich hab' ihn so gern, diesen schönen Brief! Hoffentlich geht es Herrn und Frau Ruskin gut. Grüßen Sie, bitte, beide freundlich von uns und nehmen Sie für sich so viele Grüße als sie wollen. Es werden schon viele sein, wenn Sie geruhen, alle zu nehmen, die wir Ihnen senden. Ich habe Nizza gern, doch mag ich nicht gern verpflanzt werden, außer nach Haus.

Immer Ihre Rose.

Postscriptum.

Ja, schreiben Sie Pakete, Koffer voll, und wir werden sie so gerne lesen. Ich konnte wirklich nicht eher schreiben, aber ich will versuchen, wieder zu schreiben. Sie müssen sehen, wie viel wir an Sie denken und von Ihnen sprechen.

Rosie Posie.

Sechzehntes Kapitel.

Johanna's Fürsorge.

Ich ließ Rosies Brief erzählen vom Beginn glücklichster Tage, kann diesen aber hier weiter keinen Raum widmen, wegen der Schatten, die sich damals durch die Krankheit meines Vaters um uns zusammenzogen und sich verdichteten. Sein plötzlicher, unerwarteter Tod schlug uns nieder wie ein Blitzstrahl, so betäubend, daß ich heute beim Zurückblicken kein Bild von dem Gemütszustand zu geben vermag, in welchen der schwere Verlust uns versetzte. Meine Haupt Sorge war zunächst jedenfalls die Angst um meine Mutter, die so viele Jahre bei jedem Gedanken von den Wünschen meines Vaters abhängig gewesen war und von allen geselligen Freuden zurückgezogen gelebt hatte, so lange sie seine Gefährtin sein durfte.

Ich hatte kaum den Einfluß gekannt, den ich selbst über sie hatte und war anfangs erstaunt, daß mein Leben jetzt dem ihren einen neuen Inhalt gab. Neue Hoffnung und neuer Stolz erfüllten sie, als sie mich mit umsichtiger Energie mit den bedeutenden Mitteln,

die das Vermögen meines Vaters mir in die Hand gab, meine volkswirtschaftlichen Theorien verwirklichen sah.

Die Geistesfrische meiner Mutter und ihr lebendiger Glaube befähigten sie, dankbar hinzunehmen, was ihr die Welt noch bieten konnte, während sie mit ruhiger Zuversicht der Zukunft im Jenseits entgegen sah. Trotzdem mußte irgend eine Gesellschaft gesucht werden, die ihr die Last der einsamen Tage tragen half. Ich habe bisher nie von der Familie meiner Großmutter gesprochen, die zum Teil in Schottland geblieben, zum Teil mit meinen frühesten Tagen in London verknüpft war. Eine unserer liebsten Verwandten war damals Frau Agnew, geb. Catharine Tweddale, Catharine getauft nach ihrer Tante, der Mutter meines Vaters. Sie war seit längeren Jahren Witwe, und ihre kleine Tochter Johanna, die, als ihr Vater starb, erst fünf Jahre zählte, war in der Einfachheit eines bescheidenen, zufriedenen Lebens aufgewachsen. Wenn sich der Kelch häuslicher Sorgen für sie auch häufig genug bis zum Rande füllte, so ließ ein glücklich veranlagtes, liebendes, heiteres Naturell sie die Bitternis leicht überwinden. Sie war aufgewachsen in den alten kindlichen Sitten, wie sie damals in den Landstädtchen Süd-Schottlands noch üblich waren, die wohl dadurch ein feineres Gepräge und stolzeres Selbstbewußtsein zeitigten, als in irgend einem andern Landstrich Europas, weil fast jeder Ort durch die Macht der Tradition geheiligt und

durch den Strahlenkranz eines kriegerischen oder religiösen Heldentums verklärt war.

Die Vorsehung fügte es, daß zur Zeit, da die Gedanken meiner Mutter stets bei der Vergangenheit weilten, dies Kind uns nahe treten sollte, — wirklich noch ein Kind in ihren unschuldigen Vergnügungen und doch mit dem Ernst des Lebens vertraut genug, daß die Einsamkeit meiner Mutter sie nicht bedrücken konnte. Ich weiß nicht mehr, wie sich alles entwickelte, aber schließlich fuhr ich am 19. April 1864 in die Cambridgestraße Nr. 1, wo mein Onkel sie mir mit den Worten vorstellte: „Hier ist Johanna“. Drei Jahre vorher hatte ich sie gesehen, aber zu flüchtig, um mich ihrer deutlich zu erinnern, nur hatte ich noch eine Ahnung davon, daß sie hübsch zu werden versprach. Nun sah ich, daß dies Versprechen sich erfüllt hatte, und sie jetzt mit ihren siebzehn Jahren eine Erscheinung war, wie sie meiner Mutter und mir gefiel. Als sie mir anvertraut wurde, nahm ich dankbar ihre Hand aus der ihres Onkels und sagte, ich weiß nicht mehr was, doch fühlte ich klarer als sie beide, daß Johannas Einverständnis mit unsern Wünschen ein Geschenk für meine Mutter und mich sei, das verlieren zu müssen uns schwer fallen würde. Ich setzte sie in den Wagen meines Vaters und brachte sie hinaus nach Denmark-Hill. Hier lasse ich ihren eigenen Bericht folgen über ihre erste Begegnung mit meiner Mutter:

„Ich wurde mit großer Freundlichkeit von der lie-

ben alten Dame empfangen, die mir nicht, wie so vielen andern Leuten, ein Gefühl der Furcht einflößte. Wir waren von Anfang an die besten Freunde. Sie war immer darauf bedacht, mir eine Freude zu machen und mich zu beglücken. Und ich, die ich von jeher alte Frauen gern hatte, war entzückt, es so leicht zu finden, ihr zu gefallen.

„Nächsten Morgen sagte sie zu mir: „Jetzt sage einmal ganz offen, mein Kind, was du am liebsten ißt, du sollst es bekommen; besinne dich nicht lange, sage, was du wirklich haben möchtest z. B. heute zum zweiten Frühstück?“ Ich antwortete der Wahrheit gemäß: „Kalten Hammel und Austern“. Und dies wurde eine Art stehenden Befehls für alle Monate mit R, zur großen Belustigung der Köchin.

„Natürlich nannte ich die alte Dame respektvoll Frau Ruskin, aber nach ein paar Tagen erklärte sie mir, daß ich sie lieber Tante oder Tantchen nennen sollte, was ich bereitwilligst tat.

„Die Tage hatten Flügel in diesem lieblichen Garten, und da ich auf eine Woche eingeladen gewesen, bis Herr Ruskin zurückkehre, fühlte ich mich sehr unglücklich, als er kam, weil ich dachte, ich müsse nun in die Straßen und den Lärm des inneren London zurück — so wohl ich mich im übrigen bei Onkel und Tante befunden hatte.

„Als der letzte Abend meiner Woche kam, sagte ich mit einigem Bögern: „Tantchen, ich sollte jetzt morgen wieder zurückgehen“. Sie ließ ihr Strickzeug

fallen, wandte sich rasch gegen mich und fragte: „Bist Du unglücklich, Kind?“ „Nein“, sagte ich, „aber meine Woche ist um, und ich dachte“

„Ich durfte den Satz nicht vollenden. „Laß mich nie wieder etwas vom Weggehen hören, bleibe so lange es Dir hier gefällt; wir wollen Deine Kleider und Deine ganzen Sachen holen lassen und verabreden, daß Du Stunden bekommst und Alles, was Du haben möchtest, damit Du bei uns glücklich bist“.

„Und so kam es, daß ich sieben Jahre lang blieb, bis ich mich verheiratete. Wenn ich dann und wann nach Schottland ging, bekam ich immer traurige Briefchen, die mich baten, sobald meine Mutter mich entbehren könne wieder zurückzukommen, ich werde so sehr vermißt und niemand könne meine Stelle ausfüllen. Tantchen war damals schon sehr alt — konnte es aber nie hören, alt genannt zu werden, selbst mit neunzig Jahren nicht — und ich konnte den Gedanken nicht ertragen sie zu verlassen“.

So weit Johanna; und sie und ich sind tatsächlich nie von einander geschieden. Ich will nicht zählen, wie lange es her ist, seit sie mit Arthur Severn verheiratet ist, aber ich halte sie heute für bedeutend hübscher als damals, trotzdem die meisten Leute sie früher für außergewöhnlich schön hielten; jedermann fühlte stets die harmonische Stimmung ihrer arglosen Seele, welche ihr Gesicht widerspiegelte. Ihre erste Eroberung machte sie sozusagen auf unserer Türschwelle. Eine halbe Stunde nach ihrem

Einzug in unser Haus kam Carlyle durch den Vorgarten geritten, freudig und ehrerbietig, wie immer, begrüßt; er blieb den ganzen Nachmittag und sogar während unseres Mittagessens um fünf Uhr. Noch manchen Tag danach kam er zu uns heraus; die folgenden Erinnerungen an seine Besuche lasse ich Johanna aus ihren Aufzeichnungen erzählen:

„Eines abends, als er mit begeisterter Freude erzählte, wie er als junger Mann einst einen herrlichen Ausflug nach Galloway gemacht, und in Wigtown bei einem Herrn Tweddale gastfreundliche Aufnahme gefunden habe, sagte ich: „wie mich das freut, das war mein Großvater und Wigtown ist mein Geburtsort“. Er drehte sich überrascht um: „Gott segne Dich, Kind, ist das wahr“, und rühmte dann mit sehr freundlichen Worten meine Heimatstadt und ihre Leute. Bei einer andern Gelegenheit erzählte er uns einiges von seiner Unterhaltung mit der Königin im Hause des Dekans Stanley; wir mußten alle herzlich lachen über seine Schilderung, wie er Ihrer Majestät die Schönheit Galloways beschrieb, er „glaube, es gebe keine herrlichere Fahrt in ihrem ganzen Königreich als die an der Küste von Stewartry bei Gatehouse of Fleet“. Er redete sich dabei so in Eifer, daß er seinen Stuhl unvermerkt immer näher zur Königin schob und erst zum Schluß bemerkte, daß er auf ihrem Kleid stand und sie sich nicht bewegen konnte, bis er ihn zurückzog. Soll ich ferner noch erzählen wie Carlyle als junger Mann häufig zu

meiner Großtante, Frau Church in Dumfrieshire kam, und sie, wie er mehr als einmal zu mir sagte, als eine der warmherzigsten, bedeutendsten Frauen schätze, die er je kennen gelernt habe. Einmal, als er dort war, besuchte er die Gummertrees-Kirche; der Geistliche sagte sehr deutlich und ungeschminkt seine Meinung von der Kanzel herab, und sprach gerade darüber, daß „auch Jugend und Schönheit ins Grab gelegt werden“. In diesem Augenblick spürte Carlyle ein Kitzeln, das ihn lächeln machte. Darauf hielt Herr Gillespie inne, sah mit gerunzelter Stirn nach Carlyle hin, der in dem Kirchenstuhl meiner Tante saß, und sagte: „verstehen Sie mich nicht falsch, junger Mann, bei Ihnen wäre es Jugend allein“. Ich habe diese Geschichte von einer alten Cousine, die Carlyle damals zunächst saß“.

Ich bin froh durch Johannas Tagebuch zu Carlyle zurückgeführt zu werden. Er erfreute sich, wenn er in jenen Frühlingstagen zu uns herauskam, an der Ruhe unseres Gartens und bot bei seinen Besuchen stets seinen ganzen Einfluß auf, mich von übermäßigem Arbeiten abzuhalten. Er legte mir immer von neuem ans Herz, wie es früher mit noch größerem Nachdruck Turner getan hatte, in der Pflichterfüllung gegen meine Mutter mein Genügen zu finden. Beide erkannten mit gleicher Deutlichkeit, daß das größte Glück für mich darin bestehe, die Liebe meiner Eltern zu erwidern und in der Stellung, die Gott mir gegeben, in ruhiger Arbeit meine Kräfte zu betätigen.

Mehr als einmal habe ich mir seither bittere Vorwürfe gemacht, daß ich Carlyle nicht Freipaß für den Garten und einen Stall für sein Pferd anbot während der Zeit, die wir nicht zu Hause waren; denn die frische Luft und die Aussicht auf die Norwood-Berge taten ihm wohl, wenn ihm der kleine Garten hinter seinem Haus in der Cheyne Row und die geräuschvolle Nachbarschaft zu unbehaglich wurden.

Fast alles Gute und allen Frieden verdankten wir damals unserer Johanna, die mich getreulich in der Sorge um meine Mutter unterstützte. Sie selbst war vollständig glücklich in der Abgeschlossenheit des Dänemarkhügels, während die Abende, die sie gelegentlich in der Familie George Richmonds oder anderer Londoner Freunde zubachte, deren Kreis sich rasch erweiterte, ihr Gelegenheit gaben, meiner Mutter kleine Geschichtchen mit nach Hause zu bringen, die für uns beide sehr erfrischend waren. Ich verließ jedesmal mein Studierzimmer, wenn Johanna von einer ihrer Expeditionen zurückkam, um das Gesicht meiner Mutter zu beobachten, aus welchem die lebhafteste Teilnahme leuchtete. Schon früher erwähnte ich, daß sie, obgleich selbst nicht witzig, doch im höchsten Grad einen freundlichen Humor genießen konnte, ob er sich nun in einer Erzählung oder im Leben darbot. Ich habe sie teils über Johanna, teils mit ihr bis zu Tränen lachen sehen. Johanna wurde nie müde, ihr zu erzählen, was ihr Freude machte oder in ruhigeren Stunden ihr aus ihren Lieblingsbüchern vorzulesen,

so viel sie wollte, gegen welche andere, weniger religiös erzogene, junge Mädchen sicherlich rebelliert hätten; zum Beispiel die Erzählungen der Miß Edgeworth und Richardsons.

Wahrlich, Johanna hatte alle möglichen weibliche Gaben und Fähigkeiten; eine außerordentlich wohlklingende Stimme, beim Lesen sowohl wie beim Singen, einen erfinderischen Witz, der leicht satirisch, aber nie malitiös war, und eine ausgesprochene Anlage für ausgelassenen Humor, dem jedoch stets ihre feinen Sitten die Grenze zogen. Die Anmut und Lebhaftigkeit, womit sie humoristische schottische oder englische Minstrel-Gesänge vortrug, war in ihren bescheidenen Grenzen nicht zu übertreffen. Sie hatte auch eine hübsche Begabung für's Zeichnen; wiewohl nicht erfinderisch, sondern nur der Natur nachbildend, nützte sie meinen Unterricht mit erfolgreicher Sorgfalt und Geduld, sodaß sie bald Blumen zeichnen und malen konnte, die viel ähnlicher waren, als meine eigenen mühsam ausgearbeiteten Studien. Niemand sagte: „was für eine wundervolle Zeichnung“ aber jedermann sagte: „wie naturwahr ist dies Veilchen oder diese Butterblume“. Allerdings blieb sie jedoch zu meinem Kummer auf diesem Punkt stehen und ist nie zum Landschaftszeichnen weitergeschritten.

Es dauerte auch nicht lange, bis mir Johanna beim Ordnen meiner Kristalle helfen konnte, und so verstrich ihr Tagwerk in freudiger Geschäftigkeit für jede Stunde, bald im Zimmer meiner Mutter, bald in der Mine-

raliensammlung, dann wieder im Garten oder im Empfangszimmer.

Mit lebhaftem Interesse hörte ich Johanna von ihrer heimatlichen Bucht erzählen, da sie mir dadurch die Landschaft am Solway, die Scott beschrieb, deutlicher vor Augen führte; und obgleich ich von meinem Vater Scotts Edinburger Ausdrucksweise mit einer Genauigkeit gelernt hatte, die mich jede Wendung in seinen Schriften verstehen ließ, konnte mir doch Johanna noch manches von dem alten klassischen Galloway-Schottisch erklären, was mir nicht weniger schätzbar war, als wenn einem Schüler das plötzliche Verständnis eines Chors in Aeschylos aufgeht.

Johanna verdanke ich es hauptsächlich, daß ich die Kraft würdigen lernte, die von dem Landstrich zwischen den Küsten von Holy Island bis Edinburg, und von Annan bis zum Mull von Galloway ausgegangen ist. Ein Einfluß, der nicht nur auf Sir Walters Geist, sondern auch auf den Charakter aller guten Schotten und Schottinnen gewirkt hat. Wenn der Leser eine alte Karte zur Hand nimmt, auf welcher Berge und Flüsse, statt Eisenbahnen und Fabriken eingezeichnet sind, wird er finden, daß die höchsten geistigen und moralischen Kräfte Schottlands sich hier entwickelten, seit den Tagen der Douglas von Lochmaben bis auf Scott in Edinburg, Burns in Ayr und Carlyle in Ecclefechan. Hier war die Scholle überall bewohnbar, wenn auch nur unter standhaftem Ringen und geduldig ertragener Armut, in beständiger Abwehr gegen die

piktischen Hochländer im Norden und die Einfälle der englischen Heere im Süden, zur Zeit als die Abteien und die uralte Einsiedelei von Whithorn noch vom Reinsten und Besten der katholischen Religion erfüllt waren. Später wurde der Charakter dieses Hirtenvolkes geläutert und gestählt durch den aufrichtigsten und leidenschaftlichsten Puritanismus, der, wie alle großen Siege des Christentums erstritten war durch Märtyrertum, dessen Gedächtnis sich nirgends lebhafter erhalten hat an jenen Küsten, wo das Christentum in Schottland zuerst festen Fuß faßte.

Whithorn liegt, glaube ich, nur zehn Meilen südlich von Wigtown und dort auf dem Friedhof, nahe bei der alten Begräbnisstätte der Agnews, wo die meisten Glieder von Johannis Familie ruhen, sind die Gräber von Margaret Mac Lachlan und Margaret Wilson, auf deren kleinen viereckigen Grabsteinen die Geschichte ihres Martyriums in Reimen eingemeißelt ist.

Nach meiner letzten Reise im Süden, mit der ich im Jahre 1882 von Italien Abschied nahm, habe ich die alten Beziehungen zu Schottland wieder aufgenommen, indem ich die Ufer des Tweed von Coldstream hinauf bis Alvestiel und die Küsten des Solway-Frith von Dumfries bis Whithorn besuchte. Und als ich meine Kenntnisse südlicher und fremder Geschichte in einem letzten Ueberblick zurechtlegte, wollte es mir scheinen, als ob dieser Landstrich mit seinen niedern Bergen, mit dem ewigen Schauer seiner felsigen Meeresufer, seiner stürmischen See mit den gefährlichen Un-

tiefern, seinen gespenstisch in die Luft ragenden Klippen und seinen vom treibenden Nebel verdüsterten pfadlosen Mooren für die wahre Geschichte der Welt mehr Bedeutung gehabt habe, als alle die lieblichen Länder des Südens, Palästina allein ausgenommen. Gerade bei meiner letzten Reise nach Venedig hatte ich wohl den richtigen Eindruck von der Traurigkeit und Weichlichkeit der Mittelmeerküsten und von der Versuchung für die menschliche Natur, dort mit herabwürdigendem Sichgehen-lassen das Leben zu vergeuden, während bei den Wogen und Klippen des rauhen Nordens, bei der Unmöglichkeit künstlerische Schätze anzusammeln oder sich bunten Träumen hinzugeben, der Geist der Menschen sich kräftig erhielt, die Beschwerden des Lebens zu ertragen und gläubig die Gebote des Himmels zu befolgen.

Bei einiger Ueberlegung erscheint es mir selbst heute merkwürdig, welch' großen Einfluß die heimatlichen Meeresküsten und die Grenze des Cheviotgebirges auf Scotts Einbildungskraft hatten und wie heilsam sie ihm waren, indem sie ihn abhielten von der krankhaften deutschen Phantasie, die sich für Carlyle so verhängnisvoll erwies. Während Scott all sein Dichten und Singen aus der freudigen Bewunderung für die Vergangenheit schöpfte, mit deren Gestalten er die Landschaft bevölkerte, die er nicht müde wurde zu durchstreifen und die er mit aller Empfänglichkeit seiner Seele liebte, war !Carlyles Gemüt in ängstlicher Besorgnis auf die Zukunft ge-

richtet und hatte, niedergedrückt von der täglichen Not und der uneingestanden Scham seiner Armut, von frühester Jugend an nur das Unvollkommene und Düstere der Gegenwart gesehen und gefühlt.

Wohl wenigen Lesern von heute ist es klar, wie groß der Schatz von Scotts historischem Wissen war, wie viel sich davon unter der romantischen Schilderung seiner Werke und in seinen ewig großen Gedichten und Romanzen birgt.

Die Unkenntnis des schottischen Dialektes ist heute bei den Engländern fast allgemein, sodaß es ihnen nur durch ernstes Studium möglich wird, die Melodie von Scotts Versen oder die Bedeutung seiner Dialoge ganz zu verstehen und zu würdigen. Man muß ihn heute mit derselben Sorgfalt lesen wie Chaucer, findet sich aber in höherem Maße belohnt, denn was bei Chaucer nur ein Traum ist, wird in Scotts Schilderung zur höchsten historischen Moral und Wahrheit.

Für mich gehören die Eindrücke am Solway Frith zu den besten Lehren meiner frohen Jugendzeit, und auch für Turner waren sie sehr bedeutungsvoll, da sie seiner Blütezeit ihr Gepräge gaben; die fünf Motive in seinem «Liber Studiorum», die aus dieser Gegend stammen, spiegeln seinen Geist reiner wider und sind edlere Denkmale seiner Kunst als alle seine großen Bilder aus der spätern Zeit.

Ich sehe noch einmal auf dies Haus zurück, in dem ich zwanzig Jahre gelebt und bin froh, daß ich

dem Himmel noch einmal danken kann für den Frieden, die Freuden und die Hoffnungen, die er mir gewährt und für die elysischen Spaziergänge unter den Pflirsich-Blütenzweigen mit Johanna und die paradiesischen mit Rosie, vorbei an dem kleinen glitzernden Fließchen, das ich für sie gegraben und mit Kristallstücken gepflastert habe. Hinter den höchstgelegenen Lorbeerbüschen, jenseits der großen Wiese, wo im Frühling das Gras immer so saftig stand, hatte ich ein Reservoir angelegt, mit dessen Wasser ich an sonnigen Nachmittagen das Bächlein ein paar Stunden lang speisen konnte. In dem Gras waren gewöhnlich ein oder zwei Kornkracken; manchen Abend habe ich dem Vogel nachgespürt, konnte ihn aber nie zu Gesicht bekommen, stets war seine Stimme auf der andern Seite des Feldes.

Das Fließchen hatte seine Fälle, seine ruhigen Stellen und Seen; hier und dort setzte es reizende Streifen von Sand ab, dort und hier verlor es sich unter Stücken von Chalzedon. Es war weder der Liffen, noch der Nith, noch die Wandel, aber sicherlich waren die beiden Mädchen ein wenig grausam, indem sie meinen kleinen Fluß den „Kinnstein“ nannten.

Glücklichste Zeit, die es je für uns alle geben konnte! Nicht, als ob Johanna und ihr Arthur nur für ihre fünf Kinder gelebt und sich nicht um mich gekümmert hätten; nein sie sind stets liebevoll um mich besorgt gewesen, und ich selbst war traurig genug, als mir für immer der Anblick dieser Pflirsich-Allee verloren

ging. „Edenland“ nennt es Rosie zuweilen in ihren Briefen. Ob das kleine Flößchen vom Albanus oder dem Euphrat oder der Themse abstammte, weiß ich nicht, aber für mich war sein Wasser kostbarer als der Trevi-Brunnen oder der von Branda.

Wie die Fäden zusammenlaufen und sich verknüpfen! Den Brunnen von Trevi sah ich zum letztenmal vom Zimmer Joseph Severns aus, dem Vater Arthurs. Er und ich hatten — es war im Jahre 1872 — Johanna dorthin geführt, um sie mit dem alten Herrn bekannt zu machen, und er zeichnete ein nettes Bild seiner hübschen Schwiegertochter, das jetzt in deren Kinderzimmer hängt. Joseph Severn war damals eifrig daran, sein letztes Bild, „Die Hochzeit von Kana“ zu vollenden. Er hatte die Szene unter einen weinumrankten Laubengang verlegt und malte mit Entzücken den kristallklaren Wasserstrahl, der einer griechischen Vase entströmend sich allmählich in den Rubin des Weines verwandelt.

Den Brunnen von Branda sah ich zum letztenmal mit Charles Norton unter derselben Bogenhalle, unter der Dante ihn gesehen; wir tranken gemeinschaftlich daraus und gingen an diesem Abend auf die oberhalb gelegenen Hügel, wo in der Abenddämmerung die Glühwürmchen zwischen den duftenden Gebüschschwärmten. Wie sie leuchteten! Wie Sterne bligten sie durch die purpurnen Blätter!

Wie sie leuchteten! Wie am Abend, an dem ich drei Tage vorher in Siena angekommen war. Die

Dämmerung ging in eine gewittergrollende Nacht über, berghoch aufgetürmte Wolken erhielten von Westen her noch die letzten weißen Lichter, und in den Schein der Blitze, die das treibende Gewölk zerschnitten, mischten sich zahllose Feuerfliegen, heller leuchtend als freisende Sterne.

Brantwood, 19. Juni 1889.

VERLAG VON J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

DAS PROBLEM DER FORM
IN DER BILDENDEN KUNST
VON ADOLF HILDEBRAND.

Vierte unveränderte Auflage. 135 S. M. 2.—

DIE ENTWICKLUNG IN DER KUNST.
EIN ERKLÄRUNGSVERSUCH
VON DR. HERM. LÜER.
8°. M. 1.50.

DAS PROBLEM DER DARSTELLUNG
DES MOMENTES DER ZEIT
IN DEN WERKEN DER MALENDEN UND ZEICHNENDEN KUNST
VON ERNST TE PEERDT.
8°. M. 1.—

VON KUNST UND CHRISTENTUM
PLASTIK UND SELBSTGEFÜHL
VON ANTIKEM UND CHRISTLICHEM RAUMGEFÜHL
RAUMBILDUNG UND PERSPEKTIVE
HISTORISCH-ÄSTHETISCHE ABHANDLUNGEN
VON FELIX WITTING.
M. 2.50

VERLAG VON J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

KÜNSTLERLEBEN
VON
WILLIAM MORRIS HUNT.

Autorisierte Uebersetzung
von A. D. J. Merkel-Schubart.

Preis M. 2.50

WILLIAM MORRIS HUNT.
KURZE GESPRÄCHE ÜBER KUNST

Autorisierte Uebersetzung
von A. D. Schubart.

Zweite verbesserte Auflage mit 13 Bildern M. 2.50.

PETRUS PICTOR BURGENSIS
DE PROSPECTIVA PINGENDI.

Nach dem Codex der Königlichen Bibliothek zu Parma,
nebst deutscher Uebersetzung, zum erstenmale veröffentlicht

VON

DR. C. WINTERBERG.

Band I Text. Mit einer Figurentafel. — Band II. Figurentafeln,
der dem Texte des Manuscripts beigegebenen geometrischen und per-
spectivischen Zeichnungen in autographischer Reproduction nach Copieen
des Herausgebers.

4^o. 79 und CLXXXVII S. nebst 80 Figuren M. 25.—

DAS WESEN
DER MODERNEN LANDSCHAFTSMALEREI

VON

DR. F. FR. LEITSCHUH.

VIII u. 368 S. M. 6.—

Inhalt: Motiv und Studie. — Form und Inhalt. — Licht und
Farbe. — Die Staffage.

VERLAG VON J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

Darstellung des Menschen in der älteren griechischen Kunst.

VON JULIUS LANGE.

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.
Unter Mitwirkung von C. Jørgensen
herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von
A. Furtwängler.

Mit 71 Abbildungen im Texte. 4^o. XXXI u. 225 S. M. 20.—

DIE MENSCHLICHE FIGUR IN DER GESCHICHTE DER KUNST VON DER ZWEITEN BLÜTEZEIT DER GRIECHISCHEN KUNST BIS ZU UNSEREM JAHRHUNDERT

VON JULIUS LANGE.

Herausgegeben von P. Köbke.
Deutsche Uebersetzung von M. Mann.
Mit zahlreichen Abbildungen. M. 30.—

BRIEFE VON JULIUS LANGE EINZIG BERECHTIGTE ÜBERSETZUNG

VON IDA ANDERS.

brosch. M. 5.— gebd. M. 6.—

Im Erscheinen:

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN

VON JULIUS LANGE.

Herausgegeben von P. Köbke.
Deutsche Uebersetzung von Jacob Anders.
Mit zahlreichen Abbildungen. Preis etwa M. 30.—

VERLAG VON J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

PIERO DEI FRANCESCHI
EINE KUNSTHISTORISCHE STUDIE
VON **FELIX WITTING.**

Mit 15 Lichtdrucktafeln. M. 4.—

D I E A N F Ä N G E
DES
MONUMENTALEN STILES IM MITTELALTER
EINE UNTERSUCHUNG
ÜBER DIE ERSTE
BLÜTHEZEIT FRANZÖSISCHER PLASTIK
VON **WILHELM VÖGE.**

Mit 58 Abbildungen und 1 Lichtdruck.

Preis M. 14.—

RAFFAEL UND DONATELLO
EIN BEITRAG ZUR ENTWICKLUNGSGESCHICHTE
DER ITALIENISCHEN KUNST
VON **WILHELM VÖGE.**

Mit 21 Abbildungen und 6 Lichtdrucktafeln.

Preis M. 6.—

DAS WERDEN DES BAROCK
BEI RAPHAEL UND CORREGGIO
nebst einem Anhang über Rembrandt von
JOSEF STRZYGOWSKI.

Mit drei Tafeln. 4^o. Preis gebd. M. 6.—

Studien zur Deutschen Kunstgeschichte.

(Erscheinen seit 1894.)

1. **Térey, Gabriel von**, Verzeichniss der Gemälde des Hans Baldung gen. Grien, zusammengestellt. Mit 2 Lichtdrucktafeln. M. 2.50
2. **Meyer-Altona, Ernst**, Die Sculpturen des Strassburger Münsters. Erster Theil: Die älteren Sculpturen bis 1589. Mit 35 Abbildungen. M. 3.—
3. **Kautzsch, Rudolf**, Einleitende Erörterungen zu einer Geschichte der deutschen Handschriftenillustration im späteren Mittelalter. M. 2.50
4. **Polaczek, Ernst**, Der Uebergangsstil im Elsass. Ein Beitrag zur Baugeschichte des Mittelalters. Mit 6 Lichtdrucktafeln. M. 3.—
5. **Zimmermann, Max, G.**, Die bildenden Künste am Hof Herzog Albrecht's V. von Bayern. Mit 9 Autotypieen. M. 5.—
6. **Weisbach, Werner**, Der Meister der Bergmannschen Officin und Albrecht Dürers Beziehungen zur Basler Buchillustration. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Holzschnittes. Mit 14 Zinkätzungen u. einem Lichtdruck. M. 5.—
7. **Kautzsch, Rudolf**, Die Holzschnitte der Kölner Bibel von 1479. Mit 2 Lichtdrucktafeln. M. 4.—
8. **Weisbach, Werner**, Die Basler Buchillustration des XV. Jahrhunderts. Mit 23 Zinkätzungen. M. 6.—
9. **Haseloff, Arthur**, Eine Thüringisch-Sächsische Malerschule des XIII. Jahrhunderts. Mit 112 Abbildungen in Lichtdruck. M. 15.—
10. **Weese, Artur**, Die Bamberger Domsculpturen. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Plastik des XIII. Jahrhunderts. Mit 33 Autotypieen. M. 6.—
11. **Lichtenberg, Reinhold Freiherr von**, Ueber den Humor bei den deutschen Kupferstechern und Holzschnittkünstlern des XVI. Jahrhunderts. Mit 17 Tafeln. M. 3.50
12. **Scherer, Chr.**, Studien zur Elfenbeinplastik der Barockzeit. Mit 16 Abbildungen und 10 Tafeln. M. 8.—
13. **Stolberg, A.**, Tobias Stimmers Malereien an der astronomischen Münsteruhr zu Strassburg. Mit 3 Netzätzungen im Text und 5 Kupferlichtdrucken in Mappe. M. 4.—
14. **Schweitzer, Hermann**, Die mittelalterlichen Grabdenkmäler mit figürlichen Darstellungen in den Neckargegenden von Heidelberg bis Heilbronn. Mit 21 Autotypieen und 6 Lichtdrucktafeln. M. 4.—

VERLAG VON J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

15. **Gabelentz, Hans von der**, Zur Geschichte der oberdeutschen Miniaturmalerei im XVI. Jahrhundert. Mit 12 Lichtdrucktafeln. *M.* 4.—
16. **Moriz-Eichborn, Kurt**, Der Skulpturencyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters und seine Stellung in der Plastik des Oberrheins. Mit 60 Abbildungen im Text und auf Blättern. *M.* 10.—
17. **Lindner, Arthur**, Die Basler Galluspforte und andere romanische Bildwerke der Schweiz. Mit 25 Textillustrationen und 10 Tafeln. *M.* 4.—
18. **Vogelsang, Willem**, Holländische Miniaturen des späteren Mittelalters. Mit 24 Abbildungen und 9 Lichtdrucktafeln. *M.* 6.—
19. **Haendcke, Berthold**, Die Chronologie der Landschaften Albrecht Dürer's. Mit 2 Lichtdrucktafeln. *M.* 2.—
20. **Pückler-Limburg, S. Graf**, Der Ulmer Maler Martin Schaffner. Mit 11 Abbildungen. *M.* 3.—
21. **Peltzer, A.**, Deutsche Mystik u. deutsche Kunst. *M.* 8.—
22. **Toennies, Eduard**, Leben und Werke des Würzburger Bildschnitzers Tilmann Riemenschneider. 1468—1531. Mit 23 Abbildungen. *M.* 10.—
23. **Weber, Paul**, Beiträge zu Dürers Weltanschauung. Eine Studie über die drei Stiche Ritter Tod und Teufel, Melancholie und Hieronymus im Gehäus. Mit 4 Lichtdrucktafeln und 7 Textbildern. *M.* 5.—
24. **Mantuani, Jos.**, Tuotilo und die Elfenbeinschnitzerei am «Evangelium longum» (= Cod. nr. 53) zu St. Gallen. Mit 2 Tafeln in Lichtdruck. *M.* 3.—
25. **Bredt, Ernst Wilhelm**, Der Handschriftenschmuck Augsburgs im XV. Jahrhundert. Mit 14 Tafeln. *M.* 6.—
26. **Haack, Friedrich**, Friedrich Herlin. Sein Leben und seine Werke. Eine kunstgeschichtliche Untersuchung. Mit 16 Lichtdrucktafeln. *M.* 6.—
27. **Suida, Wilhelm**, Albrecht Dürers Genredarstellungen. *M.* 3.50
28. **Behneke, W.**, Albert von Soest. Ein Kunsthandwerker des XVI. Jahrhunderts in Lüneburg. Mit 33 Abbildungen im Text und 10 Lichtdrucktafeln. *M.* 8.—
29. **Ulbrich, Anton**, Die Wallfahrtskirche in Heiligelinde. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts in Ostpreussen. Mit 6 Lichtdrucktafeln. *M.* 7.—
30. **Frankenburger, Max**, Beiträge zur Geschichte Wenzel Jamnitzers und seiner Familie. Auf Grund archivalischer Quellen. *M.* 4.—

VERLAG VON J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

31. **Stolberg, A.**, Tobias Stimmer. Sein Leben und seine Werke. Mit 20 Lichtdrucktafeln. *Mk* 8.—
32. **Hofmann, Fr. H.**, Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg, fränkische Linie. Mit 4 Textabbildungen und 13 Tafeln. *Mk* 12.—
33. **Pauli, G.**, Hans Sebald Beham. Ein kritisches Verzeichniss seiner Kupferstiche Radirungen und Holzschnitte. Mit 36 Tafeln. *Mk* 35.—
34. **Weigmann, O. A.**, Eine Bamberger Baumeisterfamilie um die Wende des 17. Jahrhunderts. Mit 28 Abbildungen und 32 Lichtdrucktafeln. *Mk* 12.—
35. **Schmerber, Hugo**, Studien über das deutsche Schloss und Bürgerhaus im 17. und 18. Jahrhundert. Mit 14 Abbildungen. *Mk* 6.—
36. **Simon, Karl**, Studien zum romanischen Wohnbau in Deutschland. Mit 1 Tafel und 6 Doppeltafeln. *Mk* 14.—
37. **Buchner, Otto**, Die mittelalterliche Grabplastik in Nord-Thüringen mit besonderer Berücksichtigung der Erfurter Denkmäler. Mit 18 Abbildungen im Text und 17 Lichtdrucktafeln. *Mk* 10.—
38. **Scherer, Valentin**, Die Ornamentik bei Albrecht Dürer. Mit 11 Lichtdrucktafeln. *Mk* 4.—
39. **Rapke, Karl**, Die Perspektive und Architektur auf den Dürer'schen Handzeichnungen, Holzschnitten, Kupferstichen und Gemälden. Mit 10 Lichtdrucktafeln. *Mk* 4.—
40. **Beringer, Jos. Aug.**, Peter A. von Verschaffelt. Sein Leben und Werk. Aus den Quellen dargestellt. Mit 2 Abbildungen im Text und 29 Lichtdrucktafeln. *Mk* 10.—
41. **Singer, Hans Wolfg.**, Versuch einer Dürer Bibliographie. *Mk* 6.—
42. **Geisberg, Max**, Der Meister der Berliner Passion und Israhel van Meckenem. Studien zur Geschichte der westfälischen Kupferstecher im XV. Jahrhundert. Mit 6 Tafeln. *Mk* 8.—
43. **Wiegand, Otto**, Adolf Dauer. Ein Augsburger Künstler am Ende des XV. und zu Beginn des XVI. Jahrhunderts. Mit 15 Lichtdrucktafeln. *Mk* 6.—
44. **Kantzsch, Rudolf**, Die Holzschnitte zum Ritter vom Turn (Basel 1493). Mit einer Einleitung. Mit 48 Zinkätzungen. *Mk* 4.—
45. **Bruck, Robert**, Friedrich der Weise, als Förderer der Kunst. Mit 41 Lichtdrucktafeln u. 5 Textabbildungen. *Mk* 20.—
-

VERLAG VON J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

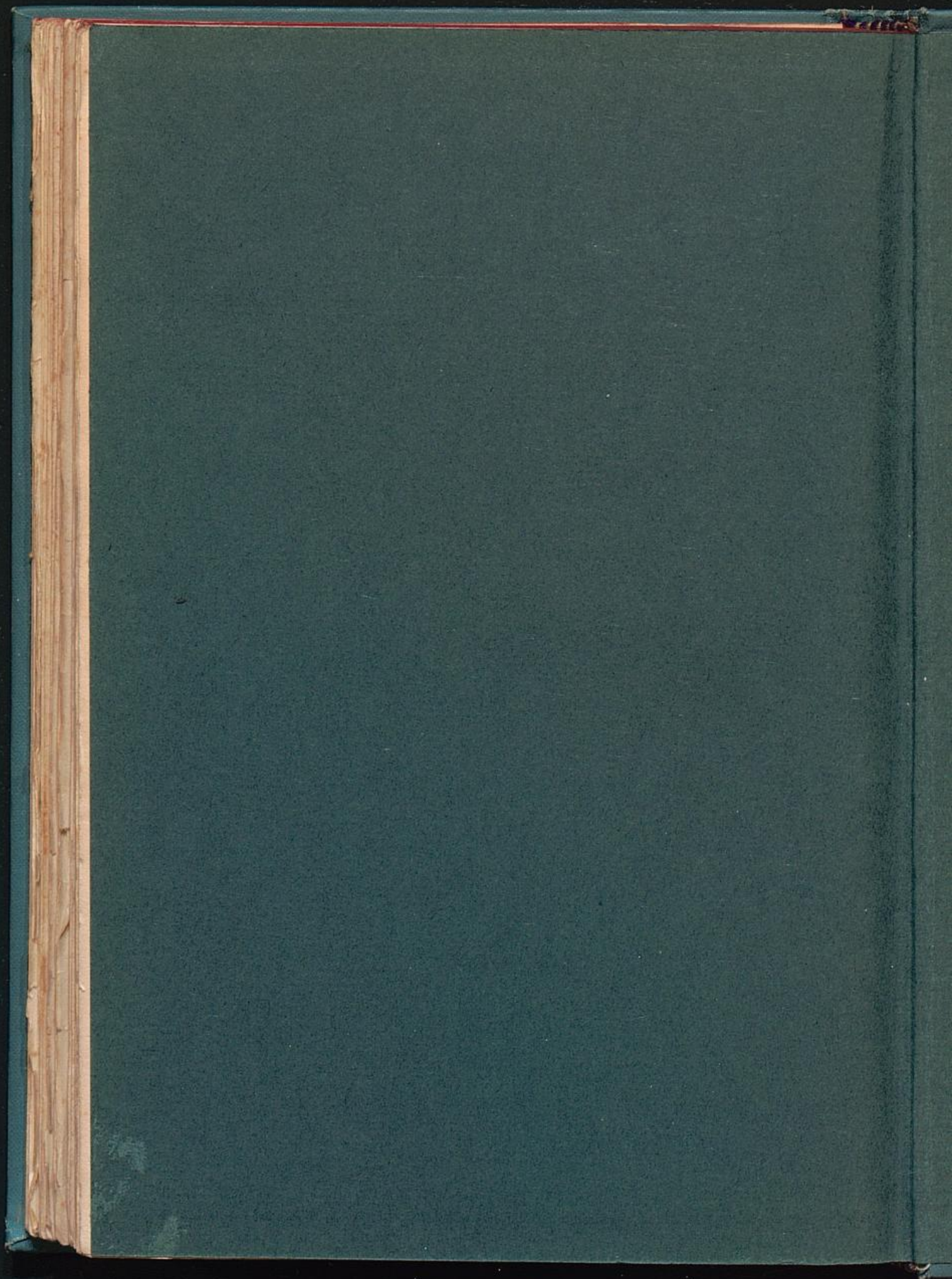
Zur Kunstgeschichte des Auslandes.

1. **Haendcke, B.**, Studien zur Geschichte der spanischen Plastik. Juan Martinez Moñtanes — Alonso Cano — Pedro de Mena — Francisco Zarcillo. Mit 11 Tafeln. *M* 3. —
2. **Wolff, Fritz**, Michelozzo di Bartolommeo. Ein Beitrag zur Geschichte der Architektur und Plastik im Quattrocento. *M* 4. —
3. **Jaeschke, Emil**, Die Antike in der bildenden Kunst der Renaissance. I. Die Antike in der Florentiner Malerei des Quattrocento. *M* 3. —
4. **Prestel, Jakob**, Des Marcus Vitruvius Pollio Basilika zu Fanum Fortunae. Mit 7 Tafeln in Lithographie. *M* 6. —
5. **Pelka, Otto**, Altchristliche Ehedenkmäler. Mit 4 Lichtdrucktafeln. *M* 8. —
6. **Hamilton, Neena**, Die Darstellung der Anbetung der heiligen drei Könige in der toskanischen Malerei von Giotto bis Lionardo. Mit 7 Lichtdrucktafeln. *M* 8. —
7. **Goldschmidt, Adolph**, Die Kirchenthür des heiligen Ambrosius in Mailand. Ein Denkmal frühchristlicher Skulptur. Mit 6 Lichtdrucktafeln. *M* 3. —
8. **Prestel, Jakob**, Die Baugeschichte des jüdischen Heiligtums und der Tempel Salomons. Mit 7 Tafeln. *M* 4. 50
9. **Brach, Albert**, Giotto's Schule in der Romagna. Mit 11 Lichtdrucktafeln. *M* 8. —
10. **Witting, Felix**, Die Anfänge christlicher Architektur. Gedanken über Wesen und Entstehung der christlichen Basilika. Mit 26 Abbildungen im Text. *M* 6. —
11. **Lichtenberg, Reinhold Freiherr von**, Das Porträt an Grabdenkmälern; seine Entstehung und Entwicklung vom Altertum bis zur italienischen Renaissance. Mit 44 Lichtdrucktafeln. *M* 15. —
12. **Roths, Walter**, Die Darstellung des fra Giovanni Angelico aus dem Leben Christi und Mariae. Ein Beitrag zur Ikonographie des Meisters. Mit 12 Tafeln. *M* 6. —
13. **Wulff, Oskar**, Die Koimesiskirche in Nicäa und ihre Mosaiken. Nebst den verwandten kirchlichen Baudenkmälern. Mit 6 Tafeln und 43 Abbildungen im Text. *M* 12. —
14. **Johnny, Roosval**, Schnitzaltäre in schwedischen Kirchen und Museen aus der Werkstatt des Brüsseler Bildschnitzers Jan Bormann. Mit 61 Abbildungen. *M* 6. —

Weitere Bände in Vorbereitung.

EL).

hen
edro
—
trag
nto.
—
unst
erei
—
lika
—
it 4
—
der
von
—
gen
tur.
—
hen
50
Mit
—
tur.
Ba-
—
trät
ung
44
—
nni
rag
—
hre
ern.
—
hen
ild-
—



UNIVERSITÄT
PADERBORN

100

100

Ch. Knorr.

Praeterita.

Selbstbiographie

John Ruskins.

Band II

P
06

EAPC
1058
-2